Die

Antonine.

69—180 nach Christus.

Nach dem von der französischen Akademie gekrönten Werke des Grafen de Champagny deutsch bearbeitet

von

Dr. Eduard Doehler,

Oberlehrer und Subrektor am Gymnasium in Brandenburg a. d. Havel.

Zweiter Band.

Hadrianus und Antoninus Pius.

Halle,

Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.

1877.

Inhaltsverzeichnis.

Zweites Buch.

Hadrianus.

(117—138.)

Erstes Kapitel. — Die ersten Jahre seiner Regierung (117—120).

Zweites Kapitel. — Hadrianus. — Seine Reisen (120—130).

*

Drittes Kapitel. — Hadrianus in Aegypten und in Syrien.

§ 2. — Von der Sklaverei zur Zeit der Antonine.

§ 3. — Einfluß des Christenthums auf die Sklaverei.

Drittes Buch.

Antoninus Pius.

(138—161.)

Erstes Kapitel. — Höhepunkt des römischen Reiches. — Seine Macht.

Zweites Kapitel. — Die Freiheiten des römischen Reiches.

Viertes Buch.

Die Kirche.

Erstes Kapitel. — Die Einheit der Kirche.

Zweites Kapitel. — Die Wiedergeburt.

Drittes Kapitel. — Die Kämpfe.

Seite.

Viertes Kapitel. — Die Freiheit.

Fünftes Kapitel. — Die Hoffnungen.

Sechstes Kapitel. — Jüdische Häresie.

Siebentes Kapitel. — Gnostische Häresien.

***

Seite.

Neuntes Kapitel. — Die Kirche und die Macht.

Die Antonine.

II.

Zweites Buch.

Hadrianus.

117—138.

Erstes Kapitel.

Sein Regierungsantritt.

117—120.

Für jeden Geschichtsfreund muß es ein großer Schmerz sein, daß von dem Hadrianus und seiner Zeit uns so wenig überliefert worden ist.[1] Von diesem wissenschaftlich gebildeten Fürsten, der an einem wissenschaftlich gebildeten Hofe, in einem, man möchte sagen, zu wissenschaftlich gebildeten Jahrhunderte lebte, ist uns nur ein geistreicher Brief an einen nahen Verwandten von ihm, den er später hinrichten ließ, und ein Dutzend Epigramme übrig.[2] Von den Geschichtschreibern aus seiner Zeit ist gar nichts auf uns gekommen.

1) P. Aelius Hadrianus, geb. zu Rom am 24. Januar 76, Verwandter des Trajanus und sein Mündel (86); vermählt (100) mit Julia Sabina, Großnichte des Trajanus; Quästor im J. 101; Volkstribun (105); Prätor (107); Konsul im Jahre 109, 118, 119. Adoptiert von Trajanus den 11. August (117) mit dem Titel Augustus und der tribunizischen Gewalt; gestorben zu Bajä den 10. Juli 138; erwähnt unter den Arvalischen Brüdern im J. 119 (Marini 49). — S. Spartianus, unter Hadrianus, Xiphilinus, aus Dio, LXIX; Aurel. Vict., Caes., XIV, Epit. XIV; Eutropius, VIII. Unter den Neuern, Geschichte des Kaisers Hadrianus u. seiner Zeit, von F. Gregorovius; Flemmer, de itineribus et rebus gestis Hadriani Imperatoris; Hertzberg, in seiner Geschichte Griechenlands unter den Römern.

2) Seine lat. Gedichte angeführt in Spartianus, seine griechischen Epigramme in der Anthologie VI, 332, VII, 674, IX, 137, 387, 389, 402

Von den spätern Geschichtschreibern, die von ihm gesprochen haben, besitzen wir nur etwa funfzehn Seiten, die der Abreviator Xiphilinus, ein Mönch aus dem elften Jahrhundert, etwa zwölf Seiten, die der Abreviator Spartianus, und außerdem einzelne Bruchstücke, die vier oder fünf andere Abreviatoren uns hinterlassen haben. Von großer Wichtigkeit für uns sind die Münzen und Inschriften, die uns über die Jahre der Konsulate, über die Daten der Geburt und die Reihenfolge der Thatsachen Auskunft geben, freilich aber auch über viele Punkte uns in Zweifel lassen. Wie, ich will nicht sagen schön, aber interessant würde uns das Leben eines solchen Fürsten und das Gemälde einer solchen Regierung erscheinen, wenn wir ausführliche Nachrichten darüber hätten, da uns schon das Wenige, was wir darüber besitzen, erkennen läßt, daß der Großneffe, der sogenannte Adoptivsohn des Trajanus, eine seltsame, wunderbare, aber gewaltige Erscheinung war!

Man gestatte mir eine Vergleichung. Man stelle sich einen Italiener aus der Zeit der Renaissance vor, geboren zwischen 1450 und 1550, in der Zeit, die nach der Kindheit des Mittelalters gleichsam das Jünglingsalter der modernen Nationen, die Zeit des Aufschwungs, der Begeistrung, der Krisis, der Gefahr, der Verirrungen, des Sturzes gewesen ist. Man stelle sich einen von den Menschen vor, deren Geist, gleichsam plötzlich aus einem langen Schlummer erwacht und durch denselben erquickt sich auf ein Mal Allem zuwandte,

---

und in Dio, LXIX, 10. Man besitzt noch seine Reskripte (ἀποφάσεις) Fabric., bibl. gr.; (eine Abhandlung über die Taktik (apokryph.); einen Dialog (apokryph.) mit Epiktetos. — Verloren gegangene Werke: eine Alexandreis (Steph. Byzant. in Ἀστρaια); ein Gedicht mit der Aufschrift libri Catacriani, nach dem Beispiel des Antimachus (Spartian., 16); erotische Gedichte (Apulej. in Apol.); Zwei Bücher Reden oder Deklamationen (Photius, 100; Aul. Gell., XVI, 13); historische Bücher, die er unter dem Namen seiner Freigelassenen veröffentlichte; das sind vielleicht die des Phlegon (Spart., 16); ein Gedicht zu Ehren der Plotina) (Dio, LXIX, 10); ein Buch über militärische Disziplin (ἐπιτήδευμα).

Hadrianus war Arzt und hatte eine Augensalbe erfunden (Fabric., Bibl. Gr., XIII, 34); — Musiker (Athenaios, VIII, 16); — Sophist (Rhetor), Julianus, in Caesarib., und deshalb Graeculus genannt (Victor, in Epit., 14. Spartian., 15, 17, 20); — Flötenspieler (Fronto, de feriis Alsiensib., 3) — und endlich ein ausgezeichneter Feinschmecker, prandiorum optimorum esorem optimum (id.).

einen von den Menschen, die zugleich Dichter, Maler, Musiker, Bildhauer, Architekten, Ingenieurs, Soldaten waren. Er wird die Werke des Alterthums mit Poggius und Bembo lesen, wird Dichter mit Ariosto, Maler mit Perugino, Architekt mit Bramante sein; er wird Amerika mit Colombo ahnen. Er wird in dem intellektuellen Leben dieses für den Geist so fruchtbaren Zeitalters ganz aufgehen. Zu Allem befähigt, wird dieser Zeitgenosse des Macchiavelli in der Kunst die Menschen zu regieren nicht fremd sein, und um sie zu beherrschen, wird er Alles, selbst das Gute können.

Allein das Gute in ihm wird weit mehr eine Berechnung seines klugen Verstandes sein, als ein Drang seines Herzens oder eine Inspiration seines Glaubens. Mitten in eine Welt versetzt, wo alle Leidenschaften ebenso wie alle Ideen aufwallen; wo das wieder erwachende Heidenthum sich in die Kämpfe des zerrissenen Christenthums einmischt, wo man, entzückt durch die Erinnerungen, durch das Anstaunen, durch die Sitten zuweilen, nur noch aus Opposition Christ ist; wird ein solcher Mensch, dessen Leben vor Allem ein intellektuelles ist, wenig nach seiner vollen Ueberzeugung leben. Da wird nicht die edle, ideale, sondern exzeptionelle Lauterkeit eines Michel Angelo sich kund geben, da wird weit mehr die abenteuerliche und ungebundene Keckheit eines Cellini sich zeigen. Ein Charakter wird verdorben sein, wie es der Charakter jener Zeit so oft war. Ein solcher Mensch wird sogar im Stande sein, Verbrechen zu begehen; der verletzte Stolz des Künstlers griff mehr als einmal zum Dolche. Kurz inmitten solcher Größe und solcher Laster wird er die Schwächen seiner Zeit, Pedanterie, Sophisterei, besitzen; statt des wahren Glaubens, der aus den befleckten Herzen entweicht, wird ihn der Aberglaube beherrschen, den die Phantasie weit mehr nährt, als das Herz; er wird sich in das Labyrinth der verborgenen Wissenschaften verlieren, er wird Magie treiben, Astrologie, solche Dinge, die der Neugierde des Geistes und der Verdorbenheit der Seele eigen sind. In solchem Menschen wird das Erkenntnisvermögen vorwiegend, der Verstand mächtig, die Eigenliebe maßlos, der Wille stark, die Einwirkung auf Andere erfolgreich sein; aber das Gewissen wird schlummern, der Geist im Aberglauben befangen, das Herz verdorben sein. Der Mensch wird bewundrungswürdig und verächtlich sein.

Nun versetze man diesen Menschen in ein anderes Jahrhundert. Man lasse ihn in seinem eignen Wesen diese Begeistrung für alle

menschlichen Kenntnisse, die der Mensch des sechzehnten Jahrhunderts in dem Geiste seiner Zeit fand, finden. Man lege ihm die Toga und die mit dem breiten Purpurstreifen besetzte Tunica an; man werfe um seine Schultern den Purpurmantel. Man gebe ihm das von Trajanus erweiterte römische Reich, um in demselben zu herrschen, aber auch um einen Genuß davon zu haben; um mit den artistischen und intellektuellen Schätzen so vieler Nationen seinen unersättlichen Wissensdurst zu befriedigen, um durch so viele Völker, so viele Länder, so viele Herrlichkeiten hindurch großartige Kunst- und antiquarische Reisen zu machen, bekleidet mit dem Purpur und in seinem Gefolge eine Legion, um überall, wohin er kommt, die Pracht und die Denkmäler erstehen zu lassen, um zugleich die Menschheit zu verherrlichen, die er mit starker Hand regiert und durch seinen gewaltigen Willen in ihrer Einheit, ihrem Frieden und Glück erhält: das ist Hadrianus. Seine Regierung war nur die Verwirklichung der Phantasie von Tausend und eine Nacht. Sein Leben war eine Reise durch alle Völker, alle Meisterwerke, alle Erinnerungen, zu einer Zeit, wo alle Völker ein einziges, alle Meisterwerke unversehrt, alle Pracht einer Zivilisation von zwanzig Jahrhunderten noch unverletzt waren. Was für ein glänzendes, ich will nicht sagen beneidenswerthes Leben!

Hadrianus war im höchsten Grade für ein solches Leben geeignet. Er besaß zuvörderst die vornehmste und unbedingt nothwendige Eigenschaft des Geistes, diejenige, die mindestens zur Hälfte ein jedes großes Genie ausmacht, das Gedächtnis. Wenn er ein Buch einmal las, wußte er es auswendig. Als Feldherr erinnerte er sich des Namens von Soldaten, die seit langer Zeit nicht mehr im Heere dienten; als Kaiser erkannte er alle wieder, die ihn begrüßten, und flüsterte die Namen dem nomenclator zu, die dieser ihm zuflüstern mußte. Es geschah nicht selten, daß er zu derselben Zeit einen Vortrag anhörte, schrieb, diktierte und sich mit Freunden unterhielt. Im Lager und in der Politik war er der Zögling des Trajanus. Ohne ein Freund des Krieges zu sein, liebte er den Soldaten und verstand es, die Liebe und den Gehorsam desselben sich zu erwerben; man schreibt ihm eine Schrift über die Taktik zu. Trajanus hatte ihn auch gelehrt, die Körperübungen nicht zu verachten, die den Mann, den Römer, den Soldaten ausmachten. Er führte die Waffen wahrscheinlich weit besser, als Trajanus; er jagte leidenschaftlich, wie Trajanus; er verrenkte sich auf der Jagd eine Schulter und brach das

Bein. Außer dem wenig wissenschaftlich gebildeten Soldaten Trajanus, der sein Lehrer in der Politik, im Kriege und auf der Jagd war, hatte er noch andere Lehrer. In seinem funfzehnten Jahre gieng er nach Athen, um sich hier den Wissenschaften zu widmen; aber er lernte auch zugleich die hellenische Korruption kennen. Man nannte ihn scherzweise Graeculus. Kein Feld des Wissens war ihm unbekannt.[1]

Er war ein Dichter, und ein Dichter mit Geist; er war ein Maler, Bildhauer, Kunststecher, Sänger, Musiker, Grammatiker; er war Geometer, Mathematiker, Mediziner, Rechtskundiger, Alterthumsforscher und mehr als alles Uebrige Sternkundiger. Alles dies in seiner Person vereinigt war Grund genug, die Eitelkeit in ihm zu erregen, wozu noch außerdem der römische Kaiser kam.

Aber er besaß eine Leidenschaft, die unedelste von allen, und die doch fast alle talentvolle Menschen besitzen, den Neid. Der Neid ist die Krankheit der Künstler. Diese Bemerkung macht Voltaire, und derselbe kann zu dem Glauben führen, daß er wol zuweilen sich selbst prüfte. Hadrianus war auf Alles neidisch, so wie er in Allem reich begabt und auf jeden Ruhm eifersüchtig war. In der Politik war er auf Trajanus eifersüchtig und suchte soviel er konnte das Andenken an seinen Adoptivvater zu verkleinern. In den Wissenschaften, eifersüchtig auf alle Talente, zog er dem Homeros einen ganz obskuren Dichter, Namens Antimachos vor, dem Cicero den Cato, dem Vergilius den Ennius, deren Ruhm den seinigen nicht verdunkelten. Er hatte gern Gelehrte um sich, aber nur um ihnen ihre Irrthümer nachzuweisen, und wenn ihm das nicht gelang, sie zu verfolgen.[2] Er suchte ihnen Nebenbuhler anzuregen. Er liebte sie sehr, wenn sie mittelmäßige Köpfe waren, aber er war auch im Stande, ihnen ans Leben zu gehen, wenn sie talentvolle Männer waren. Zwischen dem Baumeister Apollodoros und dem Baumeister Hadrianus fand ein Kunststreit Statt, Apollodoros setzte seinen Kopf zum Pfande und verlor ihn.

---

1) *Πάντα τὰ περίεργα πολυπραγμονῶν.* Euseb., Hist. eccl., V, 5. — *Πολυπραγμονῶν τὰ ἀπόῤῥητα.* Julian., in Caesarib. — Curiositatum omnium explorator. (Tertull., Apolog., 5).

2) So Favorinus u. Dionysius von Milet, berühmte Rhetoren, denen er ihre Schüler zu entziehen u. Nebenbuhler anzuregen suchte. (Dio, LXIX, 3; Spart., in Hadr.)

Ein neidischer Mensch ist ein Kranker, und in der That ist in dem Wesen des Hadrianus etwas Krankhaftes, Unnatürliches, Kindisches. Seine Eigenliebe zeigt einen böswilligen, zornigen Charakter. Seine Liebe zum Ruhme treibt er bis aufs Aeußerste; und durch solche Uebertreibung würdigt er ihn herab. Es genügt ihm nicht, glänzende und kühne Jagden zu veranstalten, er muß auch noch das Andenken an dieselben durch Grabmäler, die er seinem Hunde und seinem Pferde errichten läßt, verewigen.[1] Es genügt ihm nicht, das Kriegsschwert handhaben zu können, er muß auch mit dem Gladiatorschwert umzugehn verstehen. Er ist nicht zufrieden, wichtige Dinge kennen zu lernen, er bekümmert sich auch um die kleinlichen; er läßt seine Freunde ausspionieren, läßt sich von den Boten die Briefe geben, theilt den Ehemännern boshafter Weise mit, was ihre Frauen an ihnen auszusetzen haben.[2] Für ihn ist die Erkenntnis des Möglichen nicht genug, er muß auch das Unmögliche erforschen. Er gibt sich, wie übrigens sein ganzes Jahrhundert, den Beschwörungen, der Wahrsagerei, den Orakeln, den Träumen, der Zauberei hin; er läßt sich in alle Mysterien einweihen, begibt sich in die Schule aller Betrüger. Die Astrologie, die ihm einer von seinen Vettern gelehrt hat, ist für ihn ein Familienruhm; er stellt unabläßig sich und seinen Freunden die Nativität; er schickt sie ihnen zu, mag sie angenehm sein oder nicht. Am Abend des 31. Dezember befragt er die Sterne und schreibt Tag für Tag die Ereignisse des beginnenden Jahres auf, wie sie ihm von den Sternen angegeben worden. Am Anfange des zwei und zwanzigsten Jahres seiner Regierung stellte er sein Heroskop nur bis zum 10. Juli, und gerade am 10. Juli starb er. So erzählt sein Geschichtschreiber.

Ebenso seltsam wie sein Geist, war auch seine Handlungsweise. Bald verzeiht er das ihm zugefügte Unrecht. „Nun bist du gerettet!“ sagt er beim Antritt seiner Regierung zu einem Menschen, der sein

---

1) Er ließ seinem Pferde Borysthenes ein Grabmal mit einer Ehrensäule und einer Inschrift errichten. Dio, LXIX, 7, 10. Spartian., in Hadr. Eine zu Antibes aufgefundene Marmortafel enthält das Wort *ΒΟΡΥΣΘΕ*. (Millin, Voyages dans le midi de la France, ch. XLV, t. II, p. 512). Man führt eine zu Apt gefundene seltsame und weitschweifige Inschrift von diesem Pferde an. (Orelli, 824). Burmann hält sie nicht für echt.

2) Spartian., ibid., 11.

Feind gewesen ist, ein schlaueres und eben so großartiges Wort, wie das Louis' XII. Bald aber zeigt er auch wieder ein unversöhnliches Gedächtnis; er erinnert sich nach einem Zeitraum von vierzig Jahren, daß Servianus dem Trajanus seinen ausschweifenden Lebenswandel mitgetheilt hat, und er rächt sich durch ein Verbrechen. Er verzeiht sogar nicht immer die ihm geleisteten Dienste, und die Personen, die auf ehrliche oder unehrliche Weise ihn zu seinem Glücke behilflich gewesen sind, werden schließlich von ihm wie Feinde behandelt. Voller Milde beim Antritte seiner Regierung, ist er am Ende grausam. Einfach in seiner Häuslichkeit wie Trajanus und Augustus, ist er doch der erste Kaiser, der in seinem Hause statt der Freigelassenen römische Ritter gehabt hat; die Palastämter waren bis dahin einfache Hausämter, und das Haus des Fürsten war ein Privathaus. Er trinkt keinen Wein bei Tische, und er überläßt sich den fürchterlichsten Ausschweifungen. Er, ein Philosoph, ein Denker, ist nichts desto weniger ein Eingeweihter der geheimen Wissenschaften, Oberpriester „Arval-Bruder." Er, der lange nur die römischen Götter anbetet, gesellt ihnen zuletzt seinen Gott Antinoos, einen Hirten von Bithynien, zu. Eingeweiht in die eleusinischen Mysterien, wo, wie man sagte, die Seele die Gewißheit von ihrem zukünftigen Glücke erwirbt, stirbt er scherzend über die Ungewißheit des Schicksales seiner Seele. Er hat die Menschenopfer verbannt, und er hat den Opfertod des Antinoos angenommen. Er hat dem Christenthum mehr als irgend ein anderer heidnischer Kaiser (mit Ausnahme des Alexander Severus) Gerechtigkeit widerfahren lassen, und dennoch verfolgt er nicht allein die Christen, sondern er entweiht wolüberlegt Bethlehem und den Kalvarienberg. Das Verfahren des Trajanus indirekt misbilligend, will er nicht, daß sein Name auf irgend ein Denkmal gesetzt werde, und doch gibt er wol zwanzig Städten seinen Namen.[1] Gewährend, wenn

1) Siebzehn Städte (wovon funfzehn in Kleinasien) führen auf den Münzen die Namen *ΑΔR. ΑΔRΙΑΝΩΝ. ΑΔRΙΑΝΟΠ. ΑΕΛ.* (Aelia). Spartianus (19) nennt außerdem Karthago, zwei hispanische Städte, Adrianopolis in Thrakien (was diesen Namen beibehalten hat), Palmyra in Syrien, Mursa in Panonien, eine andere in Libyen. — Eine Stadt in Mysien, Hadrianotherai (Hadrians Jagd), weil Hadrianus hier einen Eber erlegt hatte. — Jerusalem hieß Aelia Capitolina. — Juvavium (Salzburg), genannt Hadriana. — Kolonien des Hadrianus: viel Städte in Afrika, die Aelia heißen (Inscr. Gruter, p. 363—364), etc. S. Dio, 12; Aristid., Orat. 23; Philostrat., ꝛc.

man ihn nicht bittet, abweisend, wenn man ihn bittet; es nicht liebend, sagt er, daß man traurig von einer Audienz bei ihm weggeht und oft die Menschen, die mit ihm gesprochen haben, sehr traurig entlassend; „ernst und heiter, höflich und unfreundlich, oberflächlich und überlegt, sparsam und freigebig, in allen Dingen verschieden;“ [1] er besitzt alle Vorzüge und alle Schwächen, Hoheit, kindisches Wesen, Ehrgeiz, Schamlosigkeit.

Ich habe mich zu dieser Charakterschilderung fortreißen lassen, ohne noch Etwas über die Ereignisse während seiner Regierung mitgetheilt zu haben. Es läßt sich auch nicht viel sagen, da seine Geschichtschreiber ein seltsames Schweigen beobachten.

Ich habe schon von dem frühern Leben des Hadrianus gesprochen, auch von seiner sogenannten Adoption durch den sterbenden Trajanus und von den Begräbnisfeierlichkeiten, die der so adoptierte Hadrianus einem solchen Vorgänger wol schuldig war. In Folge dieser Adoption von dem Heere zum Kaiser ausgerufen, bat er den Senat um die Bestätigung dieser regellosen, aber unvermeidlichen Wahl, und der Senat hütete sich wol, dieselbe zu verweigern. Aber trotz der ohne Widerstand von Seiten des Lebenden erfolgten Installation und der dem Gestorbenen erwiesenen Ehrenbezeigungen begriff man den Ernst der Situation, in welcher Trajanus das Reich hinterließ. Man erhob den Trajanus zu einem Gotte, aber man beeilte sich, die Wunden, die dieser Gott durch seinen Tod hinterließ, zu heilen.

Zwar blieb die kluge und heilsame innere Politik des Trajanus stets die Richtschnur, von der zum Wole des Reiches seine Nachfolger sechzig Jahre hindurch nicht abwichen; aber seine Kriegspolitik, die er während der drei letzten Jahre übertrieben, hatte das Reich in Gefahr gebracht. Asien, das er zu erobern geglaubt hatte, befand sich in vollem Aufstande; die Parther, die er zuerst bezwungen und denen er alsdann einen König gegeben hatte, wollten weder ihre Unterwerfung, noch ihren König anerkennen. An allen Grenzen des Reiches lehnte man sich auf: die schreckliche Empörung der Juden war kaum unterdrückt; die Völker jenseits der Donau hatten diesen Fluß überschritten und verheerten die römische Provinz. Aegypten, Britannien waren kaum unterworfen, oder befanden sich noch in Aufregung. Außerdem hatte Trajanus durch sein Schwanken, durch seine halben Versprechungen,

1) „Ad vitia et virtutes quasi arbiter genitus.“ Aurel. Vict., Ep.

durch die Hoffnungen, die er dem Einen oder dem Andern gemacht hatte, in dem Reiche eine nicht unbedeutende Anzahl von Prätendenten zurückgelassen, die stets bereit waren, den Zepter, auf den sie einmal gerechnet hatten, zu ergreifen.

Hadrianus suchte alle seine Verbindlichkeiten zu erfüllen; er entsagte, wie er nicht anders konnte, mit einem Schmerz, den seine Eifersucht auf Trajanus milderte, dem Traume von einem asiatischen Reiche. Er gab Mesopotamien, Assyrien, Armenien, die kurze Zeit römische Provinzen gewesen waren, entweder den Parthern zurück, oder überließ diese Länder sich selbst. Er gab den Parthern ihren rechtmäßigen König zurück und ertheilte dem römischen Kandidaten eine Lehnsherrschaft in einem andern Winkel von Asien zu.[1] Die Legionen giengen wieder zurück über den Euphrat, und das Reich nahm bescheiden seine frühern Grenzen ein. Hadrianus hätte auch gern Dakien, eine vortheilhaftere und besser gesicherte Besitzung, aufgegeben;[2] aber Dakien, schon vollständig römisch, erklärte sich dagegen. Hadrianus begnügte sich nur, unter einem mir unbegreiflichen Vorwande die über die Donau geschlagene Brücke abzubrechen.

War das Reich auch auf diese Weise verkleinert, so bedurfte es doch der Sicherung. Marcius Turbo wurde mit dieser Aufgabe betraut. Dieser Feldherr, der den Aufstand der Juden unterdrückt hatte, wurde nach Mauretanien entsendet, wo der Statthalter Lusius Quintus, einer von den freiwilligen oder unfreiwilligen Bewerbern um die Nachfolge des Trajanus, den Geist der Empörung begünstigte. Der Weggang des Lusius, die Ankunft seines Nachfolgers beschwichtigten die Provinz. Marcius Turbo mußte von Afrika an die Ufer der Donau eilen, um den Einfall der sarmatischen Völkerschaften abzuschlagen. Hadrianus selbst betheiligte sich an diesem Kriege, in dem die batavische Reiterei, die im Angesichte des Feindes kühn durch den Fluß schwamm, diesen überrumpelte und in die Flucht schlug. Der siegreiche Hadrianus beeilte sich, einen Vergleich abzuschließen. Rom

---

1) Xiphil., LXIX, 13. Spartian., Hadr., 4, 5. Rufus Festus, Breviar. Eutr., VIII.

2) Gegen die Verwirklichung dieses Planes, der dem Hadrianus von den Geschichtschreibern zugeschrieben wird, führt Gregorovius eine Inschrift an, in der Dakien dem Hadrianus dankt: CVIVS VIRTVTE DACIA IMPERIO ADDITA FELIX EST (Varhély. Gruter, p. 249). Diese Schmeichelei eines DEVOTVS NVMINI EIVS scheint mir wenig beweisend.

regelte mit dem barbarischen Könige der Roxolanen den jährlichen Tribut, über dessen Verringerung er sich beschwert hatte. Die Donauvölker anerkannten die Oberlehnsherrlichkeit Roms dadurch, daß sie den Hadrianus zum Schiedsrichter in ihren Streitigkeiten[1] machten. Der Friede des Reiches wurde wieder hergestellt (119), und Hadrianus hatte während seiner ganzen Regierung keinen einzigen fremden Feind mehr zu bekämpfen.[2]

Aber dieser Friede war kein abgerüsteter Friede. Sicherlich zeigte sich hierin nicht die ehrgeizige Thätigkeit des Soldaten Trajanus, auch nicht die unmilitärische Saumseligkeit der ersten Cäsaren. Hadrianus, ebenfalls ein Soldat, wollte den Frieden, aber den stark gerüsteten Frieden. Die Grenze, die er zog, sollte eine unüberwindliche sein; er bezeichnete sie durch eine lange Linie von Wällen und Palisaden, wie die vor ihm gezogene Grenze in Germanien. Hinter diesen Linien standen an den Krieg gewöhnte, disziplinierte, wachsame Legionen. Hadrianus liebte es, sein drohendes Heer in seiner Ruhe zu zeigen.

Aber trotz diesen Maßregeln und trotzdem daß der Feind in Respekt gehalten wurde, hätte Hadrianus ihn gern verleitet. Er hätte gern da, wo sich eine halbe Zivilisation zeigte, mit diesen ungesitteten Königen regelmäßige, friedliche, freundschaftliche Beziehungen unterhalten; er hätte sich gegen seinen Feind vertheidigt, indem er ihn zivilisierte. Er fürchtete nicht einmal, ihn zu bereichern und, wenn es nöthig war, den Feind durch Geschenke zu erkaufen, die,

1) Dieser Feldzug des Hadrianus gegen die Donauvölker ist auf den Münzen der Provinzen und der Heere von Germanien, Dakien, Rhätien, Noricum, Mösien enthalten, mit der üblichen Formel ADVENTVI AVG. — EXERCITVS — DISCIPLINA. Mösien erscheint darauf unter der Gestalt der taurischen Artemis, mit einem Diadem auf dem Haupte und einem Köcher um die Schultern.

2) Außer den gewöhnlichen Geschichtschreibern siehe ein Fragment des Fronto: Ad. M. Antoninum, Principia historiae, 5 u. Pausanias: „Hadrianus, unter dem ich schreibe, ist der religiöseste Fürst und derjenige, dem das Glück seiner Unterthanen am meisten am Herzen liegt. Unter ihm gab es keinen Krieg, ausgenommen die Züchtigung der Juden" 1, 5. In Folge dieses Krieges mit den Roxolanen wurde Hadrianus im Jahre 119 zum zweiten Male imperator. Zwar sagt Fronto, daß unter des Hadrianus Regierung eine große Anzahl von Soldaten getödtet wurde, sei es durch die Juden, oder durch die Bretagner (Ad. M. Antonin. de Bello Parthico). Aber der erste von diesen Kriegen war wol für das Reich ein innerer Krieg, und auch der zweite hat als ein solcher angesehen werden können.

mit dem Schwerte in der Hand und an der Spitze eines tapfern Heeres gemacht, durchaus nicht als ein Tribut angesehen werden konnten. Man kann ihn für den Erfinder der Diplomatie halten.

Es war eine feine und kluge Politik, die aber leicht verderblich werden konnte. Es war nothwendig, ohne Krieg zu führen, die Kraft und die Disziplin des Heeres aufrecht zu erhalten; man mußte dem Auslande gegenüber freundlich gesinnt sein, ohne Furcht zu zeigen; es zu seinem Söldling machen, aber ihm nicht tributpflichtig sein. Es mußte eine Zeit kommen, wo die Kaiser es für angemessener finden würden, den barbarischen Nationen nicht mehr Respekt vor dem Heere, dessen Disziplin immer schlaffer würde werden, einzuflößen, noch Sympathie für eine Zivilisation, die sie gar nicht aufsuchen würden, noch Zuneigung zu den schnell vergessenen Traditionen einer versöhnlichen und achtungswerthen Diplomatie, sondern wo an die Stelle von dem Allem Barren treten würden. Dann würde das, was bis dahin Lohn oder Geschenk war, Tribut, Lösegeld, ein stets wachsendes und mit immer größerer Unverschämtheit gefordertes Lösegeld. Das Reich war verloren.

Aber während Hadrianus entweder im Oriente oder an der Donau noch kämpfte, um den Frieden nach außen wieder herzustellen, war es nöthig, daß er mitten aus seinem Lager heraus den Frieden im Innern sicherte. Hier befand sich Hadrianus zwischen seiner gesunden Vernunft und seinen Leidenschaften. Ein gleichzeitiger, leider verloren gegangener Geschichtschreiber [1] sagte, daß Hadrianus von Natur grausam war, daß er aber seine Natur zu bezwingen und mit politischer Weisheit Humanität auszuüben verstand. Man kann wirklich glauben, daß in diesem von einem Sinn für Sittlichkeit entblößten Menschen etwas von Domitianus und von Nero lag; aber anderseits besaß er einen schärferen Geist und einen festeren Willen, um das Richtige zu erkennen und das Gute zu wollen. Gewissermaßen, wenn auch unvollkommen, konnte sein politischer Scharfsinn bei ihm die Stelle der Einsicht vertreten.

Uebrigens fehlte es ihm nicht an solchen, die sein Mistrauen zu erregen suchten, oder ihm strengen Rath ertheilten. Gleich im Anfange seiner Regierung schreibt ihm sein früherer Vormund Attianus in aller Eile und räth ihm, drei Personen hinzurichten. Hadrianus weigert

1) Valerius Maximus bei Spartianus, 19.

sich. Ungefähr ein Jahr nachher wird ein Komplott, ob wahr oder falsch, bleibt dahin gestellt, entdeckt, das die Ermordung des damals in Dakien sich befindenden Trajanus zum Zwecke hat. Hadrianus schreibt an den Senat; dieser berathschlagt, und in Folge dieser Berathung, die kein Gericht war, werden vier Konsulare in Italien wegen dieses dakischen Komplottes ermordet: Cornelius Palma, der Sieger über Arabien, zu Terracina, Publius Celsus zu Baiä, Nigrinus zu Tarentum, Lusius Quintus auf der Landstraße, alle vier bedeutende Persönlichkeiten unter Trajanus.[1] Weder ein Angeber, noch eine Anklage, noch ein Urtheilsspruch, noch ein Henker war vorhanden gewesen; das Alles war zu sehr verrufen. Aber Ermordungen traten an die Stelle des Richterspruches und die bravi an die Stelle der Liktoren. Wir wissen, daß im XVI. Jahrhundert die meisten Höfe Europa's, durch Machiavel veranlaßt, dem Fürsten das Recht der Ermordung zuerkannten und ihm gestatteten, denjenigen, den er nicht vor Gericht zu führen wagte, in einem Winkel der Straße erdolchen zu lassen. Rom betrat diese Bahn; die Tyrannei des Nero begann wieder mit Stilettstößen.

Aber Rom erhob ein Zetergeschrei. Man fragte sich nicht, ob das Komplott wirklich bestand, ob die Opfer schuldig waren; man urtheilte über sie nach ihrer Todesart und hielt sie für unschuldig. Hadrianus mußte eiligst zurückkehren, um die Verantwortlichkeit dieser Ermordungen zurückzuweisen. Er schob sie mehr oder weniger offen auf seinen düstern Rath Attianus, den Präfekten der Prätorianer, der für dieses Dolchsystem sehr eingenommen war. Er beklagte, nicht ohne einigen Grund, das traurige Los der Fürsten, gegen die man ein Komplott erst dann für wirklich hält, wenn sie ermordet worden sind. Aber bei aller seiner Klage demütigte er sich. Er schwur vor dem Senate unter allen möglichen Verwünschungen, daß nie ein Senator verurtheilt werden sollte, wenn nicht der Senat das Urtheil gefällt hätte.[2] Verpflichtet gegen Attianus und gezwungen ihn zu schonen,

---

1) Ueber Palma u. Quintus s. Bd. 1. S. 103. 113. 156. 172. 173. 176. L. Publius Celsus, Konsul im Jahre 109 u. 113. Trajanus hatte ihm eine Statue errichten lassen; Dio LXVIII, 16. — Nigrinus ist derjenige, der unter Trajanus Volkstribun gewesen war. Plin., Ep., V, 14. VII, 6. Seine Tochter heiratete den Aelius Verus, der nachher von Hadrianus adoptiert wurde. S. nach Spartian., in Hadr., 4, 7; Dio, LXIX, 2.

2) Spartian., 6. Dio LXIX, 2. Excerpta Peinese.

ertheilte er ihm einen ehrenvollen Abschied, durch den er ihn los zu werden hoffte. Die allgemeine Meinung hatte wenigstens durchgesetzt, daß das Verbrechen nicht desavouiert wurde.

In Folge dieses Vorfalles mußte Hadrianus noch deutlicher zu erkennen geben, daß er den Weg der Milde verfolgte. Er hob von Neuem die Anklage auf Majestätsverbrechen (die so oft aufgehoben worden war, aber um immer wieder hervorzutreten) auf; er zeigte Mitleiden gegen die Verurtheilten jeder Art; wies für seine Privatkasse das Geld aus den Konfiskationen zurück; ließ dasselbe nur in die Staatskasse fließen und zwar in seltenen Fällen, niemals auf unbillige Weise, und immer einen Theil den Kindern des Verurtheilten lassend.[1] Fern davon, wie Nero oder Domitianus, Jedermanns Erbe zu sein, nahm er nur von seinen Freunden Vermächtnisse an, und zwar wenn sie keine Kinder hatten. Mit derselben Bescheidenheit, die Augustus gezeigt hatte, erwies er dem Senate seine Hochachtung, indem er nie sitzend einen Senator empfieng; er gelobte dem Senate, daß er nur der Sachwalter des Staates sein wolle, und daß er den Staat nicht als sein Eigenthum, sondern als das Eigenthum verwalte. Da er dies Prinzip aufgestellt hatte, so erlaubte er (was noch verdienstlicher ist), daß man ihn stets daran erinnerte. Als eine Frau ihn um Gerechtigkeit anflehte, antwortete er: „Ich habe keine Zeit. — Dann sei also nicht Kaiser.“ Hadrianus hörte sie an und stellte sie zufrieden.

Nach demselben Grundsatze und hierin ebenfalls dem Augustus folgend, war Hadrianus ein strenger Finanzmann. Um Künstler zu sein, leitete er selbst Alles. „Er gestattete nicht, daß man unnöthige Ankäufe machte, und es kam ihm nicht in den Sinn, unnütze Menschen zu füttern.“ An den Festtagen, wo die Gäste an mehrere Tische vertheilt waren, ließ er sich von den letzten Tischen Schüsseln bringen, um sich zu versichern, ob man nicht die Geringsten von den Eingeladenen betrogen habe. Bei seinem ausgezeichneten Gedächtnisse, „kannte er die Staatsangelegenheiten, wie ein Familienvater seine eignen Angelegenheiten nicht kennt.“ Und vor Allem war er, wie Trajanus, Herr in seinem Hause. Er hielt seine Freigelassenen in Respekt; wenn sie nur eine Wichtigkeit, die sie nicht hatten, blicken

---

1) *Μήτε τινὸς χρήματα ἀδίκως ἀφελέσθαι.* Dio, LXIX, 5. Spartian., 7, 15.

ließen, bestrafte er sie hart. Alles Unrecht der frühern Kaiser, meinte er, wäre nur das Unrecht ihrer Freigelassenen gewesen.

Bei solcher Kenntnis von dem Finanzwesen konnte er die innere Politik des Augustus und Trajanus befolgen und großartig gegen sein Volk verfahren. Während viele Andere sich zu Grunde gerichtet hatten, oder sich zu Grunde richten mußten durch Leckereien für ihren Tisch, durch unnützen Zierat für ihre Gemächer und besonders durch freiwillige oder unfreiwillige Geschenke für ihre Dienerschaft, unterhielt und beschenkte Hadrianus bei den beschränkten Mitteln des römischen Staates dreizehn Heere, besuchte von den vierzig Provinzen des römischen Reiches wenigstens zwei und zwanzig, linderte ihre Leiden, schmückte vielleicht funfzig Städte mit öffentlichen Gebäuden und Denkmälern, erwies sich, so viel er konnte, hilfreich bei Seuchen, Hungersnoth, Erdbeben, erweiterte die von Trajanus gemachten Wolthätigkeitsstiftungen.[1] Aber dabei wurde der Pöbel von Rom nicht übersehen. Unbescheiden in seinem Verlangen nach Geschenken, wie die Vornehmen in Betreff von Gnadenerweisungen, mußte er zufriedengestellt werden. Bei seiner Thronbesteigung (117) hatte Hadrianus auf den Mann 3 Goldstücke vertheilt: kurz darauf das Doppelte; während seiner Regierung fanden sieben Geldvertheilungen Statt, die sich auf eine Totalsumme von tausend Denaren (etwa 800 Mark) für den Kopf beliefen. Es war also eine Schenkung von 300 Millionen, wenn wir 300,000 Theilhaber annehmen.[2] Auch außerhalb Roms wurden aus dem Fiskus Geschenke gemacht. Hadrianus erließ 900 Millionen Sestertien (etwa 150 Mill. Reichsmark) rückständiger Schulden entweder an sich oder an den Staat. Die Schuldscheine wurden öffentlich auf dem Forum des Trajanus verbrannt. Diese Freigebigkeit wurde nach ihm fast zur Regel; aber Hadrianus rühmt sich, „daß er der erste und einzige Fürst sei, der auf solche Weise nicht allein die gegenwärtige Generation durch eine mehr und weniger

---

1) Pueris et puellis, quibus etiam Traianus alimenta detulerat, incrementum liberalitatis adiecit. Spartian., 7.

2) S. die Münzen u. M. — S. Vindob.; Spartianus in Hadr. 6. Es gibt sieben verschiedene Münzen, die die Spenden erwähnen. (Eckhel, p. 476, 503). Sie geben das 31, 42, 51, 61 u. 71. congiarium an. Die letzte Spende für die Adoption des Ael. Verus kostete dem Hadrianus, dem Spartianus zufolge, 300 Mill. Sest. Es hatten daran Antheil etwa 500,000 Personen.

lange Frist, sondern die zukünftige Generation durch Erlassung des Kapitals von allen Sorgen befreit habe.[1]

Die Politik des Hadrianus war also im Allgemeinen: Friede und Würde nach Außen, aufrecht erhalten durch diplomatische Geschicklichkeit, durch vortheilhafte Geschenke und gute Disziplin der Heere, Friede und Sicherheit nach Innen, befestigt durch eine milde Regierung, eine strenge Sparsamkeit und wol angebrachte Geschenke. So also trat Hadrianus vollständig in die Fußstapfen des Augustus, dem er sonst gar nicht glich, und in die des Trajanus, den er nicht liebte. Es ist wunderbar, welchen Einfluß das Beispiel des Trajanus auf Hadrianus ausübte. Dieser Adoptivvater, auf den er eifersüchtig war, dessen Eroberungen er aufgab als unmöglich zu halten, dessen Denkmäler er vernichtete, wenn er nur irgend einen Vorwand dazu finden konnte,[2] dessen Freunde er verfolgte, dessen Andenken er auf jede mögliche Weise durch die unpopulären Maßregeln, die er traf, um, wie er sagte, seinen Willen zu vollstrecken, zu verdunkeln suchte, kurz dessen Ruhm er durch einen ganz andern Ruhm zu verdrängen suchte; dieser Adoptivvater schrieb ihm desungeachtet auf eine

---

1) QVOD VNVS OMNIVM PRINCIPVM ET
SOLVS REMITTENDO SESTERTI
VM NOVIES MILLIES CENTENA
MILLIA. N. DEBITVM FISCI NON
PRAESENTES MODO. SED. ET PO
STEROS SVOS PRAESTITIT HAC
LIBERALITATE SECVROS.

Diese Inschrift gibt an Trib. pot. II, Cos. II (im Jahre 118). Gruter p. 10. — Die Münzen geben dieselbe Summe. (RELIQVA VETERA HS. NOVIES MILLIES ABOLITA. Ein Liktor verbrennt die Schuldscheine). S. Spartian., 7 u. Dio, LXIX, 8.

[C. Peter in seiner Geschichte Roms III, 2, S. 174 nimmt zwei verschiedene Akte an. „Er erfreute das Volk zweimal hinter einander durch Geldgeschenke, erließ den Bewohnern von Italien für einen sechzehnjährigen Zeitraum, wahrscheinlich für die ganze Regierungszeit des Trajan mit Ausnahme der letzten Jahre, also von 98—114, die Schulden an den Fiscus und verbrannte die Schuldverschreibungen auf dem Forum des Trajan, und fügte endlich auch noch für die Bewohner der Provinzen eine große Wohlthat hinzu, indem er ihnen einen großen Theil der Abgabenrückstände erließ."]

2) So außer der Donaubrücke ein Theater zu Rom zum Schmerz für die ganze Stadt.

gebieterische Weise die von ihm eingeschlagene Politik der Milde zur allgemeinen Freude des Volkes vor. Trajanus hatte die Tugend zur Geltung gebracht, er hatte einen Versuch mit der Milde gemacht, und es war ihm gelungen. Nur ein Thor, wie Commodus, konnte die Augen dieser gemachten Erfahrung verschließen, und Hadrianus war kein Thor.

Wir müssen jedoch hier auf Eines aufmerksam machen. Auch Tiberius war kein Thor, als er sich hundert Jahre früher in derselben Lage wie Hadrianus befand, indem er wie dieser auf einen Fürsten folgte, dessen Andenken ihm wenig erfreulich war, aber dessen Regierung einen langen Frieden verliehen hatte und eine freudige Erinnerung hinterließ. Das thut nichts; die populären Sympathien schützten die Politik des Augustus nicht gegen die persönlichen Antipathien seines Nachfolgers, und nach einigen Jahren weitmehr der Verstellung als der Mäßigung gewann der böse Geist wieder die Herrschaft; Tiberius verließ die Bahn der Politik des Augustus und führte die Blutherrschaft ein. Ganz im Gegentheile ahmte Hadrianus seinem Vorgänger, wiewol er ihn nicht liebte, nach und unterdrückte seine eignen Instinkte, die sich wenig der Mäßigung und der Milde zuneigten, um die Herrschaft der Mäßigung und der Milde anzunehmen. Woher diese Verschiedenheit des Verfahrens in einer ähnlichen Situation? Ist es nur die Verschiedenheit der Charaktere? Tiberius war allerdings mistrauischer und geiziger, Hadrianus offener und freigebiger. Aber Hadrianus war weder frei von blutgierigen Neigungen, noch von Eifersucht, noch von egoistischem Ehrgeiz, und ich weiß nicht, ob er in sittlicher Hinsicht viel höher stand, als Tiberius. Der Hauptunterschied liegt in den verschiedenen Zeiten. Augustus hatte eine menschliche Politik ausüben und bestehen lassen können, er hatte den Herzen nicht das sittliche, hohe, ernste Gefühl der Humanität eingeben können, er hatte Rom ebenso unmenschlich hinterlassen, wie er es empfangen hatte, weil er es ebenso götzendienerisch gelassen hatte. Aber Trajanus hatte ein ganz anderes Rom gefunden und hinterlassen. In dem Rom des Trajanus, wo die Anzahl der Christen immer größer geworden war, wo das Evangelium begonnen hatte, Licht zu verbreiten, der moralische Sinn größer geworden war, da hatten sich die Christen erhoben, das Gefühl für Menschlichkeit hatte festen Boden gefaßt. Das Rom des Augustus, dem Tiberius gegenüber, hatte kein anderes Gefühl gehabt, als das der Furcht; aber das Rom des Trajanus, dem Hadrianus

gegenüber, forderte die Beibehaltung der milden Politik, deren es sich seit zwanzig Jahren erfreute. Wenn die Tradition des Trajanus sich dem Hadrianus mit einer moralischen Macht aufdrängte, die die Tradition des Augustus nicht besessen hatte, um sich dem Tiberius aufzudrängen, so kommt das daher, weil diese Tradition schon in einem bestimmten Maße, obwol ohne es zu wissen und besonders ohne es zu wollen, ihre Stütze an dem Evangelium fand.

Zweites Kapitel.

Hadrianus. — Seine Reisen.

— 120 — 130 —

Man hatte also Frieden; die Barbaren verhielten sich ruhig. Die Hauptpersonen aus der Zeit des Trajanus waren entweder todt, oder eingeschüchtert, oder zufrieden gestellt. Hadrianus hatte sich von seinem prätorischen Präfekten Attianus, seinem bösen Geiste, den er an den Senat verwies, befreit; er hätte ihn umbringen lassen, sagte er, wenn es nicht ein Mord mehr gewesen wäre nach denen, wozu ihm Attianus gerathen hatte. Der Senat sah sich hinreichend geehrt; das römische Volk hatte keinen Hunger mehr; die Steuerpflichtigen in den Provinzen klagten nicht mehr über Druck. Hadrianus konnte also das Reiseleben beginnen, das der hervorspringende Zug seiner Regierung ist und dieselbe fast ganz ausfüllt.[1]

Unstreitig gab Hadrianus hierin der leidenschaftlichen Wißbegierde, die ihn beherrschte, nach. Alles, was ihm seine Bücher erzählt hatten, wollte er mit eignen Augen, sagt ein Geschichtschreiber, sehen; und es war in der That ein großartiger Gedanke, eine ihm bis zur Anbetung unterworfene Welt zu durchreisen, um Alles als Wißbegieriger zu erforschen, Alles als Dichter zu würdigen, alles als König zu verherrlichen. Er, der als unumschränkter Herr diesen damals und noch heute zivilisiertesten Welttheil von Carlisle bis Syene und von Fes bis Panticapäum besaß, so viele in ihrem Verfalle noch schöne und in ihrem Aufblühen schon glänzende Gegenden und Städte; — im Occidente das entstehende London, das noch unbekannte Paris, das reiche und litterarisch gebildete Massilia, das mächtige Corduba,

1) S. über die Reisen des Hadrianus das Mémoire des Abbé Greppo, Paris, Debécourt. 1842. — Hertzberg, Gesch. Griechenlands unter der Herrschaft der Römer, II, S. 301 u. f. — Pauly, Real-Encyklop. III, S. 1032 u. f. Doehler.

Gades, Tarragona, das wieder erstandene Karthago und diese ganze afrikanische Küste, die sich damals auf dem Gipfel ihrer Zivilisation und ihrer Macht befand; auf der andren Seite das stets ruhmreiche Alexandria; Memphis, Antiochia, Smyrna, Ephesus, Athen, Korinth, die vielleicht schon im Sinken waren, aber dennoch bestanden; mit einem Worte den Orient ohne Türken und ohne Trümmer: — er konnte sich die Befriedigung gewähren, eine Reise durch seine Besitzungen zu machen und eine genaue Einsicht in seine Schätze zu gewinnen.

Aber wenngleich dies künstlerische und wissenschaftliche Reisen waren, so waren sie dennoch nicht ohne einen politischen Gedanken. Ich habe schon gesagt, in welcher Weise den Kaisern der Aufenthalt zu Rom unheilvoll war. Trajanus hatte sich durch den Krieg davor bewahrt, Hadrianus wollte es durch die Reisen; beide gute Finanzmänner, um im Stande zu sein, die Kosten ihrer Abwesenheit zu bezahlen. Außerdem konnte Hadrianus sich sagen, daß unter den Völkern des Reiches bei ihrer großen Verschiedenheit das Band befestigt werden mußte. Es wäre gefährlich gewesen, wenn Rom und der Kaiser sich fortwährend kraft ihres alleinigen Rechtes der Eroberung und der höchsten Gewalt der Welt aufdrängten, ohne sich mit derselben zu beschäftigen, ohne dieselbe kennen zu lernen und ohne sie zu sehen. Es war Zeit, nicht mehr aus so weiter Ferne zu regieren, etwas Anderes zu sein, als der Cäsar am Ufer des Tiber: Der Vater des römischen Vaterlandes mußte der Vater des universellen Vaterlandes werden, mußte für seine Provinzen nicht ein rein offizielles Haupt, ein unsichtbares, blindes, taubes Haupt, sondern ein wirkliches, sichtbares, sehendes, hörendes Haupt sein, mußte durch seine Gegenwart den Beweis liefern, daß er etwas Andres sei, als ein Mythus, ein Fantom und ein Gott. Für so viele Nationen, die, sich selbst überlassen, auf die Erinnerungen ihrer alten Unabhängigkeit zurückgehen konnten, mußte er die personifizierte, konkrete, eingreifende und wo möglich wolthuende Einheit sein. Die Massen schließen sich viel leichter einem Menschen an, als daß sie sich einer Idee unterordnen! Wie viele moderne Herrscher, denen diese Weisheit fehlte, und die „sich über ihre Größe beklagend, die sie an das Land fesselte," haben den Schlaf Louis' XV. in einem Königreiche, das sie nicht kannten, und das sie selbst nicht kennen lernen konnten, geschlafen! Die großen Herrscher, Cäsar, Karl der Große, der heilige Ludwig, Karl V., Heinrich IV., Napoleon haben Reisen unter=

nommen, allerdings durch den Krieg gezwungen, aber auch im Interesse des Friedens. Hadrianus ist vielleicht der einzige, der in vollem Frieden und einzig und allein im Interesse des Friedens funfzehn Jahre hinter einander gereist ist.

Diese Reisen übrigens, großartig durch die großen Dinge, die der Fürst fand, oder auch hinter sich zurückließ, waren weniger glänzend durch sein Gefolge. In Rom war seine Lebensweise für gewöhnlich einfach, noch einfacher in den Provinzen. Hadrianus lebte und reiste als Soldat; mäßig bis zur größten Frugalität, nur einmal bei Tische Wein trinkend, wenn es nöthig war den Speck und den Käse des gemeinen Soldaten essend, mit dem einfachsten Gewande bekleidet, ohne Geld, ohne Edelsteine an seinem Degengehenk, nach dem Beispiele des Trajanus seinen Truppen zu Fuß oder zu Pferde mit unbedecktem Kopfe voranziehend und so zwanzig Meilen machend, den Harnisch auf dem Rücken, im Regen, in der Sonne, im Sturme, bei jedem Wetter, wie es in den Cheviot-Bergen und im Atlas herrscht. So zeigen ihn uns die Münzen von ihm, den Feldzeichen voran, das Gewand aufgeschürzt mit der Inschrift: DISCIPLINA AVG.[1]

Das Heer und seine Disziplin waren in der That der erste Gedanke des Fürsten auf seinen Reisen. Hadrianus erinnert in dieser Hinsicht an Louis XI., den sonst von ihm so verschiedenen Fürsten. Beide verstanden, Krieg zu führen und haben ihn nicht ohne Ehre geführt; beide scheuten als Staatsmänner den Krieg und erkauften oft den Frieden mit Geld, aber beide suchten auch mit großer Anstrengung und als erste Bedingung des Friedens die Kraft, die Taktik, die Disziplin ihrer Heere aufrecht zu erhalten. Louis XI. verdankt Frankreich die Artillerie, die unter der kriegerischen Regierung Charles VIII Italien in Schrecken setzte. Dem Hadrianus verdankt die römische Miliz die strategischen Prinzipien und die Wiederherstellung ihrer Disziplin, die bis zum Ende aufrecht erhalten inmitten des allgemeinen Verfalles dem Heere noch einige Kraft verliehen. Wie Alle, die das militärische Leben kennen, wußte Hadrianus, daß die Disziplin in dem Frieden straffer, der Gehorsam im Heere strenger beobachtet werden muß, als in dem Kriege. Er begab sich in die unthätigen Lager

---

1) S. auch die Münzen, auf denen sich Hadrianus vor seinen Soldaten befindet, wie er sie anredet mit: EXERCITVS GERMANICVS, RHAETICVS, DACICVS, PARTHICVS, etc.

am Rheine und an der Donau, ein wachsames Auge habend auf die gefährliche Ruhe des Friedens, alle Schwäche, alle Verweichlichung, alle Verschwendung beseitigend, für das Wol des Soldaten Sorge tragend, ebenso wie für das Wol des Heeres, die Kranken besuchend, das Essen derselben kostend, aber auch die Festsäle, die Säulenhallen, die Gartenverzierungen,[1] die Krypten unter der Erde, die als Zuflucht gegen die Hitze dienten, beseitigend, die Waffen inspizierend, den Tornister des Soldaten untersuchend, um die überflüssigen Luxusgegenstände daraus zu entfernen. Hadrianus, der Friedensfürst, besuchte so alle Feldlager im Reiche. Seine Münzen zeigen ihn uns vor der Front von dreizehn verschiedenen Heeren. Seine militärischen Schriften blieben nach ihm das Gesetzbuch der Disziplin.

Aber der nächste Gedanke dieses reisenden Fürsten war der Gedanke an die Völker. Die Thätigkeit des Kaisers beschränkte sich bei den ersten Cäsaren auf etwas sehr Einfaches: in Rom oder bei Rom leben, sich von den bedeutenden Männern fürchten lassen und im Uebrigen sich auf seine Freigelassenen verlassend. Ein Heer von Prokuratoren und Publikanen war dem Kaiser für die Provinzen verantwortlich, und wenn sie ihm nur etwas von dem erhobenen Gelde schickten, dann konnten sie sich das übrige aneignen. Die Fürsten, die etwas von Verwaltung verstanden, und von Zeit zu Zeit ein Exempel statuierten, unterdrückten dadurch mehr das Uebel, als daß sie das Gute bewirkten. Das Reichsvermögen wurde natürlich in der Umgebung des Kaisers verausgabt, es wurde von Italien absorbiert. Hadrianus durchreiste die Provinzen in dem Gedanken, daß auch sie lebendige Glieder des Reiches seien, und nicht allein zu seinem Leben beitragen, sondern daran Theil haben müßten. Er begnügte sich also nicht damit, daß er die Statthalter bestrafte und zwar so eifrig, daß man ihm zum Vorwurfe machte, er habe die Denunziationen hervorgerufen;[2] er begnügte sich nicht damit, die Akten der Richter genau einzusehen, aus einem heftigen Drange sich zu belehren, wobei er einen klaren Blick in manche Intriguen that; er begnügte sich nicht, die Schar der Prokuratoren und Freigelassenen in Respekt zu halten, wie

1) Topia, τοπήια. Spart., Hadr., 10.

2) Reskript des Hadrianus, das kraft der lex Julia repetundarum dem Prokonsul untersagte, seinen Legaten vor ihm aus der Provinz weggehen zu lassen (damit keiner von beiden seiner Verantwortlichkeit sich entziehen könne). Dig. 10. de officio procos. (1, 16).

selten ein Fürst gethan hatte; er beschirmte nicht allein die Provinzen, er hob sie empor. Er setzte eine Ehre darein, in denselben so zu regieren, wie in Rom, als Fürst, als Richter, als Vater. Er hielt es nicht unter seiner Würde, die ehrenvollen lokalen Würden anzunehmen, Prätor zu sein in Etrurien, Diktator in Latium, Demarch in Neapel, Quinqennalis in dem Lande seiner Familie, Italica und in Hadria, seinem zweiten Vaterlande, Archon in Athen, überall Bürger, nirgend Herr und Eroberer. Diese Gemeinschaft des Cäsar und der Provinz, diese Gleichheit zwischen Rom und dem eroberten Volke wird auf den Münzen dargestellt, wie jede Provinz die Ankunft des Hadrianus begrüßt. Die Provinz erscheint darauf nicht wie sonst auf Knien vor dem Kaiser und von ihm aufgerichtet, sondern ihm zur Seite stehend und mit ihm opfernd.

In Folge dessen hatten die Städte ihren Antheil an dem Budget des Reiches. Trajanus hatte für die dringendsten Bedürfnisse zuerst sorgen und vor Allem Italien Erleichterung verschaffen müssen. Unter Hadrianus waren die auf Kosten des Staatsschatzes oder des kaiserlichen Schatzes vollführten Arbeiten nicht mehr ausschließlich der Provinz vorbehalten. Hadrianus führte auf seinen Reisen eine in Kohorten und Zenturien getheilte Legion, aber nicht eine Legion von Soldaten, sondern eine Legion von Architekten, Malern, Bildhauern, Maurern, Zimmerleuten in seinem Gefolge mit sich.[1] Die von ihm errichteten Brücken, Wasserleitungen, Theater blieben nach ihm als Andenken an seine Durchreise. Es schien, als ob er überall wie in seiner Stadt sei. Auf solche Weise verschaffte das Reich den Provinzen nicht allein Unbesorgtheit und Erleichterung, sondern es beförderte ihren Fortschritt und ihren Glanz; und um das Andenken an diese zahlreichen und wolthätigen Reisen für immer zu bewahren, wurde Hadrianus vergöttlicht und erhielt den Namen und die Attribute des römischen Herakles.[2]

Diese Rundreise läßt deutlich die Größe dieses Reiches und die Macht eines Cäsar, selbst in Bezug auf das Gute erkennen. Hadrianus geht zuerst nach Gallien[3] (120), wo er leidende Völker findet;

---

1) Aurel. Victor, Epit., 14

2) *ΗΡΑΚΛΗΣ ΡΩΜΑΙΟΣ. — ΤΩ ΗΡΑΚΛΕΙ ΣΩΤΗΡΙ ΑΥΓ.* Nummi Arschotiani, tab. 39.

3) Münzen: ADVENTVI AVG. GALLIAE RESTITVTORI GALLIAE. (Es gibt auch Münzen mit diesen beiden Legenden für die andern

er erleichtert ihnen dieselben. Von da begibt er sich nach Germanien; er feuert seine Heere an, die als Wachen an der Rheinlinie etwas träge geworden waren; hier bittet ihn ein barbarisches Volk um einen König, den Hadrianus ihm gibt. Er setzt über das Meer, geht nach Britannien (121); hier findet er die Grenze von den Barbaren bedroht, Trajanus wäre in das Land der Scoten eingefallen; Hadrianus bei seinem Sinne sich zu sichern, begnügt sich, sich gegen dieselben zu befestigen,[1] und hinter der Linie, die Agricola gezogen hatte, führte er die achtzig Milliarien lange Mauer[2] auf, die die beiden Meere von Newcastle nach Carlisle verbindet, und von der noch jetzt Spuren vorhanden sind.

Nach einem Aufenthalte von einem Jahre in Britannien, das seit Claudius zum ersten Male einen Kaiser sah, begibt sich Hadrianus nach Hispanien.

Indem er von Neuem durch Gallien geht, erbaut er zu Nîmes (Nemausus) eine Basilika oder einen Tempel zu Ehren der Plotina, seiner Adoptivmutter und Beschützerin bei Trajanus. Er bringt den Winter zu Tarragona zu (122) und errichtet hier den Tempel des

---

Provinzen.) Das Sinnbild der Münzen ADVENTVI ist eine Person (die Provinz), die Libationen darbringt, der Fürst an ihrer Seite und neben ihnen ein Embleme, das die Provinz charakterisiert (für Gallien ein sich bäumendes Roß); das Bild der Münzen RESTITVTORI ist das alte Bild, die Provinz auf Knien, aufgerichtet von dem Kaiser. S. Eckhel.

Ueber den Aufenthalt des Hadrianus in Gallien s. auch die Inschrift (119—120) der NAVTAE RHODANICI bei Tournon. Millin (Voyage dans le Midi, ch XXXIX). — Eine andere bei Riez, in Bezug auf die Landstraßen.

1) Jedoch fanden einige Kämpfe statt. S. Fronto und die Inschrift des T. Pontius Sabinus, Tribunen, in expeditione Britannica. Henzen, 5456.

2) Spartianus, 11. Die Entfernung von Newcastle nach Carlisle beträgt 60 englische Meilen, die etwa 65 römischen Meilen gleich sind. Aber diese Verschiedenheit kann in den hervorspringenden oder einspringenden Winkeln der römischen Mauer liegen. Dieser Wall erstreckte sich von der Mündung des Flusses Tyne in die Nordsee bis zu der des Irthing in die Solway. Er war durch 51 Redouten befestigt, von denen noch 23 durch ihre Namen bekannt sind. Der noch jetzt vorhandene Wall ist 12 Fuß hoch und 8 Fuß dick. Die Grenze des Agricola war der Isthmus von Glasgow bei Falkirk, 25 Stunden nördlicher. — Inschrift OPVS VALLI in England aufgefunden. Maffei Mus. Veron. 456.

Augustus, ohne daß sein Name dabei genannt werden sollte; denn Hadrianus suchte oft in solchen bescheidenen und prächtigen Bauten seinen Ruhm. Hier versammelt er das ganze durch seine Kläger, Bittsteller, und Obrigkeiten repräsentierte Hispanien. Während er sich daselbst in einem Garten ergieng, wollte ein Sklave ihn ermorden; Hadrianus ergreift ihn mit eigner Hand, übergab ihn der Gerechtigkeit, erkannte darauf, daß er verrückt sei und schickte ihn ruhig zu den Aerzten, um ihn zu heilen. Bei einem römischen Kaiser war das Milde.[1]

Hiernächst scheint Hadrianus die Küste von Afrika besucht zu haben. Seine Gegenwart war hier sehr nöthig. Im Westen befand sich Mauritanien von Neuem im Aufstande; im Osten litt noch das Land Kyrene an den Folgen der Empörung der Juden, die die letzten Jahre des Trajanus getrübt hatten. Hadrianus beschwichtigt die Unruhen, heilt die Wunden, ohne von einem mächtigen Löwen zu reden, den er auf der Jagd tödtet.[2] Der Senat votiert ihm Danksagungen für den Frieden des Reiches, und Hadrianus wird dargestellt, der Provinz auf ihren Knien eine hilfreiche Hand hinstreckend mit den Worten: dem Restitutor der Provinz (122—123).

Indessen macht ihm der Orient Besorgnisse, die Parther drohen. Hadrianus muß zu der Grenze des Euphrat, die Trajanus vergeblich hat überschreiten wollen. Hadrianus, der, ein so großer Freund er

---

1) Münzen wie oben. Hispanien ist dargestellt durch eine weibliche Figur mit einem Oelzweig in der Hand, zu ihren Füßen ein Kaninchen. — Inschrift auf einem Meilensteine bei Salamanka; Maffei, Mus. Veron., 424. — Aulus Gallius erwähnt eine Rede des Hadrianus zu Gunsten seiner Geburtsstadt Italica XVI, 13.

2) Athen., XV, 21. Inschriften die Landstraßen betreffend bei Karthago und Rusicada. Orelli, 3564, und Greppo, p. 208. Ueber den Aufenthalt des Hadrianus in Afrika s. die Münzen mit der Legende restitutori et adventui aug., anwendbar auf die Provinzen Afrika, Libyen, Mauritanien. Das eigentliche Afrika (Tunis) wird durch einen mit Aehren gefüllten Korb, die Haut eines Elephanten, einen Löwen zu Füßen charakterisiert. — Mauritanien durch einen Mauren, der den Zügel eines Pferdes hält, oder durch eine als Amazone gekleidete weibliche Person.

Auf die Reise des Hadrianus nach Afrika muß sich eine Inschrift beziehen, die an die Spenden des Kaisers an die Besatzung erinnerte und die lobreiche Ansprache, die der Kaiser an die verschiedenen Truppencorps richtete, enthielt. Inschrift von Lambaesa. Renier, Inscript. romaines de l'Algérie, 5.

vom Militär sein mag, den Krieg scheut, er vermeidet auch dieses Mal den Krieg. Eine einzige Zusammenkunft, und seine kluge Diplomatie sichert die Aufrechterhaltung des Friedens.

Nachdem diese Furcht beseitigt ist, setzt er seine Reise fort. Jetzt öffnen sich die seiner Phantasie und seinen Erinnerungen theuersten Gegenden vor ihm. Er betritt die vom hellenischen Volke angebauten, zivilisierten, bewohnten Länder. Er besucht also die Ebene von Troia und findet dort gigantische Gebeine, die sogenannten Gebeine des Aias, die er feierlichst bestatten läßt.[1] Er besucht alle Theile Kleinasiens (124), die Provinz Asien, die Provinzen Bithynien, Kappadokien, Kilikien, durch Denkmäler die Erinnerungen an seinen Aufenthalt und diese Wolthaten, die er ihnen erweist, weihend.[2] Noch andere Erinnerungen läßt er dort zurück:[3] Smyrna und Stratonikeia verdanken ihm Forums und Tempel, Nikaia und Nikomedien, durch ein Erdbeben zerstört, ihre Wiederherstellung; Kyzikos einen

---

1) Philostr. Heroic., I, 2.

2) S. die Münzen von den Provinzen mit den oben erwähnten Legenden, und außerdem die zahlreichen Münzen der Städte. Asien: eine weibliche Figur, die das Steuerruder eines Schiffes faßt, Ephesus mit seiner Diana, u. s. w. — Bithynien (des Antinous Vaterland): Köpfe der Sabina, des Hadrianus, des Antinous, ein Tempel mit acht Säulen, Rom und dem Kaiser geweiht. — Kappadokien: eine Person mit einer Mauerkrone, in der Hand den Berg Argaios haltend. — Phrygien mit der Nationalmütze und das pedum haltend. — Kilikien liefert mehr Münzen mit dem Namen des Hadrianus und mehr Städte dieses Namens, als irgend eine andere Provinz; Münzen und Inschriften, die den Hadrianus Olympius und Erretter der Welt nennen. — Mysien, denselben Titel Olympius, zahlreiche Münzen.

Um diese Zeit muß man den Besuch des Hadrianus in den Provinzen und bei den Heeren Thrakiens und Makedoniens setzen, die Kleinasien und Griechenland vermittelten. Er ist nur auf den Münzen erwähnt; die Thrakien durch eine mit den Anaxyriden (langes, weites Beinkleid) bekleidete männliche Figur und Makedonien durch eine mit der Mütze bekleidete Person, die eine Peitsche in der Hand hält, charakterisieren.

3) Unter den Münzen der Städte s. folgende: zu Ephesos, Sieg des Hadrianus; Gerechtigkeit des Hadrianus; Spiele des Hadrianus. — Zu Smyrna, Juppiter mit der Toga bekleidet; zu Smyrna, Laodikaia, Amisos, Pergamon Münzen mit lateinischer Inschrift, was bei den Griechen eine Art der größten Schmeichelei war. — Zu Hadrianothai (Hadrianusjagd) in Bithynien, der Fürst einen Bären tödtend. — Zu Trapezus, eine Statue des auf das Meer hinweisenden Hadrianus (Arrianos). — Sebastopolis nennt Hadria-

prächtigen Tempel, der zu den Wundern[1] gerechnet wird. Kyzikos zählt den Hadrianus zu seinen Gottheiten und nennt ihn seinen dreizehnten Gott, es wäre aufrichtiger gewesen, wenn es ihn seinen ersten Gott genannt hätte.

Endlich kommt Hadrianus nach Athen. Das ist seine Lieblingsstadt, sein intellektuelles Vaterland, seine Mutter in Bezug auf Kunst und Geist.

Der kleine Grieche ist in seinem Denken, in der Poesie, in der Liebe zu den Künsten, leider auch in den Sitten ein Grieche geblieben. In Athen ist Hadrianus weder ein Römer, noch ein Staatsmann, noch ein Krieger. Er ist nichts weiter, als der Schüler des Pheidias, des Polygotos, des Sophokles. Schon früher war er Archon von Athen; er führt jetzt als Agonothetes bei den Spielen, die Athen ihm zu Ehren, oder bei denen, die er Athen gibt, den Vorsitz. Er vergrößert, verschönert, bereichert Athen; er gibt ihm, dem demütig Unterworfenen des römischen Reiches, die Souveränität, über Kephalonien; er füllt seine Speicher mit Getreide an; er baut einen neuen Stadttheil an, den er des Hadrianos Stadt[2] nennt; er

---

nus den Wolthäter (Athen. Inschr.). — Zu Magnesia, Spiele des Hadrianus. Oben ist von den Städten gesprochen, die den Namen des Hadrianus erhalten oder angenommen haben.

1) Man sehe das emphatische Lob, das der Rhetor Aristeides von dem Tempel zu Kyzikos (Ad Cyzicenos) macht, den die Byzantiner gleich dem Tempel zu Ephesos den sieben Wundern der Welt beizählen. Die kolossalen Ruinen dieses Tempels sind aufgefunden und untersucht worden, aber ohne von den neuern Reisenden Guillaume u. Perrot (Revue archéologique, 1864, I, p. 350 fg.) gründlich erforscht zu sein. — Die Säulen, von denen sie Fragmente gefunden haben, mußten eine Höhe von 21 oder 23 Meter gehabt haben.

Malala (im VI. Jahrhundert) zufolge führte der Giebel des Tempels noch zu seiner Zeit eine Büste des Hadrianus mit den Worten: Gott Hadrianus.

Die Zerstörung des Tempels durch ein Erdbeben, wovon Dio (LXXX, 4) unter der Regierung des Antoninus spricht, ist also nicht so vollständig gewesen, wie er sagt, oder der Tempel ist restauriert worden. Dann wäre nach der Restauration und zur Feier desselben die Rede des Aristeides im Jahre 167 unter Marcus Aurelius gehalten worden.

2) S. Hertzberg, II, S. 330. Doppelinschrift, die noch auf der Grenze der beiden Städte vorhanden:

erbaut mit einer wahrhaft kindlichen Verschwendung Brücken, Wasserleitungen, Bibliotheken, Tempel;[1] er verschönert das zu den Zeiten des Sophokles und Euripides so berühmte Theater des Dionysos;[2] er erbaut oder vollendet den Tempel des olympischen Zeus, an dem Jahrhunderte gearbeitet haben, und dessen Umfang vier Stadien beträgt.[3] Außerhalb Athens, auf einer dem ganzen athenischen Volke theuern Insel, auf der Insel Delos, erbaut er eine Stadt, die er Neuathen nennt. Er ist nicht mehr der Gesetzgeber des Reiches, er ist der Gesetzgeber Athens; er gibt ihm ein Gesetzbuch, das die Gesetze des Solon und Drakon erneut. Er wünscht die Einweihung in die eleusinischen Mysterien, die noch hochgehalten werden und vergleichungsweise sich rein erhalten haben bei der Verdorbenheit der hellenischen Kulte. Kurz Hadrianus hat Theil an den Festen, Spielen, Gesetzen, an dem Enthusiasmus, den Nationalerinnerungen des wieder erweckten athenischen Volkes.[4]

ΑΙ ΔΕΙΣ ΑΔΡΙΑΝΟΥ ΚΟΥΧΙ ΘΗΣΕΩΣ ΠΟΛΙΣ.
ΑΙ ΔΕΙΣ ΑΘΗΝΑΙ ΘΗΣΕΩΣ Η ΠΡΙΝ ΠΟΛΙΣ.
„Hier ist die Stadt des Hadrianos und nicht die Stadt des Theseus. — Hier ist Athen, die alte Stadt des Theseus." Gruter, 1078.

1) Tempel der Here. Pausan. I, 18, 9. — Des panhellenischen Zeus. Dio LXIX, 19 (s. Hertzberg II, 323 A. 53). — Vollendung des Tempels des olympischen Zeus zu Athen. Spartian., 13; Dio, LXIX, 15; Paus., I, 18, V, 12; Philostr., Sophist. — Inschrift vom Jahre 119, die die Erbauung einer Wasserleitung in dem neuen Athen erwähnt. Gruter, 177. S. im Allg. Pausan., I, 3, 18, 24. Hierony., Chron., 123; Dio, 15, 16.

2) Die seit einigen Jahren unternommenen Nachgrabungen haben den von Hadrianus verschönerten Theil dieses Theaters zu Tage gefördert, die Erbauung einer neuen Bühne und die Errichtung einer Statue, vielleicht selbst von dreizehn Statuen des Kaisers, den dreizehn Phylen entsprechend. — Vgl. Hertzberg, II, S. 324, A. 54. Doehler.

3) Bursian, Geogr. v. Griechenl. I, S. 300. Flemmer, p. 50. Doehler.

4) Hadrianus hielt sich mehrere Male in Athen auf. Wahrscheinlich zuerst zur Zeit seiner Erziehung; dann im Jahre 112, wo er Archon war. Als Kaiser kam er im sechsten Jahre seiner Regierung dahin (122—123); dann vier Jahre nachher (126—127), zu der Zeit, wo er in die eleusinischen Mysterien eingeweiht wurde und die christlichen Apologien erhielt; dann sechs Jahre später, wo er von Neuem nach Eleusis kam, einen höhern Grad in den Mysterien erhielt und Spiele zn Athen feierte. Diese Daten werden von Eusebios und Hieronymos in ihren Chroniken angegeben und von Greppo berichtigt. Man hat zu Eleusis eine Inschrift der Hierophantis gefunden, die

Was Hadrianus zu Athen thut, das thut er in geringerem Grade in ganz Griechenland. Er verschönert alle Städte,[1] er läßt sich in alle Mysterien einweihen, er, der nicht allein sehr ruhmbegierig ist, sondern auch einen großen Hang zum Uebernatürlichen hat.[2] Man führt besonders an, daß er voll Vertrauen zu diesem Brudervolke ohne Begleitung auch nur eines einzigen bewaffneten Menschen diese Heiligthümer betritt, wo die Opferpriester, wenn nicht auch Andere, Messer in den Händen hatten (eine Bemerkung, die hinreichend erkennen läßt, welchen Grad von Sicherheit die Kaiser für gewöhnlich hatten). So nennt ihn Griechenland Panhellenios, Achaia nennt ihn seinen restitutor; Megara seinen Pflegevater (*TROΦEA*); Athen seinen Erretter und Begründer (*ΣΩTHRA KAI KTIΣTHN*). Alle griechischen Städte von Argos bis Tarsos, die ihm mehr schmeicheln wie die Städte des Occident, und denen er auch mehr schmeichelt, wie jenen, nennen ihn, wie Zeus, den Olympier. Das dankbare Kyzikos nennt ihn seinen glücklichsten Kaiser.[3] Eine kilikische Stadt nennt ihn den Erretter der Welt (*TON ΣΩTHRA TOY KOΣMOY*).[4]

Griechenland war in der That dem Hadrianus zu Dank verpflichtet. Seine Reise war eine wahre Wiedererweckung Griechenlands, wenigstens des gelehrten Griechenlands gewesen. Athen, wo die von den Kaisern gegründeten rhetorischen und philosophischen Lehr-

---

ihm die Weihe ertheilte. S. Hertzberg, II, 314, A. 35. Pauly, Realencykl. unt. Hadrianus. Doehler.

1) „Derjenige, der allen Städten Geld in Ueberfluß gegeben, Hadrianus, hat insbesondere die berühmte Stadt des Kekrops begünstigt." Inschr.: Shaw.

Thermen zu Korinthos. Paus. II, 2. Tempel des Apollon zu Megara. Paus. I, 42. — Tempel des Apollon zu Abai in Phokis, Paus., X, 35. — Säulenhalle zu Hyampolis in Phokis. Ibid. — Wiederherstellung des in Abgang gekommenen Wettlaufs zu Roß bei den winterlichen Rennen. Paus. VI, 16. Flemmer, I, 1. p. 37. Eckhel, II, p. 288. Hertzberg, II, S. 311. Doehler. — Tempel des Poseidon und des Antinoos zu Mantineia. Paus. VIII, 9, 11.

2) Spartian., 13.

3) *EYTYXEΣTATON ΣEB. KYZIKHNΩN* (Münzen), *AΔRIANHΣ NEOXOPOY ΦIΛOΣEBAΣTOY* (Inschr. bezügl. die Spiele zu Ehren des Hadrianus).

4) Inschrift von Anemurion in Kilikien. Greppo.

stühle mit neuen Ehren und Privilegien ausgerüstet worden,[1] wird wieder die intellektuelle Hauptstadt der Welt und erhält den Vorrang, den ihm Smyrna, Ephesos, Massilia, Alexandria streitig machen. Es wird mehr als je der Hauptsitz der Rhetoren oder, wie man sie nennt, der Sophisten, derjenigen Männer, die zu ihrer Zeit so hoch in Ehren standen und später so vergessen waren. Den Einen wird das Museum von Alexandrien als ein ehrenvoller Ruhesitz geöffnet; den Andern werden Präfekturen, Konsulate, Schätze aller Art zu Theil. Ihre Städte, stolz auf ihren Ruhm, errichten ihnen Statuen. Lollianus aus Ephesos der erste ordentliche Professor zu Athen und zugleich der oberste Strategos der Stadt, stillt bei einer großen Theurung den Hunger der Proletarier, indem er durch eine Sammlung unter seinen reichen Zuhörern, denen er das Honorar für seine Vorlesungen erließ, große Summen zusammenbrachte.[2] Phavorinos aus Arelate, Dionysios aus Miletos, Markos aus Byzantion werden reichlich von Hadrianus belohnt, „der unter allen Fürsten am bereitwilligsten diese Vorzüge unterstützt.“[3] Aber der geehrteste und arroganteste unter allen diesen Rhetoren ist Polemon. Fast von seiner Kindheit an ist er mit Ehren überhäuft worden. Trajanus entband ihn davon, irgend ein Wegegeld auf seinen Reisen zu zahlen; Hadrianus übertrug ihm und seinen Nachkommen den Vorsitz bei den olympischen Spielen; er begründete das Glück zweier Städte, seiner Vaterstadt Laodikeia und seiner zweiten Heimat, Smyrna, wo er die Rhetorik lehrte. In Smyrna erbaute er ein Forum, einen Tempel und ein Gymnasion, das schönste in ganz Asien, und das Alles von den Millionen, die er von Hadrianus erhalten, und von denen er einen guten Theil für sich behalten hat.[4] Stolz und prachtliebend

---

1) Der rhetorische Lehrstuhl (*σοφιστικὸς θρόνος*) erhielt 10,000 Drachmen (Philostr., II, 2; Lucian.; Ennuch. 3). Der philosophische Lehrstuhl (*πολιτικὸς θρόνος*), ein Talent (6000 Dr. Philostr., ib.); oder Tatianus zufolge 600 Goldstücke (12000 Rmk.?) Antoninus und Alexander Severus gaben den Professoren neue Beweise von ihrer Freigebigkeit.

2) *Προυστῇ μὲν τοῦ Ἀθήνῃσι θρόνῳ πρωτός.* Philostr. Soph., 123. S. Hertzberg, II, S. 321.

3) Philostr., Soph., I, 24.

4) Hadrianus gab ihm für Smyrna zuvörderst tausend Myriaden (etwa 200,000 Rmk.), die er für sich selbst verbrauchte. Als die Einwohner von Smyrna sich darüber beschwerten, gab ihnen Hadrianus die Antwort:

schreitet er nur in Begleitung von einer Menge von Sklaven, Hunden, Pferden, deren Gebiß von Silber ist, einher; er behandelte, sagte man, die Städte wie seine Untergebenen, die Kaiser wie seines Gleichen, und die Götter wie die Kaiser. Als er den Tod nahen fühlte, sagte dieser unermüdliche Schwätzer zu seinen Freunden: „Verschließet mein Grab fest, damit die Sonne mich nicht schweigend sehe."

Solche Erfolge hatte die hohe Kunst der Rhetorik, und so wurde sie belohnt. Ja, selbst weniger eitle und in Folge dessen weniger geschätzte Wissenschaften fanden ihre großen Belohnungen. Der Annalist Philon wurde Konsul. Hadrianus holte den Griechen aus Nikomedia, entführte den Arrianos seinen Büchern und seinen Unterredungen mit Epiktetos, um ihn zum Konsul, zum Statthalter der Provinz, zum Anführer des Heeres zu machen. Unter dem Kommando des Arrianos erhielt ein anderer Grieche, Namens Xenophon, den Befehl über die römischen Heere. Scheint es nicht, als ob mit dem Namen Xenophon das alte Athen und das alte Griechenland auferstehen, und als ob das römische Reich bald nichts anders sein soll, als das hellenische Reich?

Als Hadrianus nach diesem Besuche Griechenlands, wo er als Wolthäter gepriesen wurde, und nach einer sechsjährigen Reise durch das ganze Reich, die mit einer Besteigung des Aetna schloß, endlich wieder nach Rom zurückkehrte (126), verweilte er nur zwei Jahre daselbst. Hierauf begab er sich nach Afrika. Auch hier fehlte es ihm nicht an Schmeichlern. Man sagte, daß er nach einer fünfjährigen Dürre reichlichen Regen mitgebracht habe. Dann finden wir ihn wieder zweimal in Athen (127 u. 133), mit neuen Wolthaten diese bevorzugte Stadt überhäufend, als Archon an den Dionysosfesten den Vorsitz führend; den Tempel des olympischen Zeus, dessen Bau 560 Jahre vorher begonnen hatte, vollendend und einweihend, auch wird er jetzt in die höhern Grade der eleusinischen Mysterien eingeweiht, in denen er bisher die niederen hatte.[1] Wir finden ihn

---

„Antonios Polemo hat mir Rechnung gelegt." Philostr., Vit. soph., I, 25.; Verus, ad Fronton., II, 3; M. Caesar, ad Fronton., 3.

Urtheil des Marcus Aurelius über die Beredsamkeit des Polemon. ad Verum, I, 9.

1) S. jedoch Pauly, Realencykl. III, S. 1034 u. Hertzberg, II, S. 314 u. Flemmer, pag. 38.

in Syrien, selbst in Arabien, in dem römischen Arabien (Arabia Petraea), dessen restitutor ihn die Münzen nennen.[1] Er beruft nach dem Oriente einen Kongreß von Königen; lehnspflichtige, tributpflichtige, verbündete Könige, die früher Feinde waren (130). Einige leisten seiner Aufforderung nicht Folge; er zwingt sie, ihre Weigerung zu bereuen, nicht dadurch, daß er ihnen Böses zufügt, sondern durch das Gute, das er den andern erweist. Er gibt dem Könige der Parther Chosroës seine Tochter zurück, die seit den Kriegen des Trajanus bei den Römern in Gefangenschaft war; er verspricht ihm sogar, aber er führt es nicht aus, ihm den goldenen Thron seiner Vorfahren, eine andere Siegesbeute aus den Kriegen des Trajanus,[2] zurückzugeben. Er gibt vier Völkern im Norden und Osten vom schwarzen Meere Könige.[3] Er empfängt eine Gesandtschaft von einem Könige von Baktriane, dem Grenzlande von Indien. Alle diese Fürsten entläßt er von sich reich beladen mit seinen Geschenken, geblendet über seine Freigebigkeit, stolz auf seine Liebkosungen. Hätte Hadrianus länger gelebt, so würde Rom sich eine Klientschaft von Monarchen gemacht haben, ausgedehnter als die von Trajanus geträumte bewaffnete Oberherrschaft. Trajanus wäre vielleicht mit bewaffneter Hand nach China gegangen, Hadrianus würde gewiß als Diplomat und als Wißbegieriger dahin gegangen sein. Der eine hätte die Welt erobert, der Andere hätte sie für sich gewonnen.

Und hatten während dieser Reisen Italien und das Volk von Rom sich zu beklagen? Italien sah darum nicht weniger seine Häfen und seine Landstraßen mit Pracht gebaut und verbessert.[4] Das Volk

---

1) Münzen RESTITVTORI et ADVENTVI: Arabien hat ein Rohr (Zimmet?) in der Hand; daneben ein Kamel.

2) Spartian., 13.

3) Malasses, König der Lazai (Lazisten), Rhesmages, König der Abaskoi (Mingrelien); Spadagas, König der Sanigai (Imeretien); Stachemphax, König der Zilchoi (Arrian., de Ponto). Andere Vasallenkönige am schwarzen Meere: Agchialos, König der Machelonen und Heniochen; Pharasmanes, König der Iberes; Julianos, von Trajanus König der Apsilai genannt.

4) Während des fünften Tribunates des Hadrianus (121—122): Restauration des Pomörium zu Rom (Gruter, 197—198). — Während des sechsten, Verbesserung einer Straße nach Suessa (id. 151). — Während des siebenten, der via Cassia von Florenz nach Clusium (id. 156); der via Appia in einer Länge von 15,750 Schritt, mittels 569,000 von den Uferbewohnern

von Rom büßte dabei weder einen Scheffel Getreide, noch eine Pantomime, noch ein wildes Thier ein. Außer den Angebern und den Hinrichtungen fehlte ihm nichts von der Pracht der neronischen Zeit. Hadrianus restaurierte seine Denkmäler;[1] der abwesende Hadrianus ließ an einem Tage hundert Löwen in der Arena tödten, mit Balsam und Safran die Sitze im Theater bestreuen, dem Volke nicht allein Brot, sondern auch wolriechende Stoffe vertheilen; Hadrianus nahm weder einen Gladiator, noch einen Schauspieler aus Rom auf seinen Reisen mit; man sieht also, daß Rom durch seine Abwesenheit nicht litt.

Und wann er zurückkam, dann kam er mehr als Grieche, mehr als geistreicher Mensch, glänzender, unterhaltender zurück, wie er bei seiner Abreise gewesen war. Die traditionelle Einfachheit des Trajanus und Augustus, die Vertraulichkeit derselben bei den Festmalen, auf der Jagd, im Bade blieb, aber sie wurden durch geistreichen Witz und eine dem Hadrianus eigene Anmut erhöht. Seinen Freunden schickte er sein tetrapharmacum,[2] sein Lieblingsgericht, das er erfunden hatte; denn er war sogar Koch. Er unterhielt sich gern mit Leuten aus dem Volke; wenn man ihm bemerklich machte, daß

---

gegebenen Sesterzen, zu denen der Kaiser 1,147,000 zufügte (Henzen, 6659). — Während des neunten der via Julia des Augustus von den Ufern des Trebia bis Monaco (id. 5103). — Während des elften, Restauration eines Tempels zu Cupra Maritima (Belli, 1852). — Ostia CONSERVATA ET AVCTA dem Hadrianus und Sabinus LOCVPLETATORIBVS MVNICIPII (Gruter, 249).

Münzen RESTITVTORI ITALIAE, etc.

Hafen zu Sybaris (Pausan., VII, 19). Dem Spartianus zufolge hätte auch Hadrianus nach dem Plane Cäsar's und nach dem Beispiele des Claudius den Fucinersee trocken gelegt, oder vielmehr es versucht.

In der Nähe von Rom, Wiederherstellung der Gärten des Servilius, oberhalb des Almonthales (in der Nähe der Bastion von San Gallo). Man findet hier Steine mit den Jahren 123, 134, 135 (Nibby, t. II, p. 360).

Ueber die Villa des Hadrianus bei Tivoli weiter unten.

1) Das Pantheon, die Septa Julia, die Basilika des Neptunus, das Forum des Augustus, die Bäder des Agrippa, mehrere Tempel, den der Bona dea (oder wenigstens ihre Statue). Spartian., 19.

2) Das Tetrapharmacum bestand aus Saueuter, Fasan, Schinken und hart gebackenem Kuchen. Andere fügen noch Fleisch von wilden Schweinen hinzu und nennen es Pentapharmacum. Spartian., Hadr., 21 in Hel. 4 u. 5.

daß dies seiner Würde nicht angemessen sei, erwiederte er, daß, wenn man ihm dies untersage, „ihm die Liebe zur Menschheit genommen werde. Als er einmal in den öffentlichen Bädern sich badete, sah er, wie ein alter Soldat sich den Rücken an einer Säule rieb: „Warum läßt du dir den Rücken nicht von einem Sklaven abreiben? — Ich habe keinen" (was für einen Römer das Zeichen großer Armut war). — Hadrianus gab ihm Sklaven und Geld. Den Tag darauf rieben sich mehrere alte Soldaten in dem Bade, wo der Kaiser sich badete, den Rücken an den Säulen. Hadrianus verstand, was das heißen sollte, und forderte sie auf, sich gegenseitig abzureiben. — Zu einem Manne mit weißen Haaren, der ihn um eine Gnade bat, und der an einem folgenden Tage zu einer Audienz wieder erschien, nachdem er sich die Haare hatte färben lassen, sagte er: Gestern habe ich deinem Vater abgeschlagen, was du heut von mir erbittest.[1]

Nun scheint die Frage wol überflüssig, ob dieser hellenisierte Cäsar die Wissenschaften, die er von früh an geliebt, vergaß. Es wäre erfreulich gewesen, wenn man ihn an irgend einem von seinen Rastplätzen zu Rom, oder zu Tibur in der Mitte seines Hofes von Gelehrten, Künstlern, Dichtern, Musikern, Mathematikern, Schöngeistern erblickt hätte, wie er sie ehrte und reich beschenkte,[2] jedoch nur unter der Bedingung, daß sie weder sehr ausgezeichnet, noch ganz mittelmäßig wären, damit sie weder seine Eifersucht, noch seine Geringschätzung hervorriefen; wie er Fragen an sie richtete, ihnen antwortete, ihnen eine Aufgabe stellte, um sie selbst zu lösen; es mit ihnen aufnahm in der Prosa, der Poesie, im Griechischen, im Lateinischen vorbereitet und unvorbereitet. — Er schrieb Tragödien, Gedichte, Epigramme, Denkwürdigkeiten unter dem Namen seines Freigelassenen Phlegon; er ließ sich auch etwas kritisieren, aber kritisierte selbst stark; er scherzte und foppte etwas zu viel für einen Fürsten. In diesem Salon des kaiserlichen Palastes setzte der alte Epiktetos die in dem Exile von Nikopolis[3] begonnenen Vorträge über

1) Spartian., Hadr. 20.

2) Omnes professores honoravit et divites fecit. Spartian., 16.

3) Dem Suidas zufolge hätte Epiktetos bis in die Zeit des Marcus Aurelius gelebt. Aber das ist unzulässig, da er unter Nero, d. h. im Jahre 68 oder später als Philosoph aufgetreten war. S. Suidas und Themist., Orat., 5.

Moral fort. Phavorinos aus Arelate, ein in Gallien[1] geborener griechischer Rhetor, diskutierte mit dem Kaiser, ließ sich weislich von ihm schlagen, und als man ihm vorwarf, daß er die Ehre der Grammatik schlecht aufrecht erhalten habe, antwortete er: „Will man, daß ich mich für gelehrter halte, als Jemand, der dreißig Legionen unter seinen Befehlen hat?" Und dennoch erregte Phavorinos ein wenig später die Eifersucht des Kaisers und zog sich seine Ungnade zu. Florus,[2] ein Dichter und starker Zecher wechselte mit dem Hadrianus Epigramme, worüber der Fürst keine Ursache hatte böse zu werden, und die der Dichter sich gefallen lassen mußte. Mit diesen hohen Geistesgaben verbanden sich auch noch andere Vorzüge. Er war ein Weltmann, wie das Alterthum keinen aufweisen kann, von anständigem, würdevollem Aeußern, von hoher Gestalt; er gab viel auf seine Person, er hatte die Sitte eingeführt, seinen Bart zu tragen, um die Narben seines Gesichtes zu verbergen; körperlich und geistig wol ausgestattet, erfüllt von einem hohen Anstandsgefühle und von feinem Geschmacke. Er war ein Muster römischer Zivilisation, worin sich die ganze antike Zivilisation vereinigte. „Niemand, sagt ein alter Schriftsteller, kannte besser als er die Eleganz des Lebens."

Auch die Frage scheint wol überflüssig, ob Hadrianus nach der Rückkehr aus seinem theuern Griechenlande mit dem glühenden Eifer zurückkehrte, das, was er dort bewundert hatte, nachzuahmen. Zu den vielen in Rom vorhandenen Rennbahnen fügte er eine neue hinzu;[3]

---

1) Ueber Phavorinos s. Euseb., Chr.; Lucian., Eunuch.; p. 536 D; Demonax, p. 549 C. D; Philostr., Vita soph., I, 8: Dio, LXIX, 3; Spartian., 16.

2) L. Annaeus Florus, von dem wir einen Abriß der römischen Geschichte besitzen. Sein Epigramm lautet:

Ego nolo Caesar esse,
Ambulare per Britannos,
Scythicas pati pruinas.

Und die Antwort des Hadrianus:

Ego nolo Florus esse,
Ambulare per tabernas,
Latitare per popinas,
Culiees pati rotundos.

Das Epigr. der Anthologie IX, 137 ist ein sehr dürftiger Spott des Hadrianus über einen hungrigen Dichter.

3) Man hat davon Ueberreste in der Nähe des Schlosses S. Angelo gefunden. S. Capitolin. in Anton., 5; Procop. de Bello gothico, II, 1,

dem Trajanus wurde ein Tempel errichtet; ein anderer Tempel zu Ehren von zwei großen Göttinnen, der Venus und Roma, wurde nach seinem Plane aufgeführt. Um diesen Tempel zu erbauen, ließ Hadrianus die kolossale Statue des Nero, die schon in eine Statue des Sonnengottes umgewandelt war,[1] durch vier und zwanzig Elephanten nach einer andern Stelle bringen, und auf diesem geebneten und um acht und zwanzig Fuß erhöhten Platze, wo der kaiserliche Palast und das goldene Haus des Nero gestanden hatte, was von Titus niedergerissen war, um dem Volke das ihm genommene Terrain wieder zu geben, erbaute er den Tempel von Marmor, ringsum von einem marmornen Pflaster eingefaßt, einen Doppeltempel, einen Pseudodipteros dekastylos,[2] mit zwei Heiligthümern, worin die beiden Göttinnen, die glückliche Venus und die ewige Roma, mit dem Rücken gegen einander gekehrt sich befanden.[3] So deifizierte Hadrianus die Größe, den Ruhm, das Glück des römischen Volkes.

Scheint es nicht, als ob dieser Ruhm auf das Höchste gestiegen war? Seit elf Jahren hatte das Reich nicht ein Gefecht gegen die Barbaren zu bestehen gehabt. Seit neun Jahren durchreiste Hadrianus die Welt, ohne daß weder Zeit, noch Sicherheit, noch Geld zu diesen kaiserlichen Reisen fehlte. Er hob und verschönerte die Provinzen; man nannte ihn, wie den Trajanus den restitutor und locupletator orbis terrarum, den Wiederhersteller und Bereicherer des Erdkreises; und als er zurückkam verschönerte und verherrlichte er Rom. Auch Gibbon, der sich stets ausschließlich der materiellen Seite zuneigt, bezeichnet diese Zeit als den Gipfel der römischen Größe.

---

p. 450. — Auch auf dem Palatinus waren Bauten, wo man Steine mit der Jahreszahl 123 findet (Nibby, Roma antica, t. II, p. 450), und in den Horti Serviliani, wo man die Jahre 123, 134, 135, 138 findet (ibid., p. 358).

1) S. Beulé—Doehler, Titus und seine Dynastie S. 94.

2) Becker, Handb. der röm. Alterthümer I, S. 445. Doehler.

3) S. Spartian., 18, 19; Dio LXIX, 5; Hieronym.; Ammianus Marcellinus, XVI, 10; Athenaios, VIII; Aurel. Victor in Maxent. Auf den Münzen befindet sich der Tempel mit dem Datum ANN. DCCCLXIIII NAT. VRB. (21. Apr. 874 d. St., 121 nach Chr.) Aber der Tempel durfte erst 135 eingeweiht sein (Euseb. u. Cassiod., Chron.) Auf andern Münzen: VENERIS FELICIS VRBS ROMA AETERNA; überall mit dem Bildnisse des Tempels.

Ja, Rom war glorreich; aber Rom verlor immer mehr den römischen Charakter. Seit mehr als zweihundert Jahren hatte die Unterwerfung so vieler verschiedenen Völkerstämme unter die römische Herrschaft dieses Volk selbst moralisch, politisch, physisch modifizieren müssen. Je mehr aber die Zeit vorrückte, desto mehr verlor der römische Geist von seinem Vorrange, desto mehr gewann die von Rom besiegte Welt die Herrschaft über dasselbe. Die Zeit des Hadrianus ist eine der bemerkenswerthesten Phasen dieser Bewegung. Nicht, daß Hadrianus den römischen Geist zu vernichten trachtete; im Gegentheil er hielt die Traditionen hoch in Ehren, er bewahrte die Gewohnheiten, er erhielt den Kult [1] aufrecht, er beobachtete das Zeremoniell des alten Roms; er war ein Römer in Rom, wie im Felde, „die bürgerliche Zucht ebenso aufrecht erhaltend, wie die militärische Zucht.“ [2] Als er einmal einen von seinen Sklaven ungeniert zwischen zwei Senatoren wandeln sah, schickte er Jemanden ab, um demselben eine Maulschelle zu geben und ihm zu sagen: „Wandle nicht zwischen denen, deren Sklave du noch sein kannst.“ [3]

Aber was er auch für Rom that, diese Reisen durch die Welt, diese gemeinschaftlichen Wolthaten, das überall gleiche Auftreten des Kaisers, Alles das nivellierte Rom und die Provinzen unter einander. Wenn die Welt ein wenig mehr römisch wurde, so wurde Rom weit mehr kosmopolitisch; Rom wurde vor Allem mehr griechisch. Als Hadrianus die Mysterien, die Zeremonien, die Weisen Attika's ihm zuführte; als er in seiner Mitte unter dem Namen Athenäum [4] das Museum von Alexandrien (ein Palast zu Ehren der Athene und für die Gelehrten, die darin wohnten) errichtete; als er in Rom den Kult von Eleusis einführte, [5] war das nicht gerade so wie zu den Zeiten der Scipionen eine neue griechische Invasion, die zuletzt die

---

1) Sacra romana diligentissime curavit, peregrina contempsit. Spartian., 22.

2) Id. In Rom trug er stets die Toga, und nöthigte die Senatoren und die Ritter, dieselbe auf der Straße zu tragen, außer wenn sie von einem Gastmale heimkehrten. Er selbst trug bei dem Gastmale stets die Toga und den griechischen Mantel, nie die leichten Stoffe, die sich die römischen Weichlinge erlaubten. Dhlr.

3) Spartian., 21.

4) Philostr., II, 10, § 8. Victor, de Caesarib., 14.

5) Victor, ibid.

römische Tradition vernichtete? war es nicht zum zweiten Male, daß das unterworfene Griechenland seinen wilden Sieger unterwarf? [1] Von dieser Regierung ab ist die Litteratur des römischen Reiches man kann sagen ganz hellenisch. Die griechische Sprache besitzt trotz des Fortschrittes des sophistischen Geistes noch Werke von einem gewissen Glanze. Die lateinische Sprache hat keine mehr; nach der Zeit des Trajanus zeigen sich nur mittelmäßige Schriftsteller von beschränktem Geiste, deren Idiom ein anderes geworden ist, Provinziale, selbst Barbaren ihrer Geburt und Sprache nach. Die lateinische Litteratur, eine Tochter, aber eine entkräftete Tochter der griechischen Litteratur, mußte viele Jahrhunderte vor ihrer Mutter dahinsterben.

Rom also sinkt immer mehr, und die Welt erhebt sich. Noch hat sich das rechte Niveau zwischen dem Bürger von Rom und seinem Untergebenen nicht gebildet, wiewol einige von den Alten es gemeint haben,[2] aber es strebt danach, sich zu bilden. Ganze Städte erhalten von Hadrianus, einige das lateinische Recht, andere das Bürgerrecht. Selbst diejenigen, die für ihre Bürger diese Vergünstigung nicht erhalten, können als bürgerliche Personen nach dem römischen Gesetze Vermächtnisse haben und erhalten. In dieser Hinsicht wird das Edikt des Nerva bestätigt und von Hadrianus erweitert.[3] Was die Privatpersonen betrifft, so wird, den Prinzipien der Jurisprudenz zuwider, der legitime Sohn eines Lateiners und einer Römerin als römischer Bürger betrachtet.[4]

---

1) Graecia capta ferum victorem cepit. Horat.

2) Joan. Chrysost., in Act. Apost. XXV, hom. 48.

3) S. Thl. I, Kap. 4. Ulp., Reg. XXIV, 28.

4) Ulp., Reg., III., 3. Streng nach dem Rechte, wie in diesem Falle, gibt es ein connubium, d. h. eine regelrechte Ehe, der Sohn kann in den Stand seines Vaters treten; das Senatskonsult des Hadrianus entscheidet durch Gunst anders darüber. Aber was die Söhne aus einer Ehe zwischen Lateinern und Fremden betrifft, so bestimmt, da hier kein connubium Statt findet, ein anderes Senatskonsult des Hadrianus, den Principien gemäß, daß sie in dem Stande der Mutter, wer sie auch sei, bleiben. Gaius, I, 30, 80, 81. Ein anderes Senatskonsult erleichtert dem Lateiner den Eintritt in die römische Bürgerschaft. Ibid., III, 73.

Dafür aber erwirbt der Fremde, der das Bürgerrecht erwirbt, dasselbe nur für sich und seine Söhne, die noch geboren werden. Der schon geborene Sohn oder auch der, dessen Frau schwanger ist, bleiben Fremde, wenn nicht

Das Gesetz der Welt, das Gesetz allgemeiner Billigkeit, gewinnt Boden über das nationale und willkürliche Gesetz des alten Roms. Hadrianus ist ein bedeutender und echter Gesetzgeber; er sitzt nicht in dem Rathe, ohne seinen Kreis von Rechtsgelehrten, Juventius Celsus, Salvius Julianus, Neratius Priscus, alles Namen, die in der Geschichte der Jurisprudenz geblieben sind, um sich zu haben. Er selbst ist ein Rechtsgelehrter, wie er Alles ist. Mit seiner Regierung beginnt die große Aera der Jurisprudenz. Dieser Rath von Rechtsgelehrten, gebildet durch die Wahl des Fürsten und mit der Genehmigung des Senates,[1] wird eine Macht im Staate. Die Entscheidungen der Rechtsgelehrten erhalten eine gesetzliche Autorität.[2] Die Edikte der Stadtprätoren, eine Art von untergeordnetem Gesetzbuche, das jedes Jahr von der in Funktion tretenden Behörde veröffentlicht wird, werden von P. Salvius Julianus gesammelt, revidiert und geordnet (131). Fürst und Senat geben also Sanktion einer Arbeit, die Jahrhunderte hindurch fortgesetzt ist, und die das Zwölftafelgesetz kommentiert, ergänzt, modifiziert, faktisch ersetzt hat. Es ist gleichsam eine nach sechshundert Jahren veröffentlichte zweite Ausgabe des bürgerlichen Gesetzes von Rom; aber eine nach den Revolutionen der Zeit und der Sitten erläuterte, vermehrte, verbesserte Ausgabe. Die Billigkeit, die Dank den Rechtsgelehrten und dem Prätor sich mühsam einen indirekten Weg durch die Schranken des Gesetzes bahnte, die Billigkeit hat

---

eine formelle Konzession des Fürsten da ist. Edikt des Hadrianus. Id. I, 55, 93, 94.

Eine weit wichtigere Veränderung in der Gesetzgebung des Hadrianus möchte aus einer Stelle des Gajus hervorgehen, nach der, wenn man sie außer ihrem Zusammenhange läse, ein von Hadrianus herbeigeführtes Senatuskonsult als rechtmäßigen Sohn und folglich als römischen Bürger den Sohn eines Römers und einer Fremden, zwischen denen das connubium nicht sein konnte (Institut., I, 77), anerkannt hätte. Aber nach den vorangehenden sehr verstümmelten Paragraphen, und besonders nach dem § 92, muß man annehmen, daß die oben angeführte Entscheidung sich auf einen besonderen und durch einen Irrthum über den Stand der Personen motivierten Fall sich bezog.

1) Quos tamen senatus omnis probasset, Spartian., 18.

2) Reskripte des Hadrianus autorisieren die Senatoren, die die Prätur bekleidet haben, (viri praetorii) ebenso wie die Rechtsgelehrten, Konsultationen zu geben, und verleihen den Rechtsgelehrten, wenn sie alle übereinstimmen, Gesetzeskraft. Gaius, Instit., I, 7. Dig., 1, § 47 de origine iuris (I, 2.).

diese endlich überwunden; sie tritt offen hervor, empfängt das Bürgerrecht und wird Staatsgesetz.[1]

Alles, was uns von diesem Gesetzbuche und im Allgemeinen von der Gesetzgebung des Hadrianus übrig ist, bestätigt das, was wir oben von dem Unterschiede, der zwischen den moralischen Reformen der ersten Kaiser, die alle von einem Geiste, der sich zu einer ausschließlich nationalen Vergangenheit hinneigt, erfüllt sind, und den moralischen Reformen des Trajanus und seiner Nachfolger, die dagegen alle das Gepräge einer absoluten, ewigen, allgemeinen Gerechtigkeit tragen, gesagt haben. Alles, was wir davon haben, bezeugt das Hinsterben der Welt zu einem weniger nationalen, aber gerechteren Gesetze; die Zurückforderung der Menschenrechte gegen die des öffentlichen Lebens, gegen die des Bürgers, gegen die des Herrn, selbst gegen die des Familienvaters. — Die Suprematie des Staates überläßt den Kindern des Verurtheilten wenigstens ein Zwölftel von dem konfiszierten Vermögen, ja selbst das Ganze, wenn diese Kinder zahlreich sind.[2] — Die Suprematie des Fiscus verzichtet darauf, Etwas von einem in der Erde gefundenen Schatze zu erheben; er soll zur Hälfte dem Finder, zur Hälfte dem Eigenthümer des Grund und Bodens gehören; eine billige Bestimmung, die noch heut nicht überall Eingang gefunden hat.[3] — Die Suprematie des Mannes über die Frau wird genöthigt, dieser das Recht ein Testament zu machen zuzugestehen.[4] Das ist

1) Hieron., Chron., 131; Eutrop., VIII, 9; Aurel. Vict., de Caes. 19; Cod. Justin., 2, § 18, 3, de veteri iure enucl. (I, 17). S. noch Dig., 3, de coniung. cum emanc. liber. (XXXVII, 9); I, § 1, commodati vel. c. (XIII, 6); 1, Quod metus causa. (IV, 2). Cod., 5. de appellationibus (VII, 62). Gellius, X, 15.

2) Reskript des Hadrianus. D., 7, § 4, de bonis damnat. (XLVIII, 20); Dio, LXIX, 23; Spartian., 18. — „Ich will lieber, sagt Hadrianus in Bezug hierauf, meinem Reiche mehr Bürger und meinem Fiskus weniger Geld geben.“ (D., ib.) Gegen die Beraubungen, die in den Gefängnissen an den Angeklagten und Verurtheilten verübt wurden, s. Dig., ib., 2, 6.

3) Spartian. S. andere Reskripte des Hadrianus über fiskalische Streitfragen, fast alle in liberalem Sinne. D., 2, § 1 u. 4; 3, § 6 u. 9; 13, § 4, 5 u. 10; 15, § 2, de iure fisci (XLIX, 14). Cod. Just., 4, ad. Legem Falcidiam (VI, 50).

4) S. C. unter Hadrianus. Gaius, I, 115. Früher konnte eine Frau über ein Vermögen nur dadurch verfügen, daß sie ihre Person scheinbar verkaufte (coemptio) an einen Mann, der sie nachher freiließ, indem er die

noch nicht Alles. Claudius hatte der Mutter gestattet, die Erbschaft ihres Sohnes anzutreten, wenn keine Agnaten (Verwandten männlicher Seits) vorhanden waren; Hadrianus[1] stellt die Mutter eine Stufe höher; sie soll, wo kein Vater, keine Kinder und kein Bruder von demselben Vater vorhanden sind, die Erbschaft ihres Sohnes antreten. Man erstaunt, wenn man es sagt; es war eine unerhörte Verletzung der alten Bestimmungen. Auch wurde dies Recht nicht allen Müttern zugestanden; es war, um es zu genießen, dazu erforderlich, was das Gesetz das Privilegium der dreifachen Mutterschaft (ius trium liberorum) nannte. Es war nicht ein natürliches Recht, das man anerkannte, es war vielmehr eine Belohnung, die man der Fruchtbarkeit ertheilte. Wie dem auch sei, die legale Emanzipation des Weibes, die schon unter den vorhergehenden Kaisern so große Fortschritte gemacht hatte, that unter Hadrian einen Schritt weiter vor.

Diese Suprematie des Familienvaters weicht dem Rechte der Humanität. Das Peculium des Sohnes der Familie, der Soldat ist, wird immer mehr begünstigt.[2] Ein Vater, der seinen des Ehebruchs schuldigen Sohn aus Rache auf der Jagd getödtet hat, wird deportiert „weil er nicht wie ein Vater, sondern wie ein Straßenräuber gehandelt hat.“[3]

Die Suprematie des Herrn über den Sklaven wird ebenfalls verringert. Das Recht über Leben und Tod, dessen Anwendung die frühern Kaiser nur in gewissen Fällen beschränkt hatten, wird zum ersten Male (und das ist ein Hauptruhm des Hadrianus) im Prinzipe verworfen. Nicht allein kann, wie sonst, der Tempel des Jupiter oder die Statue des Kaisers dem gemishandelten Sklaven ein momentanes Asyl gewähren; nein, dies Asyl ruft die Intervention des Richters herbei, und der Richter tritt nun dazwischen, da er allein das Recht hat, zum Tode zu verurtheilen.[4] Eine Matrone

---

Disposition, die sie über ihr Vermögen traf, gut hieß. Gaius, I, 115; Cic. Topic., 4.

1) S. C. Tertullianum. Ulp., XXVI, 8; Paul, IV, 9; Instit. et Dig., hoc tit.

2) Marcian., D., 5, ad legem Pompeiam de parricidiis.

3) Instit. Justin., II., tit. 12, in pr., D. 13, 16., de Castr. pecul. (XLIX, 17). Das Recht des pecul. castrense (s. I, S. 222) durch ein Reskript des Hadrianus auf die Veteranen ausgedehnt. Inst., II, tit. XII.

4) Servos a dominis occidi vetuit, eosque iussit damnari, si digni essent. Spartian., 18.

wird mit fünfjährigem Exile bestraft wegen Mishandlung ihrer Sklavinnen.[1]

Das Gesetz des Domitianus, das untersagt, selbst einen Sklaven zum Eunuchen zu machen, wird noch verschärft; Todesstrafe trifft den Sklaven, der dazu eingewilligt, den Arzt, der sich dazu hergegeben hat, jeden Andern Strafe der Konfiskation.[2] Die härtesten, aber auch die römischsten Gesetze gegen den Sklaven werden modifiziert. Es ist verboten einen Sklaven zur Schändung oder zur Arena zu verkaufen; dagegen ist es erlaubt, bei dem Verkaufe desselben zu verlangen, daß die Schmach der Schändung ihm erspart werde. Wenn der Käufer gegen diese Bedingung fehlt, so kehrt der Sklave zu seinem frühern Herrn zurück; wenn dieser ihn nicht will, so ist der Sklave frei.[3] Das harte Gesetz, das nach der Ermordung des Herrn alle Sklaven insgesamt zum Tode verurtheilt, wird ebenfalls modifiziert.[4] Die gerichtliche Tortur darf nicht mehr willkürlich an dem Sklaven vollzogen werden, sondern nur in dem Falle, wo die Anklage eine Mutmaßung in Rücksicht auf ihn hat, oder wo kein anderes Mittel zur Erforschung möglich ist.[5]

Auch die Suprematie der freien Klasse über die dienende Klasse wird verringert durch die Vergünstigungen, die man den Freilassungen und den Freigelassenen gewährt. Nicht allein wird die Person des Freien vor den strafbaren Versuchen, ihn zu einem Sklaven zu machen sorgfältiger denn je bewahrt; nicht allein verschwinden die Werkstätten, wo Freie und Sklaven durch einander gefesselt arbeiteten;[6] nicht allein wird auf die Forderungen des zu einem Sklaven gemachten Freien

---

1) Ulp., D., 2, de his qui sui (I, 6).

2) Dig., 4, 5, ad Leg. Cornel. de sicariis (XLVIII, 8).

3) In Bezug hierauf bestand nicht allein ein Reskript, sondern eine constitutio, d. h. ein legislativer Akt des Hadrianus. Cod. Just., I. Si mancip. ita venerit ut prostit. (IV, 56); Spartian., Hadr., 18.

4) Spartian., 18; D., I, § 28, de S. C. Silan., XXIX, 5.

5) Dig., I, pr. § 1, 2, 5, 22, de quaestionibus (XLVIII, 18). Spartian., ibid. Andere Bestimmungen bezüglich die Tortur der Sklaven, 12, 17, § 2, 21, ibid.

6) So verstehe ich die Worte ergastula servorum ac liberorum (libertorum?) sustulit. (Spart., 17). Diese Worte scheinen mir dem Sinne nach eine Aehnlichkeit mit der darauf folgenden Stelle zu haben: Lavacra pro sexibus separavit.

mehr Rücksicht, denn je genommen;[1] nicht allein wird das lebenslängliche Gefängnis selbst gegen die Strafbaren aufgehoben:[2] sondern auch der durch Fideikommis in Freiheit gesetzte Sklave wird von Neuem gegen die Chikanen von neidischen Menschen, die seine Emanzipation gern verhindern möchten, sicher gestellt.[3] Ja, was noch mehr ist, der kraft eines Vermächtnisses, das nachher annuliert ist, oder kraft eines Kodizilles, das später als falsch anerkannt worden ist, in Freiheit gesetzte Sklave soll frei bleiben, wenn er den Preis für seine Person bezahlt.[4] Der Sklave, dem die Freiheit vermacht ist, und der Gefahr läuft, daß dies Vermächtnis ungiltig werde durch das Nichtantreten der Erbschaft, kann den Erben zur Annahme zwingen.[5] Hadrianus erkannte, daß die Freien seinem Reiche fehlen, und er begünstigt, so viel er kann, die Freiheit. Man machte dem Sohne einer römischen Bürgerin und eines Sklaven sein Recht auf die Freiheit streitig; den juristischen Prinzipien gemäß, sichert ihm Hadrianus dasselbe.[6] Auf diesem Wege allein konnten Tausende von Menschen aus der Knechtschaft zur Freiheit gelangen.

Endlich wird die blutdürstige Suprematie der götzendienerischen Kulte bekämpft. Rom rechnete es sich zur Ehre an, die Menschenopfer abgeschafft zu haben; aber es hatte sie nicht vollständig abgeschafft. Sie bestanden heimlich in einigen Provinzen fort, und selbst

---

1) Man nannte das liberales causae. S. Dig., 3, § 9 de iure fisci (XLIX, 14), 12, de quaestionibus (XLVIII, 18), de liberali causa (XL, 12).

2) Dig., 35, de poenis (XLVIII, 19).

3) Dig., 5; 24, § 21; de fideicomm. libertatibus (XLV, 5).

4) Cod. Iust., 2, de fideicomm. libertatibus (VII, 4). D., 23 de iure patron. (XXXVIII, 14).

5) Dig., 13. de Autoribus (XXVI, 5). Es bestand unter Hadrianus ein Senatsbeschluß in diesem Sinne, V, 3, § 1, Dig., de vulgari et pupillari substitutione (XXVIII, 5).

6) Gaius, I, 84. Vorausgesetzt jedoch, daß der Herr wenigstens stillschweigend in diese Verbindung eingewilligt hat, ohne welche Einwilligung die Frau kraft des S. C. des Claudius eine Sklavin würde geworden sein. Eine andere für die Klasse der latinischen Freigelassenen günstige Bestimmung. Gaius, III, 73. Das Kind einer zum Tode, oder zur förmlichen Verbannung (interdictio aquae et ignis) verurtheilten Frau wird frei geboren (ohne Zweifel, wenn die Frau vor ihrer Verurtheilung schwanger war). Sie steht bis zur Zeit ihrer Entbindung unter Aufsicht. Reskript des Hadrianus. Dig., 18, de Statu hominum (I, 5).

bei gewissen Gelegenheiten offiziell in Rom. Hadrianus kann als einer von den Fürsten angesehen werden, die in Rücksicht hierauf eine strengere Aufsicht ausübten, und die den größten Abscheu vor diesen Verbrechen einzuflößen wußten. Zwar verschwanden die Gladiatorenkämpfe, die unter einer volksthümlichen Gestalt wirkliche Menschenopfer waren, nicht; aber die Menschenopfer unter der sazerdotalen Gestalt wurden überall, wenn nicht faktisch abgeschafft, doch wenigstens strenger verboten. In Rom scheint das Lebendigbegrabenwerden, was zu bestimmten Zeiten feierlich geschah, seit Domitianus nicht mehr vorgekommen zu sein.[1] In den Provinzen wurden die Menschenopfer, heimliche und private, mehr geheim gehalten und waren seltener.[2] Die Welt glaubte sich davon befreit und schrieb dem Hadrianus die Befreiung zu. Alle diese Fortschritte waren gewiß schon von Andern gemacht worden; aber bei jedem that Hadrianus einen Schritt weiter vor.

Vergessen wir aber hierbei nie, daß allen diesen Fortschritten das Christenthum zu Grunde lag. Dieses drängte zu denselben, und sie führten zu ihm. Auch sehen wir in der Zeit, in der wir uns befinden, die Kirche der Macht gegenüber eine andere Stellung einnehmen.

Die Verfolgung unter Trajanus hatte Anfangs unter Hadrianus fortgedauert. Der Bischof von Rom, Alexander, der in den letzten Monaten der Regierung des Trajanus ins Gefängnis geworfen war, hatte nach dem Tode dieses Fürsten den Märtyrertod erlitten. Die Reise des Hadrianus nach Oberitalien zu Anfange seiner Regierung, war ebenfalls durch Hinrichtungen bezeichnet worden. Martianus, Bischof von Tortona, hatte den Märtyrertod erleiden müssen; zwei Brüder aus Brescia, der Priester Faustinus und der Diakonus Jovita waren gefoltert und hingerichtet worden. Ihr Mut hatte Afra, die Wittwe eines Statthalters, und Calocer, einen von den Offizieren des Hadrianus, begeistert. Das Beispiel des Calocer hatte den Secundus, einen vornehmen Heiden von Asti, nach sich gezogen, und Alle hatten die Schuld mit ihrem Blute gebüßt. Auf solche Weise machte

1) Die letzten Fälle dieser Art s. Plutarch., Quaest. Rom., 83, p. 283, 284; in Marcello, p. 299. C. D.

2) So opferte man zu Laodikeia eine Hirschkuh statt einer Jungfrau. Aber die Menschenopfer bestanden zeitweise, obwohl mehr oder weniger geheim, in Arkadien für die Luperkalien und in Karthago zu Ehren des Saturnus. Porphyr. (bei Euseb., Praep. evang., IV, 16), de abst. carnis, II, 56.

der Märtyrertod die Christen. Selbst in die Zeit der ersten Reise des Hadrianus nach Athen scheint der Märtyrertod des Publius, des zweiten Bischofs dieser Stadt, zu fallen.

Was gehörte dazu, um einen Märtyrertod herbeizuführen? Einige fanatische Stimmen unter dem Volke; und bei dem Prokonsul etwas Eifer für die Götzenbilder, was ziemlich selten war, oder eine große Feigheit und Gleichgiltigkeit für das Menschenleben, was sehr gewöhnlich war. Die kaiserliche Initiative war für den Märtyrertod nicht nöthig; im Gegentheil, es hätte die ganze kaiserliche Macht bedurft, um einen Märtyrertod zu verhindern.[1]

Diesen großen Akt der Macht hielt die christliche Kirche nicht für unnütz hervorzurufen. Bisher hatte sie sich still verhalten, sich zur Zeit der wütenden Verfolgung versteckt; als nur noch eine gewöhnliche Gefahr vorhanden war, trat sie wieder frei und bescheiden auf; sie war nur als geächtete und um verurtheilt zu werden vor dem Gerichtshof der Kaiser erschienen, niemals als Hilfe flehend und um die Freiheit daselbst zu fordern. Aber bei dieser menschlicheren Politik, bei dieser billigeren Gesetzgebung, bei diesem Fortschritte der sozialen Ordnung, der nur in dem Christenthum seine Erklärung findet, hielt sie es nicht für ihrer unwürdig zu fordern, noch für unmöglich zu erlangen. Von der Kirche von Athen, wo Paulus so zu sagen ein Bindezeichen zwischen der finstern Tradition des Menschengeschlechts und dem neuen Lichte des Evangeliums zu erkennen

1) Im Anfange der Regierung des Hadrianus starben als Märtyrer in Rom: Alexander, Pabst (3. Mai), Quirinus, Tribun (30. März), Balbina, Tochter des Quirinus (31. März), Theodora, Schwester des Quirinus (1. April), zwanzig von Alexander getaufte Gefangene (10. April), Hermes, 28. August (Alle im Jahre 119).

Im Norden von Italien: Marius, Priester, und Stephanus, Diakonus, zu Brescia (16. Januar); Faustinus, Priester, und Jovita, Diakonus, ebendaselbst (15. Februar), Martianus, Bischof, zu Tortona (6. März); Secundus, zu Asti (30. März); Oliva, eine Jungfrau zu Brescia (5. März); Calimer, Bischof von Mailand (31. Juli); Calocer, zu Albinga, 18. April; Afra zu Brescia, 24. Mai (120?).

Dionysius u. Publius, Bischöfe von Athen, 3. October 17. u. 21. Januar (125?); Eustachius, Theopistos zu Rom, 20. September (118?); Getulicus zu Rom, 10. Juni (124?); Xystos, Pabst, 6. August 127.

S. die Bollandisten unter den bezeichneten Daten. Der alte römische Kalender von Bucher erwähnt am 5ten vor den Kalenden des September (28. August) Hermetis in Bassillae, Salaria vetere.

gab, von dort gieng das erste Wort der Forderung, der Vermittelung und der Hoffnung aus. Als Hadrianus noch in seinem theuern Athen weilte (126), meinten die Christen dieser Stadt, daß dieser Mitbürger, dieser Archon, dieser Philosoph und Gelehrte von Attika, den Bitten eher zugänglich sei, als der Cäsar von Rom. Der Bischof Quadratus, Nachfolger des Märtyrers Publius, überreichte dem Kaiser eine Apologie des Christenthums, worin er unter Anderem an die von dem Heilande vollbrachten Wunder, Auferweckung von Todten, Heilung von Kranken, die man noch lange nachher gesehen, und von denen die gegenwärtige Generation noch einige gekannt hatte,[1] erinnerte. Ein anderer Christ Aristeides, ein Schüler des Platon, von großer Beredsamkeit und Gelehrsamkeit, überreichte dem Gelehrten, dem Rhetor, dem Schüler der alten Weisen eine andere Apologie des Christenthums.[2] Man führt noch eine dritte Apologie an, die dem Hadrianus von Aristo von Pella überreicht worden ist.[3]

Es ist klar, daß das Christenthum, das das Jahrhundert sanfter und aufgeklärter werden sah, das Haupt erhob. Unter Despoten konnte man nichts weiter, als dulden. Unter philosophischen Fürsten glaubte es diskutieren zu können. Es fand eine Stelle auf den Bänken der Schule und an dem Fuße des kurulischen Stuhles. Es kam aus den Katakomben hervor, um auf die Rednerbühne zu steigen.

Diese Stimme gieng nicht verloren. Gewiß, Hadrianus, verdorben, abergläubisch, politisch sich an die Götter Roms anschließend und sein Hohespriesterthum ernst auffassend, Hadrianus neigte sich nach vielen Seiten den antichristlichen Leidenschaften zu. Aber Hadrianus als Philosoph, als offener Geist, scharfsinnig, zuweilen erhaben, konnte zu Augenblicken diese menschlichen Gebrechen und die falschen Berechnungen des Politikers beherrschen.

---

1) Ueber Quadratus s. Euseb. H. E., I v., 23, V, 17, der den Dionysios von Korinthos und einen anonymen Kirchenhistoriker nennt; de viris illustribus, 19, 37, Ep. 70. Die Apologie des Quadratus existierte zur Zeit des Eusebius, und er führt eine Stelle daraus an (Euseb., H. E., IV, 3. Chron. ad ann. 10 Hadr.) Quadratus besaß die Gabe der Prophezeiung (Euseb., H. E., V, 17).

2) Hieron., in Catal. 20, Ep. 83, ad Magnum. Usuard u. Adon. 31. August u. 3. Oktober.

3) Chron. paschale, ich lese mit Fabricius: Aristo von Pella statt Apella u. Aristo.

Die christlichen Apologien verfehlten nicht ihre Wirkung auf ihn. Freilich erfolgte nicht ein Edikt von öffentlicher, offizieller, absoluter Toleranz, was ein heidnischer Kaiser niemals zu erlassen gewagt hat; Hadrianus erklärte das Christenthum nicht förmlich für frei, aber er begnügte sich auch nicht mit dem Mittelwege, den Trajanus dem Plinius anempfahl, und der darin bestand, ein Auge zuzudrücken, wenn Niemand reklamierte, erst dann mit Strenge vorzugehen, wenn eine Denunziation geschehen war. Er antwortete mit folgenden Worten auf das Geschrei der heidnischen Menge:

„An Minucius Fundanus (Prokonsul von Asien). — Den Brief deines Vorgängers, des erlauchten Severius Granianus, habe ich erhalten. Die Angelegenheit bedarf, so scheint es mir, einiger Aufklärung, wenn man nicht die Gemüter beunruhigen will und den Verleumdern Gelegenheit geben, Unrecht zu begehen. Wenn zur Unterstützung ihrer Angriffe gegen die Christen die Einwohner der Provinz Gründe geltend gemacht haben, die geeignet sind, die Sache vor Gericht zu bringen, so mögen sie das thun, und sich nicht auf tumultuarische Vorgänge im Theater[1] berufen, oder auf das Geschrei in den Straßen. Es ist besser, daß ein Ankläger vortritt, und daß du Kenntniß von der Anklage nimmst. Findet sich ein Ankläger und beweist er, daß die Christen gegen das Gesetz handeln, so beschließe nach der Schwere des Vergehens. Aber auch, beim Herkules, wenn man nur eine Gelegenheit zur Verleumdung gesucht hat, so untersuche dies unbillige Verfahren und sorge, daß es bestraft werde."[2] Das Christenthum war also nicht mehr an sich ein Verbrechen; man konnte Christ sein, oder für einen solchen gelten, ohne darum straffällig zu sein.

Hadrianus gieng noch weiter. Er war mit der Philosophie hinreichend vertraut, um in dem Christenthume eine höhere Philosophie vermuten zu können. Er schritt vor, ohne genau zu wissen, wo er

1) *Ἀξιώσεσιν*, petitionibus (in theatro usitatis) (Valerius).

2) S. den griechischen Text im Euseb., Hist. ecc., IV, 9, in Nikephoros Kallistes und in Folge der ersten Apologie des h. Justinus, und den lateinischen Text (vielleicht das Original) in der Uebersetzung des Eusebius durch Rufinus. Das Faktum dieses Briefes oder wenigstens das der mehr oder weniger ausgedehnten Toleranz des Hadrianus wird durch Melito bestätigt; durch Eusebius in chron., ad ann. Hadr. 10; durch Orosius, VII, 13, Xiphilinus, LXX, 3, Zonaras 2c.

gieng, wie wir im Dunkel auf ein fernes Licht zuschreiten, ohne zu wissen, wo es ist, und unruhig, auf welchem Wege wir es erreichen können. Man sah diesen Mann, der in Augenblicken sich als einen so fanatischen Götzendiener zeigte, Tempel ohne Götterbilder erbauen, die man nach ihm nicht zu benennen wußte, und die man nach seinem Namen Hadrianeia nannte.[1] Er wollte dieselben, wie ein Heide sagt, unserm Heilande weihen. Ich bin nicht abgeneigt, es zu glauben; denn Tiberius hatte denselben Gedanken gehabt, Alexander Severus versuchte ihn auszuführen. Alle drei waren aufgeklärt genug, um in dem Christenthume eine Macht und ein Licht zu erblicken; alle drei hatten die christliche Wahrheit hinreichend erkannt, um nicht zu begreifen, daß dieses Licht und diese Macht weder eine Vereinigung noch eine Mischung vertragen konnten. Sie hätten aus dem Christenthum gern einen neuen Reis des allgemeinen Heidenthums machen wollen. Die heidnischen Priester waren einsichtsvoller; sie ließen „durch ihre Orakel dem Hadrianus sagen, daß, wenn er den Gott der Christen annähme, bald nur Christen in der Welt sein, und daß diese Tempel die andern Tempel verdrängen würden."[2] Mochte nun Hadrianus sich davon überzeugt haben, oder mochte er in Schrecken gerathen sein, er hielt inne.

Er hielt inne, weil bei ihm die Ueberzeugung von der wahrscheinlich unvollständigen Einsicht nicht genügte, um ihn einen solchen Entschluß fassen zu lassen. Er hätte ein Christ sein müssen, das heißt, er hätte nicht allein seinen Geist dem Lichte nicht verschließen, sondern sein Herz der Reue öffnen müssen. Nun aber schleppte er eine Last von Elend und Leidenschaften mit sich, die seine Seele beschwerte und die er nicht abzuwerfen vermochte. Wie so viele Andere hätte er das

1) Christo templum facere eumque inter deos recipere . . . Hadrianus cogitasse fertur, qui templa in omnibus civitatibus sine simulacris iusserat fieri, quae hodie, idcirco quod non habent numina, dicuntur Hadriani, quae ille ad hoc parasse dicebatur. Lamprid. in Alex. Severo, 45. Der heilige Epiphanes spricht von einem dieser Hadrianeia zu Tiberias (Haer., XXX, 12) und von einem andern zu Alexandreia (LXIX, 2).

2) Sed prohibitus est (ist hier von Alexander Severus oder von Hadrianus die Rede? ich glaube eher, von Hadrianus) ab his, qui consulentes sacra repererant omnes christianos futuros, si id optato evenisset, et templa reliqua deserenda. Lamprid., ib. V. das 3. Mem. des Abbé Greppo, § 2. (Mémoires relatifs à l'histoire ecclésiastique. Paris, 1840).

Wahre sehen können, wenn er das Gute hätte ertragen wollen. Er beeilte sich, die laute Stimme, die die Wahrheit in seinem Erkenntnisvermögen ertönen ließ, zu unterdrücken, aus Furcht, daß bei dieser Stimme sein Gewissen erwachen könnte.

Aber es waren doch wenigstens die ersten Versuche der christlichen Apologetik nicht resultatlos gewesen. Das Christenthum hatte sich selbst einem Kaiser verständlich gemacht. Diese verborgene, geringgeschätzte, im Voraus verurtheilte Schule, die man nicht anzuhören würdigte, hatte bei dem Kaiser Gehör gefunden, und war befriedigt von ihm entlassen, wie Hadrianus gern Alle von sich entließ. Das Reich gewöhnte sich daran, die Stimme der Kirche zu vernehmen. Die Christen erfuhren, wie nützlich die Berufung auf die Vernunft, die Gerechtigkeit, selbst auf die Philosophie sein konnte, vorausgesetzt, daß unter dem Purpur etwas Philosophie, oder Gerechtigkeit, oder Vernunft, oder selbst gesunder Menschenverstand war. Andere Vertheidiger des Christenthums mußten zu den Stufen des Thrones der Cäsaren dem Quadratus und Aristeides folgen; die zugleich würdevollen und ehrfurchtsvollen Gesuche mußten sich unter den Antoninen vervielfältigen. Nach diesen ist nicht mehr die Rede davon. Wenn das Reich in die Hände eines Heliagabalus oder Maximinus geräth, wenn es die neronianische Bahn wieder betritt, dann ist es nicht werth, daß die Kirche ihre Bitten an dasselbe richtet.

Drittes Kapitel.

Hadrianus in Aegypten und Syrien.

— 130—135 —

Nun müssen wir aber auch die klägliche Seite dieser Seele und dieses Geistes zeigen. Hadrianus, in der Korruption der heidnischen Sitten, gehörte zu den Verdorbensten. Die Alten beschuldigen ihn vor Allem ehebrecherischer Verbindungen. Das Christenthum beschuldigt ihn dieser Sünden und noch viel strafbarer. Er gehörte zu den Menschen, von denen der Apostel sagt: „sie, die wußten von Gott, haben ihn doch nicht als Gott geehret, noch ihm gedankt, sondern sie sind in ihren Gedanken eitel geworden, und ihr unverständiges Herz ward verfinstert. . . . Darum hat sie Gott auch dahin gegeben, in ihrer Herzen Begierden, in Unreinheit, so daß ihre Leiber selbst wechselseitig geschändet wurden. . . . Gott hat sie dahin gegeben in ihre schändliche Leidenschaften.“ [1]

Dieser Flecken hatte den Aberglauben und die Grausamkeit zur Folge. Geist und Herz stumpften ab; die Verfinsterung des Geistes folgte der Verblendung des Herzens; [2] die verdorbene Seele und der geschwächte Verstand nahmen ihre Zuflucht nicht allein zum Heidenthume, sondern zu dem Geheimnisvollsten, Verborgensten, Schamhaftesten, was der Aberglaube und das Heidenthum in sich bargen. Das Finstere und das Unbekannte waren für die verzweifelten Seelen eine Hoffnung; für die übersättigten Geister eine Neugier, ein Sporn, eine Anregung. Und anderseits führte der Aberglaube durch die vermeintlichen Enthüllungen, die er von der Zukunft gab, ebenso wie die Korruption der Sitten durch den Neid und Haß, den sie nach sich zog,

---

1) Rom., I, 23, 26.

2) Tenebris obscuratum habentes intellectum . . . per ignorantiam quae in illis est, propter caecitatem cordis ipsorum. Eph. IV, 18.

zum Morde. Diese entnervten Seelen waren stolz darauf, in sich selbst die leichte Energie des Mordes zu finden.

Auch Hadrianus war im Anfange seiner Regierung dieser Konsequenzen seines ausschweifenden Lebens nicht entgangen. So erzählt man von ihm eine That, die von eigenthümlichem Aberglauben zeugt. Eine weissagende Quelle, die ihm die Herrschaft verkündigte, ließ er verstopfen, aus Furcht, sie möchte einem Andern ebendasselbe verkündigen.[1] Was seine Grausamkeit betrifft, so hatte er schon die Christen verfolgt, und wir haben gesehen, daß er nahe daran war, die Bahn eines blutdürstigen Staatsmannes einzuschlagen, wenn ihn nicht die Macht der öffentlichen Meinung zurückgehalten hätte. Gegen Ende seines Lebens sehen wir ihn ganz offen dieselbe betreten. Diejenigen, die ihm nahe standen, bezeugten mehr als einmal seine Hartherzigkeit. Man wußte, in welchem Verhältnisse er zu seiner Gattin Sabina stand. Diese, eine Großnichte des Trajanus, war das Band zwischen Hadrianus und der Familie seines Vorgängers, und dies Band würde er auf keine Weise durch eine Ehescheidung zerrissen haben; aber sie mußte im Häuslichen den Anstand, den er nach Außen hin gegen sie zu beobachten genöthigt war, theuer bezahlen. Sabina war Augusta, sie befand sich mit Hadrianus auf den Münzen und auf der Schwelle der Tempel; aber in dem Palaste wurde sie fast wie eine Sklavin behandelt, und sie äußerte ganz unverhohlen, sie habe nicht Mutter sein wollen, um nicht das Menschengeschlecht unglücklich zu machen, wenn sie demselben einen Sohn des Hadrianus gäbe.[2]

Man wußte auch, was Hadrianus für Apollodoros gewesen war. Dieser große Architekt hatte unter der Regierung des Trajanus das Unglück gehabt, dem Hadrianus, als dieser sich in eine Unterredung, die Apollodoros mit dem Kaiser über aufzuführende Bauten hatte, mischte, zu antworten: „Gehe du nur fort und male deine Gurken, denn von dem da verstehst du nichts!“ (In der That hatte damals Hadrianus eine Gurke gemalt, auf die er sich viel zu Gute that.) Ferner hatte Apollodoros ein noch viel größeres Unrecht begangen,

1) Ammian. Marcell., XXII, p. 215; XXV, p. 294.

2) Dum servilibus prope iniuriis accipitur . . . quae palam instabat quam immane ingenium pertulisset, et elaborasse se ne ex eo ad humani generis perniciem gravidaretur. Aurel. Vict., Epit.

daß er eine Kritik und zwar eine ganz verdiente Kritik über den Riß des Tempels der Venus und Roma dem Hadrianus überschickte. In diesem Tempel befanden sich die kolossalen Figuren von den beiden Göttinnen in sitzender Haltung. „Wenn die Göttinnen, schrieb er, einmal aufstehen und herausgehen wollten, so würden sie es nicht können.“ Apollodoros war zu der Zeit, wo er diese Aeußerung that, schon verbannt; er wurde hingerichtet. Zu andern Zeiten hatte Hadrianus das Verdienst der Milde zu schätzen gewußt, aber dies Mal siegte die politische Leutseligkeit des Fürsten nicht über den Aerger des Künstlers.

Von solcher Beschaffenheit war also die Seele des Hadrianus, und die wenigen Lichtstrahlen, die die christlichen Apologien in dieselbe hatten eindringen lassen, mußten in ihm eine Art von Gewissensbiß hervorrufen. Hinsichtlich des Verstandes war Trajanus im Stande, das Wahre zu erfassen, von Seiten des Herzens war er zu sehr mit dem Bösen verwachsen. Der Kampf zwischen dem Herzen und dem Verstande mußte fürchterlich sein; und in diesem Kampfe unterlag das Herz, der Verstand, der ganze Mensch.

Zu der Zeit, von der wir hier sprechen (130 u. 131) befand sich Hadrianus in Aegypten.[1] Er hatte den Orient besucht, hatte in

---

1) S. die alexandrinischen Münzen, die die Reise des Hadrianus nach Aegypten unter dem Datum des funfzehnten Jahres des Hadrianus erwähnen. Zufolge der Rechnung der Alexandriner, die ihre Jahre mit dem ersten Thôth (29. August) begannen, begann das zweite Jahr der Kaiser den 29. August, der ihrer Thronbesteigung folgte. Das funfzehnte Jahr des Hadrianus geht also den Alexandrinern zufolge vom 29. August 130 bis zum 29. August 131. Von den oben erwähnten alexandrinischen Münzen trägt eine einzige ein anderes Datum, nemlich das des vierzehnten Jahres (29. August 129 bis 29. August 130). Hadrianus wird also gegen das Ende des funfzehnten Jahres nach Aegypten gekommen sein; und am Anfange seiner Reise, als er durch Pelusium kam und den Nil hinauffuhr, wird Antinoos gestorben sein, dessen Tod von Hieronymus auf das dreizehnte Jahr des Hadrianus den Römern zufolge (d. h. vom 11. August 129 bis zum 11. August 130) gesetzt wird. Der 24. und 25. Athyr des Jahres funfzehn, das von den Inschriften angegebene Datum, wie das des Besuches der Sabina zu Memnon, entsprechen dem 20. und 21. November 130. Greppo und nach ihm Gregorovius bestimmen alle diese Punkte ganz genau. — Grabmal des Pompejus zu Pelusium, errichtet von Hadrianus; Dio LXIX, 11; II; Spartian., 14; Appian., de Bello civili, II, 481.

Syrien einen Kongreß von Königen[1] abgehalten, war durch das römische Arabien gereist. Leider war Aegypten dazu geeignet, ihn vollends zu verderben. Er fand in Aegypten alle Elemente des Heidenthums in Auflösung; auf der einen Seite den alten pharaonischen Aberglauben mit seinen deifizierten Thieren, auf der andern Seite die Herrschaft der raffiniertesten hellenischen Korruption zu Alexandrien. Aegypten war das Hauptheiligthum der Abgötterei, der am höchsten verehrte Sammelplatz der Abergläubigen, das heißt der ganzen Welt. Wenn Alexandrien überall hin seine Weisen, seine Flötenspieler und seine Possenreißer entsendete, so entsendeten Memphis und Heliopolis überall hin ihre Wahrsager, ihre Priester und ihre Götter. Isis, Osiris, Apis, Serapis waren die großen Götter Roms geworden. Caligula, Nero und selbst der kluge Vespasianus hatten eine Vorliebe für Aegypten und den Kultus der ägyptischen Götter gehabt.

Nun hatte insbesondere seit 50 oder 60 Jahren der heidnische Aberglaube, wie eine Flamme, die vor ihrem Erlöschen der Wind bewegt, in Aegypten einen größern Enthusiasmus für seine Götter und in der Welt einen größern Geschmack an Aegypten erweckt. Unter Trajanus hatte man das Land sich theilen sehen zwischen dem Gott-Ibis und dem Gott-Katze; es hatten von Stadt zu Stadt Kriege, Ermordungen, Entsetzlichkeiten, Anthropophagien Statt gefunden.[2] Kurz nachher war ein anderer Religionskrieg von den Juden oder gegen die Juden erregt worden, und Hunderttausende von Menschen waren dabei umgekommen. Noch später und kurze Zeit vor der Ankunft des Hadrianus hatten, da der Stier Apis gestorben und seine Stelle noch nicht wieder ersetzt war, die Entdeckung seines Nachfolgers und das ausschließliche Verlangen ihn zu haben einen Krieg herbeigeführt, und Städte hatten mit bewaffneter Hand gegen einander darum gekämpft, welche den Gott-Stier liefern sollte.[3] Und doch war dies

---

1) Monumente von dem Aufenthalte des Hadrianus in Syrien. Münzen mit EXERCITVS SYRIACUS.

Inschriften von Palmyra: *ΑΔΡΙΑΝΟϹ ΠΑΛΜΥΡΗΝΟϹ.* — Gelübde für Hadrianus, datiert vom Jahre 445 der Seleukiden (132—133) zu Damaskos: HADRIANVS DEVS.

2) Juvenal., Sat. XV, 14, 80 u. fg.

3) Das ist unzweifelhaft der Aufstand, den Hadrianus durch einen einfachen Brief, dem Dio zufolge, Fragm. bei Mai p. 225. unterdrückt hätte. Spartian., in Hadr., 12 sagt: Apis ..., qui, cum repertus esset post

Jahrhundert ein Jahrhundert der Zivilisation, des Fortschrittes, der Philosophie: ganz wie das unsrige.

Uebrigens macht Hadrianus selbst uns eine Schilderung von diesem Volke Aegyptens:

„Hadrianus Augustus an den Konsul Servianus;

„Dies Aegypten, das du mir lobtest, mein lieber Servianus, ich kenne es jetzt als ein durchaus leichtes, schwankendes, aller Launen der öffentlichen Meinung folgendes. Hier sind diejenigen, die den Serapis anbeten, Christen; diejenigen die sich Bischöfe Christi nennen, sind dem Serapis ergeben. Hier giebt es in der That weder ein Haupt der jüdischen Synagoge, noch einen Samaritaner, noch einen christlichen Priester, der nicht zugleich Astrolog, Zeichendeuter, Quacksalber (aliptes) ist. Der Patriarch" (der Juden von Palästina?) „selbst wird, wenn er nach Aegypten kommt, von den Einen gezwungen, den Serapis, von den Andern Christus anzubeten. Es ist das aufrührerischste, eitelste, ungerechteste Volk. Was die Stadt (Alexandrien) betrifft, so ist sie reich, mächtig, ergibig; Niemand ist darin unthätig. Die Einen bereiten Glas, die Andern fertigen Papier an; Alle außerdem, wes Standes sie auch sein mögen, verstehen die Linnenweberei.[1] Die Gichtkranken arbeiten, die Blinden arbeiten, selbst die Einarmigen sind nicht unbeschäftigt. Alle haben nur einen Gott; und dieser Gott, auf gleiche Weise von den Christen, den Heiden, den Juden angebetet, ist kein Gott. Warum versteht diese Stadt, die durch ihre Größe es verdient, an der Spitze von ganz Aegypten zu stehen, es nicht besser, sich zu regieren! Ich habe ihr Alles gewährt; ich habe ihr ihre alten Privilegien zurückgegeben, ich habe ihr neue bewilligt. Sie haben, so lange ich da gewesen bin, mir auch dafür gedankt. Aber als ich dieselbe verlassen hatte, haben sie nur um so mehr meinen Sohn Verus verlästert, und du weißt, glaube ich, was sie von Antinoos gesagt haben.[2] Alles, was ich ihnen wünsche, ist, daß sie sich von ihren Hühnern nähren; ich würde mich schämen, wenn ich sagen wollte, wie sie dieselben ausbrüten lassen.

---

multos annos, turbas inter populos creavit, apud quem deberet locari omnibus studiose certantibus.

1) Linifiones sunt.

2) Im Texte steht Antonius oder Antoninus; aber die Verbesserung scheint hier wol gerechtfertigt.

Ich schicke dir bunte Becher von schillernden Farben (allassontes); sie sind mir von dem Priester des Tempels speziell für meine Schwester und für dich (Paulina, die Gattin des Servianus) überreicht worden. Stelle dieselben, ich bitte dich darum, an den Festtagen auf deinen Tisch. Sorge nur dafür, daß unser Freund Africanus sie nicht zu viel gebraucht.“ [1]

Dieser merkwürdige Brief (wenn auch eine Fälschung) läßt uns den Hadrianus und Aegypten erkennen. Hadrianus spottet, er zeigt sich als einen Skeptiker, er gefällt sich vornemlich darin, den Ernst der christlichen Wahrheit nicht erkennen zu wollen; und dennoch womit beschäftigt er sich mehr, als mit der Religion? Wie gefällt ihm im Uebrigen jenes Alexandrien, worüber er spottet, obgleich er ihm Gnadenbezeigungen ertheilt, ebenso wie Alexandrien sich lustig über ihn macht, obwol es ihm schmeichelt! Wie sehr sagen ihm diese weisen und verrückten, skeptischen und abergläubischen, servilen und rebellischen, heftigen und kleinmütigen Aegypter zu, „die, sagt ein alter Schriftsteller, sogar in den öffentlichen Liedern sich revolutionär zeigen, diese Verskünstler, Epigrammenschreiber, Astrologen, Haruspices, Aerzte, Samariter in der Noth, Christen in der Noth, aus Oppositionsgeist und toller Freiheitsliebe!“ [2] Wie sehr sagt ihm zu diese Nation, die an nichts glaubt und die Alles anbetet, die für ihre Götter das Blut vergießt, und die doch ihren Geldbeutel zum ersten Gotte macht, wo Niemand frei ist, weder in Bezug auf seine Religion, noch auf seinen Stand! Wie sehr sagt ihm zu jenes Museum zu Alexandrien, jenes von den Ptolemaiern für ihre Weisen errichtete, von Claudius für die immer mehr zunehmende Zahl von geistreichen Männern erweiterte prächtige Gebäude, worin der wissenschaftlich gebildete Fürst eine Auswahl von Philosophen und Dichtern vorfand, die er hörte, befragte, in Verlegenheit setzte, mystifizierte! Alles dies sagte dem wißbegierigen Geiste, der regen Seele, der vagabondierenden Philosophie des Hadrianus nur zu sehr zu.

---

1) Vopiscus, in vita Saturnini, 8, nach Phlegon, dem Freigelassenen des Hadrianus. — S. Hausrath, Neutest. Zeitgesch. III, S. 535. Doehler.

2) Novarum rerum usque ad cantilenas publicas cupientes, versificatores epigrammatarii, mathematici, aruspices, medici; nam et christiani et Samaritae et quibus praesentia semper tempora cum enormi libertate displiceant. Vobisc., in Saturnino.

Aegypten und der Fürst, wie sehr sie auch sich gegenseitig verhöhnten, umschlangen sich wenigstens auf ihren Münzen; diejenigen, die sich auf diese Reise beziehen, zeigen nur verschlungene Hände. Hadrianus reicht dem Genius von Aegypten, der Stadt Alexandrien, die Hand. Hadrianus und Sabina stehen dem Osiris und der Isis gegenüber; das Kaiserthum reicht der Gottheit die Hand.[1]

Aegypten bot dem abergläubischen Fürsten trotz seines Skeptizismus einen Ueberfluß an Uebernatürlichem. Hadrianus, eingeweiht in die eleusinischen und alle hellenischen Mysterien, fand dort Mysterien, die Quelle aller übrigen Mysterien. Er der Magiker traf jene ägyptischen Beschwörer an, deren Ahnen gegen Moses gekämpft hatten; als ein frommer Heide vernahm er ehrfurchtsvoll die Akkorde, die die Memnonstatue beim Aufgange der Sonne ertönen ließ, und schlechte Verse auf dem linken Beine des Gottes bezeugen noch heut den Besuch der vielgeliebten Kaiserin Sabina.[2] Als ein mystischer Forscher hatte er bei den noch stehenden Sphinxen, bei den noch unberührten Pyramiden, bei den Tempeln, an deren Fuß der Sand der Wüste kaum sich anzuhäufen begann, Schätze vermeintlicher Weisheit zu suchen. Alles das eignete sich für diesen Menschen, der nach seiner Verstandesbildung ein Philosoph, in seinem Herzen aber abergläubisch

1) Man sehe über den Aufenthalt des Hadrianus in Aegypten und insbesondere zu Alexandrien die Münzen: AEGYPTVS, eine sitzende, weibliche Figur mit der Klapper und einem Knaben. — NILVS, ein Fluß; Sphinx, Nilpferd, Krokodil. — ADVENTVS ALEXAND., eine Frau mit der ägyptischen Klapper oder mit vielen Trauben und Aehren. — Anderswo der Kaiser auf einer Quadriga, oder auf einem Schiffe; Hadrianus mit Serapis; Sabina als Isis, ein Tempel mit der Inschrift *ΑΔΡΙΑΝΟΥ.*

Darstellungen des Hadrianus auf ägyptischen Denkmälern zu Denderah, Esneh, Medmer-Habu, auf dem Obelisk des Palastes Barberini zu Rom, und auf dem des Monte Pincio.

2) Man findet auf den Trümmern der Memnonstatue Inschriften aus dem 5ten, 7ten und 10ten Jahre des Hadrianus, das ist 120—121, 122—123, 124—125, 126—127. S. Letronne, Recherches, etc., XX, XVIII, XII. Aber die zahlreichen Verse, die die wiederholten Besuche des Hadrianus und der Sabina bezeugen, sind aus dem 15ten Jahre des Hadrianus (130—131). Die von mir erwähnten sind von Publius Balbinus und von Balbilla (seiner Tochter?) und sind geschrieben, den 24. Athyr (20. November 130). Eine wie es scheint auf Befehl des Hadrianus abgefaßte Inschrift enthält blos IMPERAT. ADRIANOC. Letronne, Recherches etc. XVIII, p, 149.

war, ein starker und doch wieder sehr schwacher Geist. In dieser götzendienerischen Schule mußte ein Cäsar, der von seiner eignen Macht berauscht zu werden anfieng, bald geisteskrank und herzleidend werden, zuletzt unwissender, von seiner Göttlichkeit mehr erfüllt, ärmer an Verstand, unsittlicher, härter, heidnischer, noch mehr ein Cäsar werden.

Hadrianus fuhr auf dem Nile weiter, unruhig, stets einen Stern oder einen Gott über die Zukunft befragend. Eines schönen Tages wurde ihm gesagt, daß ein Menschenopfer nöthig sei, und, setzte man hinzu, ein freiwilliges Opfer, um sein Leben zu retten.[1] Er suchte eines, und die Auffindung desselben machte ihm große Mühe. Endlich erbot sich Antinoos, ein junger bithynischer Hirt, den Hadrianus mit sich führte, als Opfer an und beendete sein schimpfliches Leben durch einen unsinnigen Selbstmord. Einigen zufolge wäre das Opfer nicht ein freiwilliges gewesen, und Hadrianus, der sonst die Menschenopfer verbannte, hätte sein Opfer selbst gewählt und tödten lassen. Nach dem, was Hadrianus in seinen Denkwürdigkeiten erzählte, wäre die Begebenheit eine weniger dramatische gewesen, und Antinoos wäre ganz einfach in den Nil gefallen. Mag er ertrunken oder geopfert, mag es ein gefordertes oder angenommenes Opfer sein, genug, Hadrianus beweinte ihn, sagt sein Geschichtschreiber, wie ein Weib. Es gab nicht genug große Ehren, um das Opfer zu beschwichtigen und den Mörder zu trösten. Das Grabmal des Antinoos wurde ein Tempel, wurde eine Stadt. Besa das man von nun an Antinoopolis (später Antinoe) nannte, wurde die Hauptstadt des nach ihr benannten Nomos Antinoites. An dem einen Ende dieser von Hadrianus verschönerten Stadt befand sich das Grabmal, an dem andern Ende der Tempel des Gottes, sein Triumphbogen, endlose Säulenhallen, Säulen, Statuen, alle Schätze der griechischen Kunst. Die heilige Blume der Aegyptier, der Lotos, bekränzte die Statue des Antinoos und hieß Antinoïa. Man verbürgte, daß das Sternbild Urania nichts Anderes sei, als der zum Himmel emporgestiegene Antinoos. Dieser entehrte Diener erhielt seine Tempel, seine Priester, seine Mysterien, seine Spiele, seine Propheten, seine heiligen Nächte, seine Wunder, seine Orakel; die letzteren richtete ihm Hadrianus ein. Weil Antinoos ein Bithynier war, so genügte dies, um

1) S. Spartian., 14; Aurel. V., de Caes.

Bithynien mit Ehren und zahlreichen Wolthaten zu bedenken.[1] Und weil die Bithynier für Kolonisten von Mantineia in Arkadien galten, so genügte dies, um auch Mantineia zu ehren, zu verschönern, mit Tempeln für die Götter und mit Tempeln für Antinoos zu zieren. Antinoos wurde hier mehrfach als Dionysos dargestellt; man feierte ihm zu Ehren jährlich ein Fest, Kampfspiele wurden eingesetzt, deren Feier in jedem fünften Jahre Statt fand, und dem Epaminondas erwies man eine große Ehre, indem man sein Grabmal neben dem Tempel des Antinoos wieder aufrichtete.[2] Mit einer schamlosen Servilität wandten sich die griechischen Städte dem Kultus dieser neuen Gottheit schnell zu. Sie errichteten um die Wette diesem in dem Nile umgekommenen Gotte Altäre; sie setzten auf ihre Münzen den Heros und den Gott Antinoos mit den Attributen des Dionysos, Apollon, Helios, Hermes. Aegypten nahm ihn unter die Zahl seiner großen Götter auf und setzte ihn auf den Thron derselben.[3] Die Dichter

---

1) S. oben S. 17.

2) Pausan., VIII, 9, 11.

3) Tempel und Spiele zu Mantineia, Pausan., VIII, 9. S. außerdem Tatian., Adv. gentes, 10, 26. Spartian. in Hadr. 14. Athenag., Legat. 30. Prudent., contra Symmachum, 1, 271. — Eine Menge von Münzen mit den Umschriften: *ΗΡΩΣ ΑΓΑΘΟΣ*, *ΘΕΟΣ ΣΥΝΘΡΟΝΟΣ ΤΩΝ ΕΝ ΑΙΓΥΠΤΩ ΘΕΩΝ ΝΕΩ ΙΑΚΧΩ*, *ΠΑΝΙ*, *ΝΕΩ ΠΥΘΙΩ*. Diese Münzen gehören den griechischen oder griechisch orientalischen Städten an, und diejenigen unter ihnen, die datiert sind, beziehen sich auf die Jahre 17, 18, 19, 20, 21 des Hadrianus (133—137).

In lateinischer Sprache findet man keine andere Spur von dem Kultus des Antinoos weiter, als eine Inschrift zu seinem Lobe (vielleicht zu seinen Lebzeiten abgefaßt) in Tivoli. (Muratori, p. 24); eine lange Inschrift, das Statut einer Brüderschaft (collegium) enthaltend, zu Ehren der Diana und des Antinoos (Henzen, barb.). In der hieroglyphischen Inschrift des jetzt auf dem Monte Pincio befindlichen Obelisks kommt Hadrianus und Sabina vor; dieser Obelisk stammt aus der Villa des Hadrianus zu Tivoli. Die Statuen oder Büsten des Antinoos (einige deifiziert) stammen zum großen Theile aus der Villa. Eine mit Epheu bekränzte Statue ist auf dem Mons Caelius gefunden worden, eine andere zu Paläſtrina. Eine Inschrift mit *ΣΥΝΘΡΟΝΩ* u. s. w. ist zwar in Rom gefunden worden; aber sie ist in griechischer Sprache; sie gehörte dem Isistempel, und ist von M. Ulpius Apollonius propheta (oder Isispriester) gewidmet; dieser Name zeigt einen Griechen an, der durch Trajanus das Bürgerrecht erhalten hat. S. Gruter, 86. Tertullianus spielt auf den Ausdruck *συνθρόνῳ* oder etwas Aehnliches an: de paedagogiis aulicis quem synodi deum facitis. Apol., 13.

besangen ihn, und Pankrates erhielt dafür, daß er ihn besungen hatte, eine Stelle im alexandrinischen Museum.[1] Dieser Kultus bestand sogar (es ist unglaublich!) nach dem Tode des Hadrianus fort. Zur Zeit des Klemens von Alexandrien betete man noch den Antinoos an, der seit länger als einem Jahrhundert todt war; ja es gab Leute, die da glaubten, sie würden von dem Gotte Antinoos bestraft und getadelt.[2] Die Ruinen von Antinoë sind gleichsam der vollständigste Typus der griechisch-kaiserlichen und insbesondere der hadrianischen Architektur geblieben; und (man weiß es hinlänglich) das Bild dieses Unglücklichen, das öfter als das von irgend einem Andern reproduziert ist, ist einer von den Typen der antiken Skulptur geblieben.[3]

Rom jedoch und der westliche Theil des römischen Reiches scheinen fast rein von dieser schimpflichen Anbetung geblieben zu sein. Dort fand sich noch ein Rest von persönlicher oder patriotischer Würde vor, und gewiß wagte Hadrianus nicht, Etwas zu Gunsten seines Lieblings und seines Opfers zu fordern. Er begegnete hier sogar einigen Spöttereien; man verglich boshafter Weise diese Apotheose eines Sklaven mit den ärmlichen Ehrenbezeigungen, die er seiner kürzlich verstorbenen Schwester Paulina erwiesen hatte. Die Griechen selbst machten sich kein Gewissen, in der Stille zu spotten, während sie ihm laut schmeichelten. Dem griechischen Volke war es verliehen worden, die Annalen der antiken Korruption zu eröffnen, und es sollte ihnen auch verliehen sein, dieselben zu schließen.

Diese schimpfliche Apotheose war ein verhängnisvoller Zeitabschnitt in dem Leben des Hadrianus. Er kennzeichnete die tiefste Stufe seiner moralischen Depravation, den Anfang der Abnahme seines Geistes. Dieser Schandfleck zog bald einen andern nach sich.

Die Juden hatten ihren dritten Kampf zu bestehen; es war stets dasselbe Volk, weder verbannt, noch vernichtet, aber zur Verzweiflung geführt; in Verzweiflung bei dem Gedanken an seinen zer-

1) Athen., XV, 677. D. Clinton, Vol. I, p. 117. Vol. II, p. 282. Menodedes aus Kreta, schrieb eine Antinoide, und erhielt dafür eine Pension. S. Hertzberg II, S. 348. Doehler.

2) Clem. Al., Protrept., 4. Athenag., Legat., 30. Theophil. Orig. C. Cels. II, 36, 37; V, 63. Justin., Apol. I, ad Autolyc. III, Euseb., 4. E., IV, 8.

3) Ueber den Kult des Antinoos s. insbesondere Hertzberg, Gesch. Griechenlands, Thl. II, S. 345—348. Doehler.

störten Tempel, seines vergeblich erwarteten Messias, und in seiner Verzweiflung klammerte es sich wieder an die thörichtesten Hoffnungen.

Dieses Mal war es in Judäa selbst und um Jerusalem, wo die Empörung ausbrach.[1] Diese Gegenden waren noch ganz jüdisch; Jamnia, die Stadt der Rabbiner, war der Mittelpunkt der Nation und der jüdischen Lehre. Die Juden lebten dort scheinbar unterworfen und selbst dienstfertig der römischen Macht. Als Hadrianus bei seinem Aufenthalte in Syrien in seiner Wißbegierde die Ruinen von Jerusalem besuchte, wo eine römische, christliche oder jüdische Bevölkerung sich wieder gebildet hatte, kam er auf den Gedanken, diese Stadt wieder aufzubauen; aber eine heidnische Stadt, die er nach seinem Namen Aelia Capitolina nannte, ein Kapitol an die Stelle des Tempels zu setzen, die Stadt des Juppiter daraus zu machen und sie mit römischen Kolonisten zu bevölkern.[2]

Die Juden waren aufgebracht; aber sie schwiegen, so lange der Fürst und sein Heer da waren. Kaum war Hadrianus abgezogen, die begonnene Profanation zurücklassend, als der Aufstand ausbrach. Die ganze jüdische Bevölkerung trat unter die Waffen; sie hatte zum Kämpfen Waffen, die von den römischen Legionen bei den jüdischen Waffenschmieden bestellt worden waren, und die diese absichtlich mangelhaft angefertigt hatten, damit sie zurückgewiesen würden und ihnen verblieben. Die zahlreichen starken Schlösser, die Titus zerstört hatte,

1) In Bezug auf diesen Krieg entbehren die talmudischen Traditionen wie immer jedes historischen Charakters. Ihnen zufolge ist die Veranlassung zu diesem Kriege eine Ceder, die eine Tochter des Hadrianus zur Instandsetzung ihres Wagens fällen läßt. Ein Rathgeber des Hadrianus, der ihn von diesem Kriege abmahnt, wird blos deshalb zum Tode verurtheilt; er beschneidet sich, als er zur Hinrichtung geht.

2) Dem Spartianus (Hadr., 14) zufolge hätte Hadrianus die Ausübung der Beschneidung verhindern wollen: moverunt ea tempestate Judaei bellum, quia prohibebantur mutilare genitalia. Justinus, der einige Jahre nach diesem Kriege schrieb, erwähnt sie mehrere Male. Apol., I, 31, 47. Tryphon., I, 9, 110. — Inschriften, die sie erwähnen: Henzen, 5480, 6500, 6501; Gruter, 493. — Münzen mit EXERCITVS IVDAICVS: Eckhel, S. 496. — Das Nähere bei Euseb., H. E., IV, 6—8; Dio, LXIX, 12 u. fg.; Appian., Syriac.; Eutrop., VIII, 3, 6; Hieron. in Isaiam, II, 8; Chrysost., in Jud., III. Man spricht von einem ersten Aufstande der Juden unter Hadrianus im Jahre 119 oder 120 gegen den Statthalter Rufus, aber ohne etwas Näheres darüber anzuführen; Euseb., Chron., Hieronym., in Daniel, 9, in fine.

wurden wieder hergestellt und durch unterirdische Gänge mit einander in Verbindung gesetzt, damit sie sich gegenseitig zur Hilfe und zum Zufluchtsort dienten.

Dieser Aufstand hatte noch mehr, als die beiden ersten den Charakter eines verzweiflungsvollen Fanatismus. Mehr als hundert Jahre waren seit der Erscheinung Christi verflossen; hundert Jahre zum Wenigsten nach den günstigsten Berechnungen seit dem Ende der siebzig Wochen des Daniel. Die fünf und achtzig Jubeljahre des Elias, eine mehr oder weniger genaue Tradition der Rabbiner, die man so weit wie möglich ausgedehnt hatte, nahten ebenfalls ihrem Ende. Damals erschien ein gewisser Kosiba oder Bar-Kosiba (Lügner oder Lügners Sohn), der diesen nur zu wahren Namen in Kochbah oder Bar-Kochbah[1] (Sohn des Sterns) umänderte, und der behauptete, der von Bileam verkündigte Stern zu sein: „Es geht ein Stern auf aus Jakob, und ein Zepter erhebt sich aus Israel ... Israel wird zu Kraft gelangen; und es wird herrschen, der aus Jakob kommt.“[2]

Dieser Mensch stützte sich auf den Rabbiner Akiba, der noch heut unter den Juden verehrt wird, und den sie den zweiten Moses genannt haben. Eine Flamme, sagen sie, gieng aus seinem Munde.[3] Unter den Fabeln, die sie von ihm mehr als von irgend einem Rabbi erzählen, ist eine, worin es heißt, daß, als seine Schüler (er hatte deren 24,000!) bei einem Besuche des in Trümmern liegenden Jeru-

---

1) Man schreibt jetzt dem Bar-Chochbah (unter dem Namen Simon) einige von den Münzen zu, die man dem Simeon, Sohn des Gioras zuschrieb, und die das Jahr 1 oder 2 der Freiheit führen.

Die Talmudisten nehmen drei Bar-Chochbah oder Choschbah an, die auf einander in Bither geherrscht hätten, und von denen der letzte als ein falscher Messias anerkannt wäre. Aber ihre Chronologie läßt sich mit keiner andern vereinigen.

2) Num., XXIV, 17, 19.

3) Hieron., Apol., 2, adv. Rufin. Akiba wäre 40 Jahre Schäfer gewesen, und nach derselben wäre er ein ausgezeichneter Rabbiner geworden, um die Tochter seines Herrn zu heiraten. Dieser hatte ihm diese Heirat nicht verziehen, selbst nach 12 Jahren, als er ihn mit 12,000 Schülern wiederkommen sah, aber er verzieh sie ihm nach 24 Jahren bei dem Anblicke von 24,000 Schülern. Diese 24,000 Schüler starben alle an demselben Tage. Vierzig Jahre später, das heißt wenigstens 104 Jahre heiratete Akiba die Frau des römischen Statthalters Tinius Rufus.

salems einen Schakal auf den heiligen Berg laufen sahen, er sie in ihrem Schmerze getröstet, und verheißen habe, daß sie einst den Tempel wieder erstehen sehen würden. Als Bar-Chochbah erschien, erklärte Akiba, daß er der Messias sei, salbte ihn zum Könige und setzte ihn auf ein Roß, dessen Steigbügel er selbst hielt.[1] Allein bei dieser Gelegenheit hätte sich Rabbi Jochanan gegen den Akiba erklärt: „Gras wird auf deinen Kinnbacken wachsen, Rabbi Akiba, und der König wird noch nicht gekommen sein.“[2]

Trotz dem jauchzte das ganze jüdische Volk vor Freude. Nicht allein in Palästina, sondern in allen den Provinzen, wo die Juden zahlreich vorhanden waren und schon soviel Blut unter Trajanus vergossen hatten, erhoben sie sich. Jerusalem wurde eingenommen, die Römer daraus verjagt, der Tempel des Juppiter zerstört, Alles niedergemetzelt. Nur die zum Christenthume bekehrten Juden bewaffneten sich nicht; sie wußten zu gut, daß Christus gekommen sei und die Weissagungen erfüllt seien. Von den Heiden verbannt, von den Juden verbannt erduldeten sie den Märtyrertod von ihren Landsleuten, weil sie die Waffen gegen ihre Verfolger nicht hatten ergreifen wollen.

Das Reich befand sich in einer so großen Gefahr, daß Hadrianus schleunigst den Julius Severus, seinen geschicktesten Feldherrn, aus Britannien herbei rief. Tinius Rufus, Befehlshaber in Judäa, war nicht im Stande den Aufstand zu unterdrücken. Als Severus kam, erkannte er sofort, daß diese fanatische und siegreiche Menge nicht mit einem Ungestüm angegriffen werden dürfe; er rückte Schritt für Schritt vor, wie es Vespasianus gethan hatte; ein Schloß nach dem andern belagernd, eine Bande der Rebellen nach der andern überfallend, die Aufrührer immer enger einschließend, ihnen die Lebensmittel abschneidend. So erreichte er langsam sein Ziel. Jerusalem wurde wieder genommen, eingeäschert und von Neuem rasiert. Palästina wurde mit einer kalten und unbarmherzigen Strenge unterworfen, verwüstet, entvölkert. Funfzig Schlösser wurden genommen und zerstört; 985 Flecken vernichtet: 500,000 Menschen fielen unter dem Schwerte, Tausende kamen durch Hunger, Feuer, Krankheiten um.

---

1) Dem Talmud zufolge (bei Salvador über die römische Herrschaft in Judäa) hätte ihn Akiba mit dem Schwerte des Jehovah umgürtet.

2) Jer. Taanit. bl. 68. Derenb. 425. Ewald VII, 408. Doehler.

Die Juden sagen, daß solche Ströme Blutes flossen, daß vierpfündige Steine vier Meilen weit fortgeführt wurden, und daß die Aecker sieben Jahre lang nicht brauchten gedüngt zu werden, da die Leichname dazu hinreichten.

Die feste Stadt Bither, fünf Stunden nördlich in den Bergen von Samaria,[1] hielt sich noch lange nach Jerusalem, und ihre Besatzung kam endlich durch Hunger und Durst um. Dieser Krieg dauerte drei Jahre, und der Sieg kam den Römern so theuer zu stehen,[2] daß Hadrianus in seinem Berichte an den Senat es nicht wagte, die üblichen Eingangsworte vorzusetzen: „Wenn ihr und eure Kinder euch wol befindet, freut es mich, ich befinde mich wol mit dem Heere.“

Auch wollte Hadrianus bewirken, daß diese schreckliche Empörung die letzte sei.[3] Alles was dem Tode entronnen war, wurde als Sklave verkauft. Die erste Versteigerung von gefangenen Juden fand auf dem berüchtigten Markte an der Terebinthe bei Hebron Statt, einem Orte, der seitdem für die Juden ein Ort des Fluches geworden ist. Zum Preise von Pferden wurden sie ausgeboten. Eine

---

1) Es ist vielleicht das Bethoren der heiligen Schrift (1 Reg., XIII, 18). Es befanden sich daselbst, wie die Juden sagen, 400 Kollegien, von denen jedes 400 Lehrer hatte, und jeder Lehrer hatte 400 Schüler. Diese 64 Millionen Schüler vertheidigten die Stadt; sie hatten keine andere Waffe, als ihren Schreibstift.

2) Erwähnungen von Belohnungen, die für den jüdischen Krieg ertheilt wurden, an M. Statius Priscus, Präfekt einer Kohorte (Gruter, 490. Henzen, 5480) und C. Nummius Constans, primi pilaris (Muratori, 138). — C. Lollius Urbicus, Unterfeldherr des Hadrianus in diesem Kriege (Renier. Insc. de l'Algérie, 2319). — C. Popilius Carus, damals Tribun (Henzen 6501). — S. Cornelius Dexter, Präfekt der syrischen Flotte (Renier, 3518).

3) Avo vestro Hadriano imperante, quantum militum a Judaeis, quantum a Britannis caesum! (Front., ad M. Anton. de Bello Parthico). Folgende Inschriftfragmente, wenn sie von Henzen richtig entziffert sind, beziehen sich auf den jüdischen Krieg und bezeugen seine Bedeutsamkeit:

(S. P. Q.) R.
(imp. Traiani) PARTHICI F(ilio)
(Ha)DRIANO AVG.
(trib.pot. XV) III COS III P. P.
(quod exorto belli a)RDORE MISSO
(exercitv . . . lab)ORIBVS MAX(imis)
(remp. ab ho)STE LIBERAVERIT.
(Inscr. de Rome, Henzen, 5456.)

zweite öffentliche Versteigerung geschah zu Gaza.[1] Diejenigen, die in Palästina keine Käufer fanden, wurden nach Aegypten geschleppt und kamen durch Schiffbruch, Hunger oder durch das Schwert der Heiden um.[2]

Was von Jerusalem vorhanden war, wurde vernichtet.[3] Die Stelle, wo der Tempel gestanden, wurde geebnet, umgepflügt und mit Salz bestreut zum Zeichen des Fluches und der Unfruchtbarkeit. An der Stelle der heiligen Stadt erhob sich die ganz heidnische Stadt des Hadrianus, Aelia Capitolina. Sie hatte ein Theater, Thermen, einen Juppitertempel auf derselben Stelle erbaut, wo der Tempel Gottes gestanden, die Statue des Kaisers neben der des Juppiter,[4] kurz Alles, was die Juden verabscheuten. Das Betreten der Stadt wurde den Juden untersagt, ja es wurde ihnen sogar bei Todesstrafe verboten, daß sie den heimatlichen Boden auch nicht einmal aus der Ferne sehen sollten.[5] Auf dem Thore nach Bethlehem zu, sagt Hieronymus, habe man das marmorne Bild eines Schweines in Relief ausgehauen, wol zur Verspottung der Juden. An einem einzigen Tage im Jahre (am neunten Tage des fünften Monats Ab), dem Jahrestage der Zerstörung des Tempels durch Titus, war es ihnen gestattet, sich der Stadt Davids

---

1) Hieron., ad Sacharj. 11, 5 (Vallars 6, 885); ad Jerem. 31, 15 (6, 1065). Chron. paschale ed. Dindorf. 1, 474. (ad an. Chr. 119). Doehler.

2) Hieron., ad Sacharj., 11, Celsus bei Origen. C. Cels., VIII, a. E.

3) Hieron. in Chron. Suidas in Hadr. Pausanias spricht auch von der gänzlichen Zerstörung Jerusalems (VIII, 16), und weiter oben von dem Kriege, den Hadrianus führte, „um die Hebräer zu züchtigen, ein Volk nördlich von den Syrern" (I, 5). Bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts waren Münzen vorhanden, worauf COL(onia) AEL(ia) CAP(itolina) mit der Figur des Juppiter, der Pallas, Astarte oder des Serapis. Der Tempel des Juppiter stand an der Stelle des salomonischen Tempels, wie Dio sagte, auf dem Berge Zion, wie die Juden, auf Golgatha, wie Sulpic. Sever. berichten.

4) S. Hieron., in Matth., XXIV, 25 und das Itiner. Burdig., p. 43. In den letztern ist von zwei Statuen die Rede; aber wahrscheinlich ist, daß die beiden Statuen, die der Pilger gesehen, die eine die des Hadrianus, die andere die des Antoninus war, auf diese bezog sich die in dem modernen Mauerwerk befindliche Inschrift: TITO AEL HADRIANO ANTONINO AVG. PIO — P. P. PONTIF. AVGR. — D. D.

5) Euseb., demonstr., II, 38. — Oros. VII, 14. — Justin., Apol., I, 47, Tryphon., 16. — Tertull., Adv. Judaeos, 13, 15, 16. Apol., 16. — Orig. C. Cels., VIII in fine. — Aristo Pell., ap. Euseb. H. E., IV, 6.

zu nähern und über sie zu weinen. „An der Stelle, wo die zwei Statuen des Hadrianus standen, war ein durchlöcherter Stein von der alten Tempelmauer. Diesen Stein salbten die herbeiziehenden jüdischen Wallfahrer, benetzten ihn mit ihren Thränen, zerrissen ihre Kleider und wendeten sich wieder heimwärts." [1] Noch jetzt, nach länger als 1700 Jahren geschieht dies. [2] Und ein anderer Zeuge von der großen Betrübnis der Juden ist ihre Liturgie, in der sie an dem Fasttage des 18. des Monats Ab, am Jahrestage des Sieges des Hadrianus, zu Gott beten, daß er diesen zweiten Nabuchodonesor, der 480 Synagogen zerstört hat, strafe.

In diesen antijüdischen Profanationen lag etwas Anderes, wie die politische Politik, es lag darin ein Gefühl polytheistischer Impietät, der Haß gegen den wahren Gott und seine Anbeter, wer sie auch sein mochten. Wie hätte Hadrianus sich sonst an dem Christenthum vergreifen können, das gegen die Empörung sich erklärt hatte, und das durch die Empörung Märtyrer gewonnen hatte? Aber seit seinem Aufenthalte in Aegypten und seiner schimpflichen Anbetung des Antinoos war Hadrianus nicht mehr derselbe Mensch, der früher die christlichen Apologeten anhörte und Tempel ohne Götzenbilder baute. Die mutwillige Profanation der heiligen Orte von Jerusalem hatte die Empörung der Juden hervorgerufen; die Profanation der von den Christen verehrten Orte folgte dem Siege und schändete ihn. Eine Bildsäule des Zeus wurde auf dem Tempelberg und eine der Venus auf Golgatha errichtet, das man durch Aufschüttung von Erde ganz wollte verschwinden lassen. Bethlehem wurde dem Adonis geweiht, ein heiliger Hain daselbst angepflanzt; die Grotte, worin der Heiland geboren ist, wurde diesem unkeuschen Halbgotte der Phönikier geweiht. Durch diese gottlosen Profanationen übrigens bezeugte Hadrianus nur die Gewißheit und das Alterthum der christlichen Tradition. Er verbürgte wider seinen Willen das Andenken, was er hatte vernichten wollen. [3]

---

1) Hausrath, Neutestamentl. Zeitgesch. III S. 518. Doehler.

2) Hieronym. ad Zephan. I, 15 fg. Itinerar. Burdigal. Gregor. Nazianz., Or. 12.

3) S. Hieron., Ep. 58 (13) ad Paul., 3. — Euseb., de vita Constant., 111 — 26. Sozom., 1, 1. — Theodoret. — St. Paul., Ep. 31 (11) ad Sever. — Rufin., Hist. eccl., 1, 8. — Sulp. Sev., 11, 25, 45. — Ambros. in Psalm. 43. Trotz dieser Profanationen blieb die Grotte von

So wurden, während die Juden zerstreut, verkauft, hingeschlachtet wurden, die seit einigen Jahren mehr oder weniger geduldeten Christen von Neuem verfolgt.[1] Ohne Zweifel sind in diese Zeit der Reaktion gegen die Christen die meisten Märtyrer, von denen wir wissen, daß sie unter Hadrianus geduldet haben, zu setzen. — Zu Attalia in Pamphylien eine ganze Familie von Sklaven. Der Herr verlangte, daß sie an den götzendienerischen Opfern für die Geburt seines Sohnes Theil nehmen sollten. „Was, sagen die jungen Sklaven zu ihrer Mutter, warum sollen wir diesem Gottlosen eher, als dem Herrn gehorchen?" Und zu ihrem Herrn hintretend sprachen sie: „Das Glück hat dich zum Herrn über unsere Leiber gemacht; aber Jesus Christus ist der Herr über unsere Seelen; wir ziehen deinem Dienste den Dienst Christi vor." Man hängt sie auf, zerfleischt sie mit eisernen Haken; die Mutter spricht ihren Söhnen Mut ein und sagt zu dem Herrn: „Warum schlägt man uns nicht? Wir fühlen nicht die Schläge, versuche andere Martern." Alle vier, Hesper, Joë, seine Frau, Kyriakos und Theodulos, ihre Söhne, werden in einen Ofen geworfen, wo sie sterben, indem sie Gott preisen."[2] — In Rom stirbt Sophia mit ihren drei Töchtern,[3] Seraphia mit ihrer Tochter Sabina, die sie bekehrt hat.[4]

Christen und Juden wurden also zu gleicher Zeit gezüchtigt, und dennoch trennten sich Juden und Christen immer mehr von einander.

Bethlehem nicht weniger bekannt, und ein Jahrhundert nach Hadrianus, wurde sie von Allen, selbst von den Heiden, als die Geburtsstätte des Heilandes bezeichnet. Orig. C. Cels., I, 51.

Vogué in seinen so gewissenhaften und so scharfsinnigen Untersuchungen über die Eglises de la terre sainte, bezeichnet vortrefflich den Charakter der Arbeit, die Hadrianus sich machte, um den Kalvarienberg und die Grotte des heiligen Grabes verschwinden zu lassen (Ch. III, p. 128. Paris, 1860).

1) Ich muß sagen, daß Orosius von Hadrianus spricht, als habe er die Christen an der Verfolgung des Bar-Kochba gerächt und ihnen den Eintritt in Jerusalem, den er den Juden verbot, gestattet, VII, 13. Das letzte Faktum steht fest; aber das der Profanationen nicht weniger und bekundet bei Hadrianus den Haß gegen das Christenthum.

2) Menées, Synaxaires des Grecs, bei Bolland., 2. Mai.

3) 1. August, oder 3. September.

4) 29. August bei Bolland. Man kann über den Ort und die Zeit des Märtyrertodes der heiligen Seraphia zweifeln. Die topographischen und historischen Angaben genügen nicht alle, und in ihren Akten ist die Rede von

Die Synagoge und die Kirche entfernten sich in dieser Schmerzenszeit weiter als je von einander.

Weshalb? Die Antwort ist nicht schwer. Weil der Haß der Juden gegen das Christenthum durch ihre Leiden unter Hadrianus nicht unterdrückt war, ebensowenig wie er durch ihre Leiden unter Titus nicht entfernt worden war; weil sie nicht abließen zu denunzieren, zu verfolgen, anzuklagen, weil sie stets glaubten, mit den Heiden ihren Frieden zu schließen, wenn sie ihnen Christen überlieferten, weil sie endlich während der kurzen Zeit der Unabhängigkeit, die ihnen die Empörung gegeben hatte, die Christen von Palästina grausamer verfolgt hatten, als die Heiden selbst.

Auch das letzte Band zwischen der Kirche und der Synagoge war zerrissen. Dieses Band war die christliche Gemeinschaft von Jerusalem gewesen. Diese Kirche, ganz jüdisches Ursprunges, deren Bischöfe alle bis Judas, den Märtyrer unter der Herrschaft des Bar-Kochba, Juden von Geburt gewesen waren, diese Kirche übte die Beschneidung, die gesetzlichen Enthaltungen, die Riten des Judenthums neben den Observanzen und den Tugenden des christlichen Glaubens aus. Sie wurde, wie die erste von den Aposteln begründete Kirche, wie die Kirche der ersten Heiligen und der ersten Märtyrer, von der ganzen Christenheit verehrt. Man weiß, mit welcher Wärme Paulus um Almosen für die Heiligen von Jerusalem bittet. So also theuer den Christen als Mutter und als Muster, empfahl sie sich den Juden

---

zwei Kaisern, die zu gleicher Zeit regiert, ein Umstand, der den Tod mehr unter M. Aurelius und Verus setzt, als unter Hadrianus.

In dieselbe Zeit kann Eudoxia, die zu Heliopolis in Phönizien am 1. März den Märtyrertod starb, gesetzt werden. — Angeführt wird, aber man hält sie selbst für apokryphisch, folgende Grabschrift, die auf dem Kirchhofe von Kalliste unter Gregor XIII. gefunden sein soll: — S. Kardinal Maï, Scriptores Veteres, t. V. p. 391)

TEMPORE ADRIANI
IMPERATORIS
MARIVS ADOLESCENS DVX
MILITVM QVI SATIS VIXIT
DVM VITAM PRO $\overline{\text{CHO}}$ CVM SAN
GVINE CONSVMSIT IN PACE TAN
DEM QVIEVIT. BENEMERENTES
CVM LACRIMIS ET METV POSVERVNT
ID. VI.

durch ihren gemeinsamen Ursprung und die Gleichheit in den Observanzen. Unter Hadrianus wurde sie zersprengt; die Christen, Juden von Geburt, wurden wie die Juden aus Jerusalem vertrieben. Die Kirche, die sich hier von Neuem bildete, war eine Kirche, die ganz aus dem Heidenthum hervorgieng, und deren Bischöfe nicht mehr aus jüdischem Stamme waren. Man kann sagen, daß das Christenthum damals seine jüdische Hauptstadt verlor.

Jede Spur von Judenthum verschwand unter den Christen. Wenn noch hie und da Kirchen jüdisches Ursprunges und zum größern Theil aus Juden bestehend waren, so verlor sich dieser jüdische Kern bald unter der Menge der heidnischen Proselyten. Wenn die Schüler der Synagoge früher Muster gewesen waren für die Neophyten, die aus dem Heidenthume hervorgiengen, so waren die aus dem Heidenthume hervorgegangenen Christen die zahlreichsten und die besten unter den Christen.[1] Wenn die jüdischen Gebräuche, die Beschneidung, die Enthaltsamkeit von unreinem Fleische, die Beobachtung des Sabbaths geblieben waren und noch blieben bei den Christen jüdisches Ursprunges so verschwanden sie selbst da mehr und mehr. Alles, was zum Ritual des Tempels gehörte, wurde seit der Zerstörung des Tempels unmöglich; was für die Seelen, die das Christenthum mit seiner Gnade erfüllt hatte, übrig blieb, war offenbar unnütz. Das Gesetz des Moses, wiederholte man mehr als jemals nach Paulus, war ein zeitliches, lokales, nationales Gesetz gewesen; gegeben ohne Zweifel in seinem Dogma und in seinem Geiste für die ganze Welt, aber in seiner sichtbaren Gestalt begrenzt auf ein Land, auf ein Volk, auf eine Stadt, auf ein Priesterthum, auf einen Tempel und leer geblieben (dem Ausdrucke des Paulus zufolge[2]), seitdem diese Zeit erfüllt, dies Geschlecht zerstreut, diese Stadt zerstört, dies Priesterthum erloschen, dieser Tempel vernichtet war. Es war das Bild und der Schatten des christlichen Gesetzes gewesen; das Bild mußte vor der Wirklichkeit verschwinden, der Schatten vor dem vollen Lichte vergehen, die Rinde weggeworfen werden, sobald man die Frucht hatte. Die Beschneidung des Fleisches mußte vor der Beschneidung des Herzens verschwinden; die Enthaltung von den Fleischspeisen durch die

---

1) Ἀληϑοτέρους. Justin., Apol., I, 53.

2) Legem mandatorum decretis euacuans (Christus), Ephes., XI, 15.

Enthaltung von den Lastern ersetzt werden; die jüdischen Reinigungen wurden durch die heilige Reinigung der Taufe entfernt;[1] Reinigungen, Sabbathe, Neomenien mußten als von nun an unnütze Zeichen der Hauptreinigung und des ewigen Feiertages Christi aufgegeben werden. „Abraham, Noah, Hiob, Sara, Isaak, Jakob haben die meisten von diesen Gebräuchen nicht gekannt; soll man sie deshalb für verdammt halten? Die Trauer der Synagoge kann nicht ewig sein. Die wahre Synagoge ist die Kirche; das wahre Israël, die wahren Söhne Abrahams, das wahre Volk Gottes ist das christliche Volk." So sprach zum Juden Tryphon der heilige Justinus, der die jüdischen Gebräuche unter den Judenchristen zuließ, der nicht wollte, daß man sie den Andern aufdränge.[2] Von so augenscheinlichen Gründen mußte die Zahl dieser Nazarener,[3] wenn man sie so nennen kann, dieser orthodoxen Christen, die als Juden die jüdischen Gebräuche beibehielten, immer kleiner werden; ein Jahrhundert nach Hadrianus ist gar nicht mehr die Rede von ihnen.[4]

So löste sich von Seiten der Kirche das Band, das die Kirche und die Synagoge hätte an einander knüpfen können. Und die Synagoge ihrer Seits war mehr als je bestrebt, das Band nicht zu lösen, sondern es zu zerreißen. Um mit dem Christenthume zu brechen, gieng sie sogar so weit, daß sie mit ihrer eignen Vergangenheit brach; sie entfernte sich von Moses, um sich von Christus zu entfernen. Die neue Katastrophe von Jerusalem führte eine neue und wichtige Phase in der jüdischen Lehre und dem jüdischen Unterrichte herbei. Ein Heide, gebürtig aus Sinope in Pontus, Namens Aquila, hatte unter Hadrianus den Bau der Aelia Capitolina beaufsichtigt. Hier war er Zeuge von den Tugenden und Wundern, die bei den Christen geschahen; er bekehrte sich und empfieng die Taufe. Das Herz war jedoch nicht geläutert; der heidnische Aberglaube, zumal die Liebe zur

---

1) Chron. Alex. Strom., III, 12.

2) Siehe Justin., Tryphon, 10, 11, 12, 16, 45, 47, 119, 123, 124 und anderswo. Man hat gemeint, daß der Tryphon in dem Dialoge des Justinus derselbe ist, wie der Rabbi Tarphon, ein Schüler des Akiba und Vertheiler seiner Almosen. Aber nichts begründet diese Identität.

3) Origines nennt sie Ebioniten, wie im Allgemeinen mehr die judaisierenden Heretiker genannt werden. Zu seiner Zeit gab es noch solche. C. Cels., XI, 1.

4) Sulpic., Sever., II.

Astrologie blieb in der Seele des Neophyten. Man machte ihm Vorwürfe darüber; er ereiferte sich; er wurde exkommuniziert. Christ wollte er nicht mehr sein, wieder Heide zu werden, schämte er sich; er wurde Jude. Er ein gelehrter Jude, ein Grieche, gab er eine neue Uebersetzung der Bibel in seiner Sprache, und die Bibel des Aquila, von den Juden angenommen, wurde von ihnen der ganzen Welt dargereicht. Bis dahin war die Uebersetzung, die Alle zitierten, Juden, Christen und selbst Heiden, die Septuaginta. Verfaßt von Juden zweihundert und funfzig Jahre vor dem Christenthum, allgemein von ihrem Volke angenommen, von ihm verehrt fast wie ein inspiriertes Werk, gelesen in Hunderten von Synagogen, verpflanzt in alle Länder des römischen Reiches, selbst zu den Heiden, hatten die ersten Christen dieselbe ebenfalls angenommen; und dieser Uebersetzung, der jüdischen Arbeit, hatten sich die Apostel und die apostolischen Väter bedient, um zu zeigen, daß das Leben Christi schon im Voraus in den Büchern des Moses und der Propheten erzählt sei. Aber jetzt leugneten die Juden, die diese Evidenz peinigte, was sie Jahrhunderte hindurch angenommen hatten; sie erklärten die Siebzig für ungläubig und ihre Uebersetzung für falsch. Ohne es zu wissen, und ohne daß es zu ihrer Zeit Christen gab, hatten die Siebzig der Sage nach die christliche Bibel angefertigt; der Grieche und der frühere Heide Aquila gab der Welt die wahre Bibel.[1]

Es gab von da ab eine in der ganzen römischen Welt verbreitete doppelte Uebersetzung, eine doppelte Interpretation der heiligen Bücher: eine alte, jüdisches Ursprungs, lange Zeit von den Juden, nach ihnen von den Christen angenommen, und von den Heiden selbst gekannt; die andere, eine neue, plötzlich entstandene und von den Juden allein gebilligte. Man kann sich wol denken, daß Aquila, ein Heide von Geburt, ein exkommunizierter Christ, ein Jude aus Aerger, sich kein Gewissen daraus gemacht hatte, das alte Judenthum in das moderne Judenthum zu übertragen und zu verbessern, was Moses und die Propheten zu Christliches enthielten. Daher die neujüdischen Erklärungen der so geschraubten, so unzusammenhangenden, so widersprechenden Prophetien. Spuren davon finden wir schon in dem

1) Epiphan., de Mensuris, 14, 15. — Chron. Alex. — Der Talmud spricht von Aquila und macht ihn zum Schwiegervater des Hadrianus. S. auch Hieronym. in Zachar., III, 4, de Quaest. hebraicis.

heiligen Justinus, der gegen den Juden Tryphon streitet.[1] Er zeigt den Juden, wie an dieser oder jener Stelle ihre Erklärung der Septuaginta widerspricht, die sie lange Zeit angenommen, verehrt, für göttlich gehalten haben. Er hält gegen sie die Autorität ihrer Väter aufrecht; er beginnt den langen Streit über den Text der heiligen Bücher, der noch heut fortdauert, und wobei das Judenthum so inkonsequent, so pueril, so hartnäckig ist.

Wer möchte es nicht begreifen, daß durch diesen neuen über die heiligen Bücher gezogenen Schleier, Israël in seinem Irrthume sich verhärtete, sich mehr als je für die christliche Wahrheit unzugänglich machte? Vergeblich redete zu ihm die Kirche die Sprache der Propheten seines Volkes; diese Sprache hatte es verlernt. Vergebens wiederholte ihm Ariston von Pella in einem populär gebliebenen Dialoge die augenscheinliche Uebereinstimmung seiner Prophetien mit dem Evangelium.[2] Der Haß wuchs in demselben Verhältnisse, wie die Unwissenheit. Der bei den Juden schon so mächtige Rabbinismus entwickelte sich immer mehr. Die Zeit war nicht fern, wo Jehuda Hakkadosch seine Mischna (189) herausgab, die die Rabbiner über die Bibel stellen mußten. Wenn wir auch alles das, was die jüdischen Fabeln von den Tausenden von Schülern und von den großen Schätzen ihrer Rabbiner erzählen, für wahr annehmen, so ist doch nicht zu leugnen, daß sie in ihrem Volke eine große Macht besaßen; ihre Schule von Tiberias, die der von Jamnia ganz in der Nähe von Jerusalem nachfolgte, war blühend und stand in hohem Ansehen. Ein Ethnarch oder Patriarch herrschte von da aus über alle Juden

1) S. die Kritiken des Justinus gegen die neue jüdische Uebersetzung: „Sie entfernt eine Menge Stellen, die sich auf Christus beziehen" (Tryphon., VI.) „Einige von diesen entfernten Stellen werden noch in gewissen Synagogen gelesen; denn diese Verstümmelungen sind sehr neu." (72, 73). „Diese Auslassung ist von den Häuptern des Volkes bewirkt." (73). So ist eine Stelle in Esra (72) ausgelassen, ein Theil vom 95. Psalm, der eine Prophezeiung des Kreuzes (73) enthält; andere Verschiedenheiten noch (124, 131, 137).

2) Dialog zwischen Papiscus und Jason bei Origenes C. Cels., IV, 52; Hieron. in Galat., II, III, 13; Quaest. Hebr. in Genes.; Euseb., Hist., IV, 6; Maximus scholiastes in Dionys. Areop. de mystica Theolog., 1. Ariston hatte auch eine Geschichte des Orients geschrieben (Mos. von Chor., Hist. Armen., II, 57) und vielleicht eine Apologie. Fragmente von seinen Schriften werden beigebracht von Hieron., l. c.

im römischen Reiche. Ein Anderer, der Fürst der Gefangenen (Aichmalotarchos) genannt, regierte oder begann bald von Babylon oder einer Babylon benachbarten Stadt aus über die Juden, die jenseit des Euphrats wohnten, zu regieren. Diese Theilung der geistigen Herrschaft gab sich später durch die zwei Gemara, oder Erklärungen der Mischna, die eine von Jerusalem (im Jahre 422), die andere von Babylon (im Jahre 505) aus datiert, zu erkennen.

Der Rabbinismus besaß also unter den Juden eine Macht, und diese Macht wurde besonders geltend gemacht, um sie von der christlichen Kirche zu entfernen. In den Synagogen sprach man feierlich mit Hohngelächter das Anathema über Christus aus.[1] Jeden Morgen, beim Aufstehen, dann am Mittage und Abend mußte jeder Jude ausrufen: „Gott verdamme den Nazarener!“ [2] Man verfluchte den Tag, wo die Siebzig die heiligen Bücher übersetzt hatten, und ein Fasttag war angesetzt worden zur Büßung ihres Vergehens.[3] Die Rabbiner brachen sogar die persönlichen Beziehungen zwischen ihren Schülern und den Christen ab: „Eure Lehrer, sagt Justinus zu Tryphon, gestatten euch nicht, uns anzuhören und euch mit uns zu unterhalten.“ [4]

Auch war die Synagoge wie immer, aber mehr als je, der Herd, von wo die Verleumdungen gegen die Christen sich unter die Heiden verbreiteten. Die Juden waren die Spione und offiziellen Sachwalter des götzendienerischen Fanatismus geworden. Wir werden bald sehen, wie sie trotz des festlichen Sabbaths von Ostern und der Unreinheit des heidnischen Amphitheaters an diesem Tage und nach diesem Orte kommen, das götzendienerische Volk aufwiegeln und den Scheiterhaufen des Polykarpos anzünden. So hatten sie lange vorher St. Paulus denunziert, indem sie Christus in seinen Heiligen verfolgten und wütend waren, in allen Amphitheatern und aus der Asche

---

1) Justin., in Tryph., 47, 137; Orig., in Jerem.

2) Epiphanes versteht diesen Fluch von der besondern Sekte, die diesen Namen unter den Christen führte. Aber Hieronymus, der von demselben Fluche spricht, bezieht ihn auf alle Christen (in Isaiam 52), und es ist außerdem gewiß, daß die Juden die Christen Nazarener nannten (Tertull., in Marcion., IV, 8).

3) Baba Kama, folio 82, v. Sota, fol. 49, 1. Lightfoot, Horae Hebr.

4) Triph., 112.

aller Scheiterhaufen ihr unbesiegliches Opfer des Kalvarienberges wieder auferstehen zu sehen.

Von diesem Augenblicke an kann man den Bruch der Kirche und der Synagoge als vollständig ansehen. Was war nun das Schicksal der einen und der andern?

Das jüdische Volk war hart gezüchtigt worden. Aber die jüdische Synagoge blieb frei. Ihr Glaube war in dem römischen Reiche nicht in die Acht erklärt, ihre Betörter blieben bestehen,[1] ihre Versammlungen waren erlaubt. Der Tribut, den der Fiscus seit Vespasianus von jedem jüdischen Kopfe erhielt, war von Hadrianus nur erhöht worden;[2] aber die jüdischen Frauen trugen frei den Schleier, der sie als solche kennzeichnete; jüdisch römische Begräbnisse mit der Palme sind geblieben, der Kandelaber, die Benennung Vater und Mutter der Synagoge. Die Beschneidung, selbst zugestanden, daß sie Hadrianus habe untersagen wollen, wurde unter Antoninus förmlich autorisiert.[3] Er verbot sie nur an den Nichtjuden, das heißt, er wollte den Proselytismus hindern; und auch die Begräbnisstätten, die wir erwähnten, liefern uns den Beweis, daß der jüdische Proselytismus nicht ganz aufhörte.[4]

So also waren die Juden frei. Sie, die sich so oft empört hatten, die so oft bestraft und sehr hart bestraft worden waren, die noch unter Antoninus, Markus Aurelius, Septimius Severus sich erhoben hatten, weil von Zeit zu Zeit die Hoffnung auf den Messias immer wieder ihre Seele erfüllt hatte, man bekämpfte sie, man zerstreute sie, man verjagte sie aus ihrer Heimat, man verkaufte einen

---

1) Judaei palam lectitant; vestigalis libertas palam aditur sabbatis omnibus. Tertull, Apol., 18.

2) Appian. Syriac. — Vectigalis libertas, wie Tertullianus sagt. — Dieser Tribut wurde noch zur Zeit des Origenes entrichtet. Orig., ad Africanum.

3) Circumcidere Judaeis filios suos tantum rescripto Divi Pii permittitur; in non eiusdem religionis qui hoc fecerit, castrantis poena irrogatur. Dig., 11, ad leg. Corn. de sicariis (XLVIII, 8). Der Rechtsgelehrte Paulus geht von demselben Grundsatze aus und untersagt die Beschneidung nur an den Nichtjuden. Paul, Sententiae, XXII, 3, 4.

4) S. hierüber und als Beweis von der Freiheit, die die Juden in der römischen Welt hatten, die Note über die jüdischen Begräbnisse, und besonders über die vor Kurzem zu Rom entdeckten jüdischen Katakomben (am Ende des Buches).

Theil derselben als Sklaven, man schlachtete Tausende hin; aber was blieb, fand seine persönliche Freiheit und seine Glaubensfreiheit. Ihr Kultus wurde ihnen nie untersagt. Oftmals nahm man auf ihren Glauben eine merkwürdige schonende Rücksicht,[1] um so weniger nahm man Anstoß an ihrem Abscheu vor den Götzenbildern; man zwang sie nicht, wie es nur Caligula hatte thun wollen, eine Zeusstatue in ihrer Synagoge aufzustellen; man führte sie nicht vor den Prokonsul, um bei dem Genius des Cäsar zu schwören, oder um dem Antinoos Weihrauch anzuzünden. Man stellte sie nicht auf die Probe und verschaffte ihnen nicht die Ehre des Märtyrertodes.

Den Christen allein, die sich niemals empörten, die, weit entfernt, die Waffen für ihren Glauben zu ergreifen, friedlich, gehorsam, gelassen mitten unter den politischen Kämpfen des Reiches blieben, war die Ehre des Märtyrertodes vorbehalten. Die Aechtung der Juden war ein politischer Akt gewesen, hervorgerufen durch ihren Aufstand, begrenzt in seiner Dauer. Die Aechtung der Christen war eine rein religiöse Verfolgung, eine ununterbrochene, dauernde, fundamentale, kaum durch eine glückliche Inspiration von Toleranz unterbrochene Situation. Das Judenthum hatte Empörer, Fanatiker, Kämpfer, Geächtete; das Christenthum allein hatte nur Märtyrer.

Woher diese Differenz? Warum verzieh man so leicht den Juden, so schwer den Christen ihre gemeinsame Entfernung von dem öffentlichen Kultus, ihren gemeinsamen Abscheu vor den Idolen? Zuvörderst, weil die Juden eine Nation ausmachten, zwar eine verbannte und geächtete, aber doch immer eine Nation, und weil ihr Kultus als Nationalkultus besser begriffen und mehr geachtet wurde; aber vor Allem, weil der gemeinsame Haß gegen die Christen die Heiden und Juden vereinigte. Zwischen zwei Feinde gestellt, rief

1) So entbindet sie Septimius Severus, indem er sie zu den Munizipalehrenstellen zuläßt, oder ihnen dieselben überträgt, von allen Funktionen, „die ihren Glauben verletzen könnten." 13, § 3, Dig. de decur. (L. 1.) — Ebenso bestimmt der Rechtsgelehrte in Betreff der den Nichtjuden möglicher Weise übertragenen Vormundschaften nach den kaiserlichen Konstitutionen „daß sie befreit sein sollen von Allem, was ihren Kultus beflecken würde." (in iis solis sine molestia esse iubent per quae cultus inquinari videtur). 15, § 6, Dig. de excusat. (XXVII, 1). Jedoch ist zu bemerken, daß nach einem Reskript des Caracalla die jüdischen Gemeinden in einer Stadt (universitas Judaeorum Antiochensium) nicht fähig waren Vermächtnisse anzutreten. Cod. Inst. de Judaeis. (I, 9.)

das Heidenthum den schwächsten gegen den mächtigsten, das Judenthum, in dem es das Leben hinschwinden sah, und durch das es wenig beunruhigt wurde, gegen das Christenthum, in dem es die Macht und das Leben erblickte. Die Juden waren zu nützliche Spione, zu leidenschaftliche Delatoren, zu feine Aufspürer von Christen, als daß ihnen das heidnische Volk nicht hätte vergeben sollen, daß sie den Juppiter nicht anbeteten und kein Schweinefleisch aßen. Indem sie die Anbeter Christi denunzierten, bezahlten sie den Göttern dieses Reiches ihren Tribut und erkauften die Freiheit ihrer Synagogen.

Aber seltsam! trotz der Verfolgung wächst zusehends die Kirche, verfällt die Synagoge, obwol sie viel freier ist. Ich meine hier nicht blos die Anzahl der Gläubigen; ich meine auch die moralische und intellektuelle Würde. Die Christen in ihrer fortwährend bedrohten und fortwährend außer dem Gesetze befindlichen Stellung, die Christen wuchsen an Tugend, Einsicht, Wichtigkeit, Ruf. Die Juden in ihrer weniger bedrohten Stellung sanken zu dieser Zeit immer mehr und mehr. Das geächtete Israël führt nicht mehr das Schwert. Das geächtete Israël führt nicht mehr den Pflug. Wissenschaft und Kunst werden ihm fremd; seine Tugend und seine Intelligenz beschränken sich auf die Weisheit des Talmud, stehen unter der Herrschaft der Rabbiner. Der talmudische Jude wird der Jude des Mittelalters, pueril in seinem Glauben, verfänglich in seinen Worten, trügerisch in seinem Verkehr, geizig mitten unter seinen Reichthümern, schmutzig in seinem Leben, während die andern Geächteten, die Christen, weil sie die Gläubigen einer verfolgten Kirche sind, desungeachtet nicht weniger mutige Streiter, wie Mauritius, ausdauernde Landbebauer, wie die letzten Nachkommen Davids, Redner, wie Chrysostomos, Philosophen, wie Augustinus, sind. Denn die Kirche ist eine Wahrheit und als solche unsterblich, fruchtbar, göttlich wie die Wahrheit. Die Synagoge ist eine Nation, und als solche unterliegt sie allen Wechselfällen des Lebens einer Nation.

Auch datiert von dieser Zeit, von der wir reden, Israël seinen entschiedenen Untergang. Titus hat ihm seinen Tempel und sein Vaterland geraubt; Trajanus hat es mit dem Schwerte bis in die Orte seines Exils verfolgt; aber Hadrianus hat es degradiert; und was ihm noch an moralischer Kraft übrig ist, das genügt nicht, um es aus dieser Degradation zu erheben. Das Urtheil des Titus hat mehr Berühmtheit erlangt, das des Hadrianus war entscheidender.

Von diesem Tage an war das Exil Israëls vollendet. Diese Vertreibung durch Hadrianus bringen die Juden durch einen dem Fasten und dem Schmerze geweihten Tag in Erinnerung: „Nabuchodonosor und Titus, sagen die Rabbiner, haben Israël weniger niedergeschlagen, als Hadrianus. Hadrianus, sagen sie ferner, hat zweimal mehr Menschen (waffenfähige), als aus Aegypten gezogen waren, vernichtet," was eine Anzahl von einer Million zweimal hundert tausend sein würde. Und den Juden selbst zufolge starb der traurige Urheber dieser Empörung, der Rabbi Akiba, nicht als Märtyrer, der auf die Unsterblichkeit seiner Sache sein Vertrauen setzte, sondern als ein Mensch, der seiner eignen Lehre überdrüssig war, feindlich dem Rabbinismus und dem Egoismus seinem Sohne anrathend: „Es blieb wirklich, sagt Bossuet, Israël nur noch eine ewige Trauer und ein grenzenloses Wehklagen."[1]

Kurz, es war damals mit der Synagoge, oder mit dem, was man so nennt, dasselbe wie mit einem Nachen, dessen schwaches Band, womit er an ein großes Schiff gekettet ist, bei stürmischem Meere zerreißt und weit in die hohe See getrieben wird. Nachdem das Judenthum sein letztes Band mit der christlichen Gesellschaft zerrissen hatte, war es dem Zufalle Preis gegeben. Einige Zeit hindurch bildeten noch seine Schule zu Tiberias und der Rabbiner, den man Patriarchen nannte, einen Mittelpunkt für die Juden des römischen Reiches. Bald war auch dieser Mittelpunkt nicht mehr vorhanden, und die jüdischen Synagogen, ohne eine andere Einheit, als ihren gemeinsamen Haß gegen das Christenthum und ihre gemeinsame Verehrung für ihren unentwirrbaren Talmud, isolierten sich von einander und waren allen Zufällen der Ereignisse und der Ideen überlassen. Freilich bestand noch immer ein jüdisches Volk und ein jüdischer Kultus. Das jüdische Volk, erstaunlich zähe, konnte, nachdem es zwei Millionen Menschen unter Titus, zweihunderttausend unter Trajanus, vielleicht eine Million unter Hadrianus und noch viele andere Opfer unter anderen Kaisern und durch andere Aufstände verloren hatte, mit einer Fortdauer, die den gewöhnlichen Gesetzen der Geschichte widerspricht, durch alle Stürme, alle Aechtungen, jede Art von Sklaverei hindurchgehen, aber es blieb ein Volk ohne Vaterland, ohne Metropole, ohne nationales Leben, ohne Idiom. Der jüdische Kultus bewahrte sowol

1) Expl. de l'Apocalypse.

unter dem römischen Reiche, als auch selbst im Mittelalter ein relativ hinreichend großes Maß von religiöser Freiheit, weil schließlich die Synagogen überall bestanden, nach wie vor geehrt; aber er blieb ein Kultus, verschieden in seinem Ritus, verschieden in seiner Lehre, ohne Einheit, ohne Priesterthum, ohne Tempel, ohne Altar. „Flüchtig, wie Kain, aber unsterblich, wie er, gezeichnet wie er durch die Hand des Allmächtigen, gezüchtigt und zugleich aufbewahrt wie kein anderes Volk je gezüchtigt und aufbewahrt war, lebte Israël nomadisch und geächtet unter den Nationen von der Zeit an, wo es, nachdem es den Gerechten dem Tode überantwortet hat, sein Blut auf sein Haupt und auf das seiner Kinder herabgerufen hat." [1]

---

1) Stolberg, Gesch. der Kirche J. C. II, 1, Kap. 92, § 23.

Viertes Kapitel.

Hadrianus. — Seine letzten Jahre.

— 135 — 138 —

Es war Zeit, daß auch Hadrianus, ein Werkzeug der Gerechtigkeit Gottes, durch dieselbe vernichtet wurde. Hadrianus endete wie Trajanus. Beide waren von verdorbenen Sitten, beide hatten funfzehn oder sechzehn Jahre eine politische Mäßigung befolgt, beide hatten einen Augenblick geschienen vor der antichristlichen Verfolgung zurückzuschrecken; beide sollten in ihrem hohen Alter erliegen. Das Anzeichen dieses Falles war fürs Erste sein ungerechter und unbarmherziger Krieg im Oriente; fürs Zweite seine schimpfliche Apotheose des Antinoos. Von da ab hatten der böse Geist, der götzendienerische Aberglaube, die Anbetung ihrer eignen Person, alle herschsüchtigen Instinkte und vor Allem der Verfolgungsgeist die Oberherrschaft gewonnen. Beider Regierung endete mit einem langen, schmerzhaften, erniedrigenden Sinken ihrer geistigen Kräfte und ihres Glückes.

Hadrianus näherte sich dem Alter von siebzig Jahren. Seine von Natur kräftige Gesundheit fieng an schwach zu werden. Die Wunderlichkeit seines Charakters erreichte eine seltsame Stufe. Man sah ihn zu Rom mit großen Ehrenbezeigungen den König der Iberer, Pharasmanes empfangen, ihm prachtvolle Geschenke machen und solche von ihm annehmen; dann plötzlich zum Spott und Schimpf dreihundert Verbrecher, die er auf die Arena schickte mit goldverzierter Chlamys gleich der, die ihm Pharamanes gegeben hatte, bekleiden (135).

Ferner hatte die Manie sich zum Gotte zu erheben diesen alten und philosophischen Kaiser wie die jungen und unbesonnenen Kaiser erfaßt. Er wagte es jedoch nicht, in Rom als ein Gott zu erscheinen; das Beispiel des Trajanus und Augustus war zu deutlich. Aber er nahm die Gottheit aus den Händen der Griechen an, die stets verschwenderisch damit waren. In seinem Tempel des olympischen

Zeus zu Athen ließ er einen Altar für sich errichten. Er erbaute sich Tempel in Asien, er ließ sich einen von allen griechischen Völkern unter dem Namen Panhellenios errichten (135).[1] Und anderseits (so sehr verwirrten sich seine Ideen über die Gottheit) hegte er neben diesem Altar von Athen eine aus Indien mitgebrachte Schlange, eine boa oder eine sehr giftige und deshalb um so mehr verehrte cobra capel. So neigte sich mit der Abnahme der Kräfte und dem Fortschreiten des Hochmutes Hadrianus, ein lange zwischen dem Guten und Schlechten schwankender Fürst, mehr und mehr dem Bösen zu. Er, der Anbeter des Antinoos, der Entweiher von Jerusalem, der Verfolger der Christen, ein Lästerer Christi, berührte zugleich die beiden extremen Punkte des Heidenthums, den übermäßigen Stolz und die übermäßige Erniedrigung, den Kultus seiner Person und den Kultus des unvernünftigen Thieres.

Seine Strafe mußte also eintreten. Sein Leiden in dieser Welt war eine langwierige, schmerzhafte, demütigende Krankheit. Es war nöthig, seinen Nachfolger zu bestimmen. War es der gute oder böse Geist Roms, der Geist des Trajanus oder der Geist des Nero, der dem zweideutigen Hadrianus diese Wahl eingab? Der gute Geist redete zu ihm von Servianus, seinem Schwager; aber dieser war beinahe neunzig Jahre. Man nannte ihm auch einen Gentianus, der bei dem Senate sehr beliebt war, einen Pletorius Nepos, seinen vertrauten Freund; diese drei Namen wurden nicht allein eliminiert; sie mußten zuletzt auf eine Proskriptionsliste gesetzt werden.

Der böse Geist von Rom hatte ebenfalls seinen Kandidaten. Seit einiger Zeit hatte Hadrianus bei sich und begann wie seinen eignen Sohn zu behandeln einen jungen Mann, Namens Lucius Aurelius Annius Cejonius Commodus Verus[2] (es wurde üblich, die

---

1) Inschriften nennen ihn den olympischen Zeus: Inschrift von Karabôghas (Priapus) Henzen, 5453. Altar zu Dodona: *ΑΔΡΙΑΝΩΙ ΒΑΣΙΛΕΙ ΟΛΥΜΠΙΩΙ ΔΙΙ*. — Spartian.: „dedicavit . . . Jovis Olympii aedem et aram sibi, eodemque modo per Asiam iter faciens templa sui nominis dedicavit. 13.“ Oben sind die Inschriften von Sebastopolis, Kyzikos, Palmyra angeführt.

2) Geboren aus der etrurischen Familie Cejonia, am 13. Januar . . . (Kalend. apud Marini), adoptiert von Hadrianus im Jahre 133, Prätor 135, Konsul 136 und 137; seit seiner Adoption Cäsar genannt und bekleidet mit der tribunizischen Gewalt; gestorben den 1. Januar 138. V. Spartian., in

Familiennamen zu vermehren und dadurch den Glanz zu erhöhen). Er war, sagt ein Geschichtschreiber, von königlicher Schönheit, besaß eine gewandte Beredsamkeit, war wissenschaftlich gebildet und ein Dichter, wie Hadrianus; aber er war ein Römer aus der Zeit des Verfalles; es war ein Mensch, der kaum einen Schild tragen konnte, der, duftend von Wolgerüchen, in einem mit Rosenblättern angefüllten Netze und unter einer aus Lilien bereiteten Decke schlief.[1] Er war es, der als ein wahrer grand seigneur des XVIII. Jahrhunderts seiner Gemahlin, die sich über seine Untreue beschwerte, die Antwort gab: „Laß mich meine Freude anderswo suchen. Die Ehe ist eine Sache des Anstandes, aber nicht des Vergnügens.“[2] Läufer giengen ihm vorauf, beflügelt wie die Liebesgötter und nach den vier Winden benannt. Sie mußten stets und ohne Erbarmen laufen, damit sie einen mehr luftigen Anschein hätten und besser ihren Vorbildern glichen. Er soll auch das Tetrapharmakon des Hadrianus erfunden haben, oder vielleicht hat er es durch den Zusatz des Fleisches vom wilden Schweine nur vervollkommnet. Sein litterarischer Geschmack war derselben Art; er nannte den Martialis seinen Vergilius; die Kunst zu lieben des Ovidius, das in moralischer Hinsicht verschrieenste Buch der römischen Litteratur, befand sich stets unter seinem Kopfkissen. Wie kam es, daß Hadrianus, der kräftige Soldat, der gegen sich selbst hart war, eine solche Schwäche für diesen Weichling erfaßt hatte? Man begreift es gar nicht, oder vielmehr man begreift es zu sehr, und man weiß sehr wol, zu welchem Preise das Reich verkauft wurde. Verus glich dem Hadrianus in seiner schlechten Seite. Ohne weder seinen Willen, noch seine Intelligenz zu besitzen, besaß er seine Fehler. Bei diesem Fürsten, der die Eigen-

---

Vero; Dio Cass., etc.; die Münzen; Inschrift: Henzen 5461. — Peter setzt die Adoption in oder vor das Jahr 130, die Ernennung zum Präter 130. Derselbe trennt die Adoption von der Ernennung zum Cäsar. S. dessen Geschichte Roms III, II S. 156 u. Anm. Doehler.

1) Lectum eminentibus quattuor anaclinteriis fecerat, minuto reticulo undique inclusum, eumque foliis rosae quibus demptum esset, album replebat . . . velamine de liliis facto se tegebat, unctus odoribus persicis. Dies Bett war also eine Art Badewanne, worin man ganz in Rosenblätter versunken schlief. — Er hatte auch Tische und Sitze (accubitationes et mensas) de rosis ac liliis et quidem purgatis. Spart., in Aelio Vero.

2) Uxor est nomen dignitatis non voluptatis. Ibid.

schaften des Markus Aurelius und des Nero hatte, sympathisierte er mit dem Nero. Rom brachte in Ueberfluß solche Menschen hervor, die schwach von Herzen, schwach von Geist, schwach von Körper, nichts Großes weiter hatten, als ihren Egoismus; Menschen, die im Privatleben schlechte Subjekte waren, die aber unter dem Purpur Nerone waren.

Das ist der Mensch, den Hadrianus Allen zum Trotz adoptierte. Er fügte zu seinen schon so zahlreichen Namen noch den des Aelius Cäsar hinzu (135); er übertrug ihm die Statthalterschaft von Pannonien, designierte ihn zum Konsul, gab ihm den Stand eines künftigen Augustus. Spiele im Zirkus, feierlich vertheilte Millionen von Sestertien[1] stellten das Volk und das Heer zufrieden; Hadrianus glaubte für alle Bedürfnisse des Reiches gesorgt zu haben, und daß er sich nur noch mit sich selbst zu beschäftigen habe.

Er zog sich also nach Tibur zurück, um sich nach seinem Reiseleben dem ruhigen und abgeschlossenen Leben des Tiberius zu Kapreä, oder dem des Domitianus in seinem Albanum hinzugeben; nach einem mäßigen und strengen Leben sich der Sorge für seine Person, dem egoistischen Glanze, den langen Festlichkeiten überlassend. Allein sein Geist war noch zu erhaben, um an diesen materiellen Freuden seine Befriedigung zu finden. Der Ruhesitz des Tiberius war ein Boudoir, ein Gefängnis gewesen, der Ruhesitz des Hadrianus wurde ein Museum. Er wollte Alles, was auf seinen Reisen seine Bewunderung erregt hatte, um sich vereinigen. Er stahl nicht, wie Caligula und Nero, sondern er ließ überall Nachbildungen anfertigen. Was wir in Gyps noch heut in dem Krystallpalast von Sydenham auf einem engen Raume zusammenfinden, das hatte er unter freiem Himmel und in einem Umkreise von zehn Miglien (gegen zwei deutsche Meilen), in Stein, Erz, Marmor aufgestellt. Von seinem Fenster und von seinem Krankenbette aus konnte er die Akademie, die Poikile, das Prytaneion, sein ganzes liebes Athen erblicken; auf seinen Spaziergängen, die er bei seinem Enthusiasmus für die Kunst noch immer machte, konnte er sich im Lykeion niederlassen, die Luft in dem Thale Tempe einathmen, seine ägyptische Stadt Kanopus wiedersehen; der

---

1) 300,000,000 Sestertien (gegen 20 Millionen Rm.) sagt Hadrianus selbst. (Spart., in Vero) Spart., in dem Leben des Hadrianus sagt 400 Millionen Sestertien.

Eingeweihte von Eleusis konnte die elysäischen Gefilde besuchen, wo zu verweilen ihm der Hierophant verheißen hatte. Wollte er jagen, so sprangen die Hirsche herdenweise um ihn herum. Wollte er sich das Schauspiel der Naumachie, eine oft blutige Nachahmung der Seeschlachten gewähren, so füllte sich ein unermeßliches Bassin von gelbem Marmor mit Wasser und trug die Schiffe. Besonders schien Aegypten ihm nach seinem Ruhesitze gefolgt zu sein; hunderte von Statuen im ägyptischen Geschmacke befanden sich daselbst; sie waren die Zierde eines Tempels, des Ortes, wo Hadrianus, der sich von den Göttern Roms zu den Göttern von Memphis gewendet hatte, seine Hauptandacht verrichtete.[1] Kurz, alle Jahrhunderte, alle Stile, alle Länder, alle Erinnerungen fanden da ihre Stelle. Die Kunstwerke hatten sich daselbst mit einer merkwürdigen Schnelligkeit bei dem immer energischen Willen des Hadrianus und bei der großen Anzahl und Geschicklichkeit seiner Künstler angehäuft. Hier zeigte sich ein edlerer Geschmack, als in dem goldenen Hause des Nero mit seinem englischen Park, seinem künstlichen See, seinen gemalten und vergoldeten Boudoirs. Die tiburtinische Villa ist gleichsam eine Fundgrube von Meisterstücken gewesen, aus der die Arbeiten in Erz, Marmor und Mosaik in alle Kabinette des modernen Europa übergegangen sind, und die die Nachgrabungen von drei Jahrhunderten noch nicht erschöpft haben.[2]

Es wäre gewiß ein wundervoller Aufenthalt gewesen, wenn nicht der Gedanke an einen nahen Tod immer über dem Herrn dieses Hauses geschwebt hätte. Er suchte auch nicht, diese Gedanken zu entfernen. Dieser Kranke, der in seinen Gärten ein Abbild von dem Aufenthalte der Todten hatte, erbaute zu Rom seine letzte Wohnung. Das Mausoleum des Augustus war voll; Nerva hatte darin den letzten Platz erhalten. Hadrianus hatte unter seiner Säule ein Grabmal gehabt, was nur ihm allein angehörte. Er wollte für die Asche der zukünftigen Cäsaren einen gigantischen und prachtvollen Palast bauen, Rom durch sein Grabmal verschönern. An den Ufern des Tiber,

---

1) Der gegenwärtig auf dem monte Pincio befindliche Obelisk, dessen hieroglyphische Kartusche die Namen Hadrianus Cäsar, Sabina Augusta, Antinoos führen, ist wahrscheinlich für diesen Fürsten errichtet und hat ursprünglich in seiner Villa zu Tibur gestanden, von wo ihn Heliogabalus nach Rom wird haben bringen lassen. Man hat ihn in den Gärten desselben aufgefunden.

2) S. Stahr: Ein Jahr in Italien. Th II, S. 357—360. Doehler.

dem Marsfelde gegenüber, nicht weit von dem schon von Hadrianus erbauten Zirkus, führte eine prachtvolle Brücke, nach seinem Familiennamen die älische genannt, zwischen zwei Reihen von Statuen zu diesem Mausoleum, auf dessen Giebel jetzt der siegreiche Erzengel an der Stelle des Triumphwagens des Hadrianus steht.[1] Gitter von Erz, worauf vergoldete Pfauen sich befanden, vier prachtvolle Thore, eine Verkleidung von parischem Marmor, eine Menge Statuen auf dem Giebel vervollständigten dieses Gebäude; und als es später den Römern als Zitadelle gegen die Gothen diente, vertheidigten sich die Belagerten, indem sie Meisterwerke auf dieselben schleuderten und ihre Feinde mit Blöcken von gemeißeltem Marmor niederstreckten. Diese Brücke war nun nichts Anders, als ein prunkvoller Weg, den Hadrianus dazu anlegen ließ, um über den Tiber zu seinen sterblichen Ueberresten zu gelangen; und diese moles, deren mittlerer, noch heut vorhandener Theil bald zur Festung, bald zum Gefängnisse, bald zur päbstlichen Wohnung diente, diese moles ist für die kleine Urne erbaut, die mit ein wenig Asche einige Ueberreste von den Gebeinen des Hadrianus enthalten sollte.[2]

Aber all dies großartige Leichengepränge, die geistige Regsamkeit, die dasselbe noch bezeugte, schützten die Seele des Hadrianus nicht vor den Angriffen des Schmerzes. Sein Uebel wurde größer, sein Charakter reizbarer, seine politische Weisheit schwand dahin, die Schwäche des Kranken führte ihn zu Handlungen der Härte und Grausamkeit. Der Adoptivsohn des Trajanus, ein intelligenter und weiser Fürst, ein alter und wassersüchtiger Cäsar, fing an sich um die Zukunft seines Reiches zu beunruhigen und ließ aus Vorsicht morden. Nach einem Blutverluste, der ihn an den Rand des Grabes geführt hatte, brach sein Haß gegen Jeden hervor, der einige Aussicht hatte, sein Nachfolger zu werden. Diejenigen, die unter Trajanus eine Rolle gespielt hatten, waren todt; diejenigen, die unter Hadrianus selbst eine Rolle gespielt, die zu seiner Erhebung mitgewirkt hatten, die er selbst zu seinem Nachfolger zu bestimmen gedacht hatte, wurden der Gegen=

---

1) Den Byzantinern (!) zufolge hätte ein Mensch in der Augenhöhle eines von den Rossen dieses Wagens sich aufhalten können. Joann. Antioch., περὶ Ἀρχαιολογίας.

2) Die Brücke führt das Datum Trib. pot. XVIII, cos. III (im Jahre 134 — 135).

stand seiner äußersten Besorgnis. Alle seine Freunde erschienen ihm als zukünftige Kaiser. Martius Turbo, sein Obrist der Leibwachen, ein unermüdlicher und ihm ergebener Soldat, fiel bei ihm in Ungnade und wurde verfolgt. Attianus, durch den er von Trajanus adoptiert worden war, wurde verbannt. Andere, die zu seiner Erhebung mitgewirkt hatten, lebten in der äußersten Dürftigkeit, oder sahen sich zum Selbstmorde genöthigt. Servianus, sein Schwager, ein Greis von neunzig Jahren, wurde mit seinem Enkel, der achtzehn Jahre alt war, hingerichtet. Dieser Enkel, Fuskus mit Namen, war strafbar, weil er einige sogenannte Anzeichen, die auf den künftigen Purpur hindeuteten, gehabt haben soll; der Großvater, weil er sich auf einen für den Kaiser bestimmten Sitz gesetzt, und Sklaven des Palastes Geschenke gemacht haben soll; beide, fügte man hinzu, waren mit der Adoption des Verus wenig zufrieden gewesen. So trat also in Folge des Mistrauens, der Grausamkeit und des Kultus der kaiserlichen Person, die neronische Praxis vollständig wieder ein. Mit Hadrianus hatte Rom jetzt, mit Verus nachher, mit jenem, den das Alter zu einem Tyrannen gemacht hatte, mit diesem, der bei seinem entnervten Charakter nichts Anderes sein konnte, den schönen Traum, den es unter Nerva und Trajanus gehabt hatte, ausgeträumt.

Aber Gott wollte noch die Frist, die er dem Menschengeschlechte gesetzt hatte, verlängern. Gott schützte Rom, indem er die Familie seiner Herrscher heimsuchte. Das Mausoleum, das Hadrianus so zu sagen inmitten seiner Todesangst hatte erbauen lassen, dieses noch unvollendete Mausoleum, begann sich unter seinen Augen zu füllen. Freilich sah er, ohne großen Schmerz, seine Gemahlin Sabina dahin bringen, als, wie man allgemein sagte, das freiwillig genommene oder von ihrem Gemahle ihr gegebene Gift zuletzt das Leben dieser Großnichte des Trajanus beendet hatte.[1] Uebrigens erwies ihr Hadrianus bis zuletzt alle Achtung. Er machte sie zur Göttin, „er, dem wenig daran

1) „Ad mortem voluntariam compulsa est." Aurel. Vict., in Epit. — Tillemont glaubt, daß Sabina nach der Adoption des Antoninus gestorben ist, weil in einer Inschrift des Antoninus dieser sie seine Mutter nennt. Das ist aber kein Beweis. Es war bei den Römern Sitte, daß ein Kaiser, welches auch die Zeit seiner Adoption sein mochte, die Gattin seines Adoptivvaters seine Mutter nannte. — Es sind übrigens Münzen aus dem Jahre 136 oder 137 mit dem Namen der lebenden Sabina vorhanden.

lag, sagt Tillemont, ob sie im Himmel oder in der Hölle sei, wenn sie nur nicht auf der Erde war."

Aber bald auch öffnete sich das kaiserliche Mausoleum für den Adoptivsohn des Hadrianus. Der kranke Hadrianus hatte einen Kranken adoptiert; oder, nach seinem Ausdrucke, er hatte nicht einen Sohn, sondern einen Gott adoptiert. Hadrianus war Astrolog, und seine Wissenschaft, die vor der Adoption ihm nichts angezeigt hatte, zeigte ihm gleich nach der Adoption an, daß Verus nicht leben würde. Das Blutspeien des Verus sagte ihm mehr und Sichereres, als die Astrologie.[1] Er war so schwach, daß er nach seiner Adoption außer Stande war, einen öffentlichen Dank an den Hadrianus zu richten. Der vorher empfundene Schmerz des Kaisers zeigte sich auf eine seltsame Weise. Er offenbart sich zuweilen in zarten und poetischen Worten; Hadrianus geht in seinen Gärten umher, vor sich hin die Verse des Vergilius singend:

Zeigen der Welt nur wird das Geschick ihn, länger hienieden
Läßt es ihn nicht. (Aen. VI, 870).

Und als einer von seinen Freunden folgende Verse hinzusetzte:

... Zu mächtig, ihr Himmlischen, dünkte der Römer
Stamm euch wol, wenn solches Geschenk ihm dauernd zu Theil ward.
(871).

sagte Hadrianus, der zu gut erkannte, was seinem Schützlinge fehle: „Diese Verse passen nicht auf Verus." Und er setzte hinzu:

... Bringt Lilienpracht in gefüllten
Händen ihm dar; ich selbst streu' purpurne Blumen und ehre
Wenigstens durch die Spende die Seele des Enkels und zahl' ihm
Diese vergebliche Pflicht. (884).

Dann wieder ist sein Schmerz der eines Staatsmannes oder selbst der eines Geizigen: „Wir haben uns, sagt er auf eine verfallene Mauer gestützt. Wir haben dem Volke und den Soldaten (für des Verus Adoption) vergeblich dreihundert Millionen gegeben." Er dachte sogar daran, diese unglückliche Adoption aufzuheben, und einige Worte, die ihm entschlüpften, ließen erkennen, daß er für seinen Nachfolger Verus einen Nachfolger suche. Diese Unruhe des

---

1) Münzen des Verus. LAELIVS CAESAR TR. P. COS. III (II?) Hygiea einer Schlange einen Kuchen darreichend und das Wort SALVS. (Wunsch für seine Gesundheit.)

Herzens, des Geldbeutels und der Politik fand sich bald gerechtfertigt. Verus kehrte am Ende seines zweiten Konsulates aus Pannonien zurück und sollte an den nächsten Kalenden des Januar (1. Januar 138) vor dem Senate erscheinen. Er hatte eine sehr schöne Rede zur Begrüßung des Hadrianus vorbereitet. Es fehlte ihm nur die Kraft, sie zu halten. Diese glaubte er sich durch ein aufregendes Getränk geben zu können. Aber das Getränk war zu stark, und Verus wurde todt in seinem Bette gefunden (Dezember 137).

Hadrianus war wieder vollständig rathlos. Er schwankte einige Wochen hin und her. Rom fragte sich, ob es einen Fürsten wie Verus, oder einen Fürsten wie Trajanus erhalten würde? Eines Tages jedoch, so erzählt man, als Hadrianus in den Senat gekommen war, sah er den Titus Aurelius Antoninus eintreten, der seinen Schwiegervater, den Annius Verus, einen frühern Präfekten von Rom, und der dreimal Konsul gewesen war, beim Gehen unterstützte. Antoninus war ein Ehrenmann, etwas älter als funfzig Jahre, der mit Ehren und Würde alle magistratualischen Aemter bekleidet hatte, und den Hadrianus oft zu Rathe zog. Derselbe zeigte sich stets zur Milde hingeneigt. Der Fürst wurde bei dem Anblicke desselben von einer gewissen Ehrfurcht ergriffen. Der gute Genius von Rom siegte, und Hadrianus bestimmte den Antoninus zu seinem Nachfolger.

Nur glaubte Hadrianus, der sich zu sehr in Widersprüchen bewegte, daß er dem bösen Genius des Reiches Etwas gewähren müsse. Antoninus hatte keinen Sohn, und Hadrianus wollte, um die Zukunft besser zu sichern, zwei Fürstengenerationen hinterlassen. Daher mußte der von Hadrianus adoptierte Antoninus ebenfalls zwei Söhne adoptieren, die durch diese dreifache Adoption des Kaisers Enkel wurden. Der eine von ihnen war der Neffe seiner Gemahlin, ein Markus Annius, damals siebzehn Jahr alt, und den die Geschichte unter dem Namen Markus Aurelius kennt. Der andere war ein Sohn des Verus, der wie sein Vater L. Aelius Verus hieß, und erst acht Jahre alt war. Indem Hadrianus auf diese Weise zwei Familien berücksichtigte, von denen die eine durch ihre Tugenden auf ihn einwirkte, während er die andere mit seinen schlechten Neigungen übereinstimmend fand, berücksichtigte er das Gute und das Böse, die gute und die schlechte Politik, das gute und das böse Geschick des Menschengeschlechtes.

Unter diesem Wechsel rückte die endliche Entscheidung immer näher. Hadrianus, der bis dahin sein Leiden mit Standhaftigkeit ertragen hatte, sah seine Geisteskräfte immer mehr abnehmen. Er verlor seinen vollen Verstand, und der mörderische Wahnsinn der römischen Kaiser erfaßte ihn mehr als je. Seine letzten Augenblicke waren die eines Cäsaren, blutgierig; wie die eines Heiden, abergläubisch. Man wagte es nicht, ihm ungehorsam zu sein, sei es, weil die Macht seines Willens noch vorhanden war, sei es, weil man an unbedingten Gehorsam gewöhnt war. In seinem Wahnsinne sprach er Todesurtheile aus, und sie wurden vollstreckt. Er verurtheilte Senatoren, und diese Senatoren mußten sterben; selbst über Freigelassene, ja selbst über gemeine Soldaten fällte dieser todtkranke Kaiser das Todesurtheil.

Um so weniger wurden die Christen geschont.[1] In diese Zeit der Zurückgezogenheit des kranken Hadrianus zu Tibur fällt auch das Blutvergießen der Christen in dieser Stadt. Eine einzige Familie lieferte zehn Märtyrer. Einige Jahre, wahrscheinlich zuvor, hatte ein Militärtribun, Gätulicus, Tibur, seine Güter, seine Frau, seine Kinder verlassen und an einem einsamen Orte in der Umgegend von Gabii in Armut gelebt. In dieser Zurückgezogenheit unterstützte, unterrichtete, versammelte er um sich die Christen, oder diejenigen, die es werden wollten. Sein Bruder Amantius, Militärtribun wie er, Christ, wie er, arm, voll Glauben und Mut, wie er, hatte seinen Wohnsitz bei ihm genommen. Ein Offizier des Kaisers, Cerealis, der abgesandt war, um sie zu verhören, wurde, durch die Tugenden derselben verleitet, aus einem Richter ein Schüler, und der Bischof von Rom Xystos kam nach einer Krypta bei Gabii, um ihn zu taufen. Bald

---

1) Märtyrer unter der Regierung des Hadrianus (s. S. 28. 41):
Bischof Terentianus und Flakkus zu Tudertum, 1. September;
Eupsychios zu Cäsarea in Kappadokien, 7. September;
Ariadne in Phrygien, 17. September;
Philetos in Illyrien, 27. März;
Judas oder Cyriacus, Bischof von Jerusalem, 4. März;
Priscus und seine Gefährten zu Triest, 10. März;
Theodoros und Pausilypos in Thrakien, 15. April;
Justus, Justina und Henedina in Sardinien, 5. oder 14. Mai;
Juventius oder Eventius zu Pavia, 8. Februar;
Gabinius, Crispulus und Crescentius in Sardinien, 30. und. 31. Mai;
Montanus, ein Soldat, zu Terracina, 17. Juni;
Symphorosa und ihre Söhne zu Tibur, 18. Juli (136?).

danach werden, auf die Denunziation eines fiskalischen Beamten, Gätulicus, Amantius und Cerealis festgenommen, vor den Richter geführt, dem sie mit triumphierenden Lächeln antworten, und sterben, indem sie den Namen des Herrn laut bekennen. Damit sollte die Verfolgung noch nicht beendet sein. Die Frau und die Söhne, die Gätulicus verlassen hatte, um ein vollkommenerer Christ zu sein, waren nicht weniger Christen, wie er. Symphorosa, seine Wittwe, bestattete den Leichnam ihres Mannes und feierte an dem Grabe die Vigilien der Märtyrer: Nun war das zu der Zeit, wo Hadrianus, nachdem er seine Villa bei Tibur vollendet hatte, dieselbe seinen Göttern weihen wollte. Als er das Orakel befragte, antwortete ihm dasselbe: „Die Wittwe Symphorosa und ihre Söhne quälen mich täglich durch ihre Gebete.“ Symphorosa mußte vor dem Fürsten erscheinen: „Ich werde sie zwingen, sagte er, meinen Göttern zu opfern.“ — „Welches Glück für mich, rief sie aus, und wodurch verdiene ich es, daß ich mit meinen Söhnen dem Herrn als Opfer dargebracht werde?“ Und auf eine neue Drohung erwiederte sie: „Kannst du meinen, daß meine Seele eine Furcht empfindet, da mein ganzes Sehnen dahin geht, bei meinem Gatten Gätulicus, den du für Christi Namen hast hinrichten lassen, zu ruhen?“ Da läßt der Kaiser einen Stein an ihren Hals binden und sie in den Anio werfen, wo sie unter den Strudeln der Wasserfälle verschwindet, um unten als Leiche hervorzutauchen. Am folgenden Tage läßt der Kaiser um den Tempel des Herkules sieben Pfähle aufrichten, und an jeden einen der Söhne, die fest blieben, heften. Crescens, dem Aeltesten, befahl er den Nagel durch den Hals zu treiben, Julianus durch die Brust, Nemesius durch das Herz, Primitivus durch den Nabel, Justinus durch den Rücken und Stracteus durch die Seite. Den Jüngsten aber, Eugenius, läßt er von oben bis unten spalten.[1]

1) S. Hausrath, Neutestam. Zeitgesch., Thl. 3, S. 530. Doehler. — Die Handlungen des Gätulicus (auch wol Zoticus genannt) bei den Bollandisten, oder Mombritius, am 10. Juni. — Da die Taufe des Cerealis unter dem Pabste Xystus Statt fand, so muß man sie zwischen 119 und 127 setzen. S. auch Adon. — Der Ort ihres Todes und ihres Begräbnisses wird angegeben: in fundo Capreolis in territorium savinensium (Sabinorum) in civitate Gabiis; an der Tiber und der Straße Salaria (?) etwa dreißig (?) Miglien von Rom.

Die Thaten der Symphorosa und ihrer Söhne (18. Juli) in denselben Sammlungen. — Ihre Körper ruhten in via Tiburtina, acht oder neun

So vergaß Hadrianus in dem Delirium des Alters und des Schmerzes die wenigen Regungen ehrfurchtsvoller Toleranz, die das Christenthum in ihm angetroffen hatte. Alsdann gieng er von den Verbrechen zum Aberglauben über; der Despot, der so eben noch ein Todesurtheil gefällt hatte, wurde ein bebender Verurtheilter, vor seinem Richter, dem Schicksale, niedergeworfen. Er wandte sich um Hilfe an die Magie, die ihm einigen Dank schuldig war; die Magie bewerkstelligte, sagt man, die Punktur und verschaffte ihm auf einige Zeit eine Erleichterung; lächeln wir nicht über ihn; haben wir nicht noch jetzt unsere Somnambulen und Magnitiseurs? Hadrianus suchte auch bei den Orakeln die Heilung von einem Wahnsinn, dessen er sich bewußt war, und die Orakel riethen ihm, seinen Namen an die Stelle des Namens eines berühmten Wahnsinnigen zu setzen, worauf Hadrianus, an Orestes denkend, der Stadt Oresta den Namen Hadrianopolis geben wollte.[1] Zuletzt, auch der Magie, der Aerzte, der Orakel, des Reiches, der Hinrichtungen überdrüssig, dachte Hadrianus an das verzweifelte Mittel des Selbstmordes.

Antoninus jedoch konnte diesen Wahnsinn nicht ruhig mit ansehn. Er konnte seinen Adoptivvater nicht soviel Mordthaten und seine eigne Ermordung vollziehen lassen. Aber er wagte es nicht, dem Hadrianus gegenüber sich ungehorsam zu zeigen. Dennoch setzte er sich der Gefahr aus, einige von den Opfern, ohne daß es Jemand wußte, sich verstecken zu lassen; Rom und Hadrianus hielten sie für todt, aber sie lebten. Antoninus wagte es sogar, den selbstmörderischen Gedanken des Kaisers entgegenzutreten. Selbstmorde mit Ueberlegung, aus freiem Entschlusse, auf Befehl des Herrn, von den Sklaven ausgeführt, hatte man in dem Privatleben oft gesehen. Aber der

Miglien von Rom an einem Orte, den die heidnischen Pontifices spottweise ad VII Biothanatos nannten. Es sind wirklich noch Ruinen von einer tiburtinischen Kirche der VII Biothanati vorhanden. (Aringhi. Roma subterranea, IV, 17). — Der Herakleskultus wird von den Alten (Strabo V) als ein besonderer der Stadt Tibur erwähnt; dort war ein Tempel des Herakles, den Strabo beschreibt, und dessen Säulen, wie man annimmt, heut den Säulengang der jetzigen Kirche des Laurentius zu Tivoli bilden. Unter dem Pabste Stephanus (welcher?) wurden die Gebeine der Symphorosa, des Zoticus und ihrer sieben Söhne nach Rom in die Kirche St. Angelo in Pescheria gebracht. Inschrift gefunden im sechszehnten Jahrhundert. Baronius, in Mart. rom., p. 148, und der Kardinal Maï, Inscript. vet., p. 448.

1) Lamprid., in Elagab.

Selbstmord eines Kaisers bedrohte zu sehr die Verantwortlichkeit derjenigen, die ihn umgaben. Vielleicht ließ auch ein höheres sittliches Gefühl den Antoninus erbeben, seinen Herrn und Vater vor seinen Augen einen solchen unseligen Tod sterben zu sehen. Das war freilich gegen die heidnische Moral, die sagte: „Derjenige, der einen Menschen gegen seinen Willen rettet, ist ein Mörder.“ Antoninus erklärte, daß, wenn er den Hadrianus sich hätte ermorden lassen, er sich für einen Vatermörder angesehen hätte.[1]

Antoninus versuchte es also mit Thränen, Bitten, den Hadrianus von diesem Entschlusse abzubringen. Andere Freunde des Hadrianus verbanden sich mit seinem Sohne, um ihn zu bitten, sich in den Willen des Himmels zu ergeben. Als die Thränen sich nutzlos erwiesen, gebrauchte Antoninus Gewalt. Er ließ den Hadrianus bewachen; er bedrohte diejenigen, die ihm in seiner unheilvollen Absicht beistehen würden, mit den härtesten Strafen. Vergeblich forderte Hadrianus, vom Schmerze überwältigt, ein Schwert, Gift; vergeblich versprach er Geld, glaubte die Straflosigkeit zusichern zu können; bat, flehte; man wandte sich von ihm ab. Es gelang ihm, einen Dolch zu erhalten, man entriß ihm denselben. Er beschwur seinen Arzt, ihn zu vergiften; der Arzt in Verzweiflung gab sich eher selbst den Tod, als daß er den Kaiser ums Leben brachte. Durch viele Drohungen und Versprechungen hatte dennoch Hadrianus einen Sklaven, Namens Mastor, einen Menschen von sarmatischem Geschlechte, einen Jazygen, einen kräftigen und dreisten alten Jagdgefährten, gewonnen; Hadrianus bezeichnete ihm nun eine ihm von dem Arzte Hermogenes angegebene Stelle unter der linken Brust mit einer Farbe, die er nur treffen durfte, um ihm ganz schmerzlos das Leben zu nehmen; Mastor setzte an, aber plötzlich wurde der Sarmate von Schrecken ergriffen und entfloh. Hadrianus brach in laute Klagen aus über sein Unvermögen, sich selbst das Leben zu nehmen, während er doch den Andern es noch könnte nehmen lassen. Die folgenden Jahrhunderte bewahrten einen verzweiflungsvollen Brief von ihm über diese Unmöglichkeit zu sterben auf. In diesen fürchterlichen Augenblicken sollte Hadrianus sich des Wunsches erinnern, den ihm eins seiner letzten Schlachtopfer

1) Invitum qui servat, idem facit occidenti. Horat. A. P. 467. Parricidam se futurum, si Hadrianum, adoptatus ipse, pateretur occidi. Spart., 24.

im Sterben hinterlassen hatte. Man erzählt, daß in dem Augenblicke, wo auf seinen Befehl sein Schwager Servianus sich dem Tode nahe sah, er nach Feuer verlangt, Weihrauch angezündet und gesagt habe: „Unsterbliche Götter, die ich zu Zeugen meiner Unschuld nehme, ich erflehe von euch nur dies Eine, daß Hadrianus zu sterben wünsche und nicht sterben könne.“ [1]

Antoninus jedoch in seiner kindlichen Bekümmernis hatte, um diesen selbstmörderischen Wahnsinn zu beschwichtigen, seine Zuflucht zu einem frommen Betruge genommen. Man führte zu Hadrianus ein Weib, das, wie sie sagte, durch einen Traum aufgefordert war, sich zu dem Kaiser zu begeben und ihn von dem Selbstmorde abzubringen, indem sie ihm eine nahe Heilung ankündigte. Sie habe, sagte sie, schon einmal diesen Befehl erhalten, aber denselben nicht befolgt, und darum sei sie mit Blindheit bestraft worden. Auf einen abermaligen Befehl der Götter habe sie beschlossen zu kommen. Sie küßte die Kniee des Hadrianus; sie wusch sich die Augen mit einem aus dem Tempel geholten Wasser und erhielt das Gesicht wieder, wahrscheinlich, weil sie es nie verloren hatte. — Eines andern Tages war ein anderer Blinder, ein Blindgeborner, sagte man, aus Pannonien gekommen. Derselbe trat an das Lager des Hadrianus, der einen Fieberaufall hatte; Hadrianus rührte ihn an, der Blinde erhielt das Gesicht wieder und das Fieber des Hadrianus schwand. Eine zu entschuldigende Komödie, die dieser abergläubischen und verzweifelten Seele einige Erleichterung verschaffte! [2]

Der Kampf sollte jedoch bald enden. Hadrianus sann auf eine andere Art von Selbstmord. Er überließ dem Antoninus die Regierung, die er noch nicht ganz aus den Händen gegeben hatte. Er verließ Tibur, ließ sich nach Bajä bringen, wo er freier das Joch der Medizin, die, ohne ihn zu heilen, sein Leben auf künstliche Weise verlängerte, von sich abschüttelte. Und kaum konnte Antoninus, der schleunigst herbei gerufen wurde, nach Bajä kommen, während Hadrianus starb. Seine letzten Worte erinnern an die Erbärmlichkeit des Mannes der Wissenschaft; er beklagte sich über seine Aerzte: „Viele Aerzte, sagte er, sind des Königs Tod;“ und der in die eleu=

---

1) Dio, LXIX, 17.

2) Marius Maximus, der diese Ereignisse im folgenden Jahrhunderte erzählte, trug kein Bedenken, darin einen Betrug zu erkennen (Spartian., 24).

sinischen Mysterien Eingeweihte verfaßte, anstatt auf das zukünftige Glück zu rechnen, das ihm die Mysterien verhießen, lateinische und griechische Verse über die Ungewißheit des Schicksales seiner Seele:

Animula, vagula, blandula,
Comes hospesque corporis,
Quae nunc abibis in loca?
Pallidula, frigida, nudula
Nec, ut soles, dabis iocos.

Bei seinem Tode (10. Juli) erhob Rom ein Geschrei der Befreiung. Tiberius und Nero waren nach ihrem Tode nicht übler behandelt worden, als der Adoptivsohn des Trajanus. Er starb, sagt Spartianus, von Allen verabscheut. Antoninus wagte nicht, sein Leichenbegängnis in Rom zu veranstalten und ließ ihn zu Puteoli in der Villa des Cicero verbrennen. Man konnte selbst einen Augenblick glauben, daß das Mausoleum, das er sich erbaut hatte, ihm verschlossen sei. Der von ihm dezimierte Senat verzieh ihm nicht die Grausamkeit seiner letzten Tage. Der Senat verwünschte das Andenken an ihn, erklärte seine Handlungen für ungiltig, verbannte seine Minister; Hadrianus wäre beinahe nicht einmal der Heroenrang bewilligt worden,[1] wenn Antoninus es nicht für seine kindliche Pflicht gehalten hätte, das Andenken an seinen Vater in Schutz zu nehmen. Antoninus war beim Volke beliebt; man schätzte ihn, man setzte seine Hoffnung auf ihn. Unter Thränen sagte er dem Senate: „Wenn Hadrianus so schlecht und so feindlich gesinnt wider euch war, dann bin ich auch nicht euer Kaiser. Ihr müßt dann Alles, was er that, für ungültig erklären, und darunter gehört auch meine Adoption.“ Antoninus ließ die Verurtheilten des Hadrianus, die man für todt glaubte, und die, sagte er, Hadrianus im Verborgenen habe leben lassen, vor den Senat führen.[2] Antoninus forderte die Zurückberufung der Geächteten, ebenfalls, sagte er, auf Empfehlung des Hadrianus.[3] Diese Bitten, diese Thränen, diese Pietät gegen einen Vater, diese Pietät gegen die Geächteten beschwichtigten den Senat. Gerührt von dieser bescheidenen Tugend, die alles Verdienst der guten Handlungen auf den übertrug, den eine legale Fiktion fünf und einen halben

1) *Καὶ ὀλίγου διὰ ταῦτα οὐδὲ εἰς τοὺς ἥρωας ἀνεγραφή.* Xiphil., LXIX und LXX, 1.
2) Lamprid., Elagab.
3) Capitolin., M. Anton.

Monat hindurch zu seinem Vater gemacht hatte, bewilligte der Senat dem Andenken an den Hadrianus Alles, was man forderte, selbst die Apotheose. Er erhob den Hadrianus zu einem Gotte, um den Antoninus zufrieden zu stellen; und um sich selbst zu genügen, gab er dem Antoninus den Beinamen pius, den Antoninus nicht forderte, und den er verdient hatte.

Im Uebrigen war diese, den kindlichen Bitten gewährte Apotheose eine rein offizielle. Antoninus nannte sich einen Sohn des Gottes Hadrianus, ließ ihm einen Tempel zu Puteoli auf dem Platze seines Scheiterhaufens errichten, gab ihm Flamines, Priester, Spiele, Alles was der Gottheit zukommt.[1] Aber Antoninus war der alleinige Anbeter seines Vaters. Das römische Volk, das sich zu derselben Dankbarkeit nicht verpflichtet fühlte, beachtete den Gott Hadrianus gar nicht, und es gibt wenige gesetzlich zu Göttern erhobene Kaiser, deren späterer Kultus weniger Spuren hinterlassen hätte.

Wenn man das Andenken des Hadrianus so verrufen sieht, sollte es dann nicht scheinen, als ob sich Rom ganz geändert habe? Weder zwanzig Jahre Friede und Glück, noch eine edle und rechtmäßige Freigebigkeit, noch die allen intellektuellen Arbeiten gezollte Ermutigung, noch so viele Akte öffentlicher Wolthat, die fast aus den römischen Landen geschwundenen Menschenopfer, der gemilderte Sklavenzustand, die in dem Sinne der Billigkeit, Humanität, Gleichheit gänzlich reformierte Gesetzgebung, noch selbst eine im Allgemeinen das Blut der Unterthanen schonende Regierung; nichts von dem Allem war im Stande die letzten Akte eines auf Mord gerichteten Wahnsinns wieder gut zu machen. Hadrianus starb gerichtet. Die Zweideutigkeit seines Charakters, das Räthsel seines Lebens fanden nur Misbilligung. Man schrieb, daß er von Natur grausam sich aus Politik lange hindurch bezwungen habe, und um sich nicht dem Schicksale des Domitianus

---

1) Die im Schlosse St. Angelo gefundene und von Antoninus dem Hadrianus und der Sabina, parentibus suis, gewidmete Inschrift, deifiziert nur diese letztere (Gruter, 252; Henzen, 5459); aber sie kann früher sein, als die von dem Senate ausgesprochene Apotheose, und in seinen andern Inschriften nennt sich Antoninus DIVI HADRIANI FILIVS DIVI TRAIANI NEPOS.

Es fanden in Puteoli alle vier Jahre Spiele zu Ehren des Hadrianus Statt, genannt Pialia oder Eusebeia. Gruter, 214; Eckhel., VI, p. 512.

auszusetzen.[1] Man wußte ihm für diese Selbstbezwingung keinen Dank. Und dennoch war es dasselbe Rom, das dem Augustus Ströme von in den Bürgerkriegen vergossenem Blute verzieh, das dreizehn Jahre unter der Tyrannei des Tiberius, vierzehn Jahre unter Nero, funfzehn Jahre unter Domitianus geduldig ausgehalten, das sowol zu Domitianus, als zu Nero und Caligula eine gewisse Zuneigung gehabt und ein gewisses volksthümliches Bedauern gezeigt hatte.

Rom und die Menschen hatten sich also geändert; und wer hatte sie anders gemacht? In welcher Schule war Rom so anspruchsvoll geworden? Welches Licht hatte sich über die Welt ergossen? Welche Sonne der Gerechtigkeit erhob sich am Horizonte? Welche Fackel hatte sich „in der Finsternis für diejenigen, deren Herz ein gerechtes war," entzündet? Wer hatte so wunderbar den Werth dieser so gemeinen Ware, des menschlichen Wesens, erhöht? Wer hatte den Fürsten eingeflößt, sich zuweilen zu Hütern desselben, zu Hütern selbst des verächtlichsten menschlichen Wesens, des Kindes, des Weibes, des Fremden, des Sklaven zu machen? Wer hatte den Völkern eingeflößt, sich ihrerseits zu den Hütern des Gewissens ihrer Fürsten zu machen, in Bezug auf Achtung vor dem Menschenleben einen so neuen Rigorismus zu erkennen zu geben? Gewiß, weder die Fürsten, noch die Völker hatten in der Schule der Apostel gesessen; aber das mehr oder weniger schwache Echo war zu Allen gelangt. Die Sonne der Gerechtigkeit war in allen diesen Herzen nicht aufgegangen; aber die Morgendämmerung wenigstens trat schon hervor.

---

1) Marius Maximus bei Spart., und Eutrop.: Non magnam clementiae gloriam habuit.

Fünftes Kapitel.

Ende dieser Herrschaft. — Milderung der Sklaverei.

Aber von diesem Fortschritte, der in der heidnischen Welt gemacht wurde, war ein Zeichen vorhanden, das sichtbarste von allen in der äußern Ordnung der Gesellschaften, sehr bemerkenswerth während des ganzen Laufes des Jahrhunderts, das wir schildern, sehr bemerkenswerth besonders zur Zeit des Hadrianus.

Die Errichtung der alten Gesellschaften schloß ein vorherrschendes, fundamentales, konstitutives Element in sich, worauf Alles beruhte, und was der bestimmteste Ausdruck der Verachtung der Menschen, von der wir so eben sprachen, ist. Ich meine die Sklaverei.

Was war die Sklaverei in der antiken Welt?

Was geschah mit der Sklaverei zu der Zeit, von der wir sprechen?

Und wenn sie sich modifizierte, unter welchem Einflusse modifizierte sie sich?

Man hat hierüber viel geschrieben. Ich sage nicht, daß ich so gründlich bin, wie Andere es gewesen sind; ich möchte wo möglich genauer sein, und, wenn ich es sagen darf, technischer.[1]

---

§ 1.

Von der Sklaverei des Alterthums.

Was war an sich die Sklaverei, ich meine nicht in ihrem ersten Ursprunge, sondern in den gegenwärtigen und gegenwärtig wirksamen Prinzipien, auf denen sie beruhte?

---

1) Die Frage ist übrigens vollständig in dem vortrefflichen Werke von Wallon, Histoire de l'esclavage dans l'antiquité behandelt. Diesem Buche eines gelehrten Christen verdanke ich sehr viel.

Es sind zwei Dinge in der Sklaverei: die Verachtung des Menschen und die Verachtung der Arbeit. Es besteht ein untergeordnetes, niedriges, verächtliches Wesen; es besteht eine lästige, demütigende, gehässige Verrichtung, beide sind von einander untrennbar. Man findet, daß der Sklave gut ist für die Arbeit und die Arbeit gut für den Sklaven. Man haßt die Arbeit, weil sie die von Gott auferlegte Strafe ist, und gegen die der menschliche Stolz sich auflehnt. Man verachtet den Sklaven, weil er das Lastthier ist, auf den man die Last der Arbeit wälzt. In umgekehrtem Verhältnisse paßt der freie Mensch zum Müßiggange, und der Müßiggang zum freien Menschen. In den Sklavenländern sind Müßiggang und Freiheit synonym.

Was waren nun die Folgen von diesen Prinzipien sowol für den Sklaven als für den freien Menschen?

Was zuvörderst den Sklaven betrifft, so ist öfter nachgewiesen worden, was die harten Folgen der Sklaverei sind. Unter den verschiedenen Klassen von Sklaven mußte der industrielle Sklave zu den weniger rücksichtsvoll behandelten gehören. Der Haussklave konnte in einem vertraulichen Verhältnisse mit dem Herrn stehen, mehr oder weniger seine Gunst gewinnen, sanft behandelt werden. Der ländliche Sklave hatte die freie Luft und auch wol das freie Feld (wiewol er auch oft in Fesseln arbeitete); außerdem brachte er einen sicherern Gewinn, man schlug das Kapital eines Weinbauers auf sechszehnhundert Mark, das eines Fischers auf zwölfhundert Mark an.[1] Aber der arme Arbeiter, den der Herr nicht sah, und der an der Kette in einer sehr schmutzigen und finstern Werkstatt arbeitete; der zu einer Maschine und zwar zu einer schlechten Maschine gemacht schlecht arbeitete; der durch seine Ungeschicklichkeit, seine Dummheit, seinen bösen Willen, seine Verzweiflung seinem Herrn großen Verlust zufügte, und an dem sich der Herr dadurch rächte, daß er ihm seine Ration Schwarzbrot verminderte und die Ration Hiebe vergrößerte, dieser Sklave, dessen Haut im vollen Sinne des Wortes durch die Peitsche marmoriert das Indosso aller kommerzialen und finanziellen Krisen der römischen Welt trug, der war sehr unglücklich.

Wir haben in dem modernen Europa Werkstätten, die Auge und Herz in hohem Grade verletzen; aber was sind diese gegenüber der

1) Columella, III, de Re rustica, III, 8. — Juvenal., Sat. IV, 15, 26.

unterirdischen Werkstätte, dem ergastulum, der antiken Fabrikstätte, die uns Apulejus in seinem bizarren und gesuchten, aber pittoresken Stile beschrieben hat? Der Esel, der Held seines Romans, befindet sich in einer Bäckerei, „um ein abscheuliches Handwerk zu lernen ... Was für jämmerliche Menschen habe ich da gesehen! Die ganze Haut braun und blau gefärbt durch die Peitschenhiebe; ihr Leib, nicht bedeckt, sondern umschattet von einem zerlumpten Kittel; ihre Tunika, oder was sie als Tunika hatten, durch die Stücke, woraus sie gemacht war, alle Theile des Körpers durchblicken lassend; ihre Stirn beschrieben;" (das heißt mit Buchstaben, die eingebrannt sind, bezeichnet), ihre Köpfe zur Hälfte geschoren; ihre Füße in eisernen Ringen; ihre Gesichter bleich, so daß sie Furcht erregen; ihre Augenlider durch das rauchige Dunkel eines mit Qualm erfüllten finstern Ortes abgenagt; ihre Augen demgemäß; und ihre Körper nach Art der Athleten, die sich mit Staub bestreuen, um zu kämpfen, ganz weiß von Mehl und Asche."[1]

Das war das körperliche Leiden des Sklaven, der immer zu fürchten war, und den das persönliche Interesse, so viel wie man urtheilen kann, nicht berührte. Derjenige, der zu gleicher Zeit einen Ochsen und einen Menschen besitzt, beide von gleichem Geldwerthe, wird den Ochsen schonen, weil er keinen Grund hat, auf ihn zu zürnen; aber der Mensch, in Betreff dessen Aerger, Misgunst, Gereiztheit das pekuniäre Interesse kompensieren können, wird wahrscheinlich von beiden am wenigsten geschont werden.

Aber das Hauptunglück des Sklaven und der Hauptfehler der Sklaverei ist vor Allem die Degradation der Seele. Die Alten liefern dazu einen um so bestimmteren Beweis, als sie bei ihnen weniger reflektiert ist. Wir Modernen ziehen den Dienstboten, oder den Arbeiter, der bei uns einige Jahre im Dienste gewesen ist, dem vor, der ganz neu ist. Aber in Bezug auf den Sklaven war es anders; der ganz neue Sklave (novitius) hatte einen weit höhern Werth, als der Sklave, der nur ein Jahr (veterator) im Dienste gewesen war.[2]

Darin liegt das unverzeihliche Unrecht der Sklaverei. Es genügt ihr nicht, daß der Leib gebunden ist, auch die Seele soll degradiert

---

1) Apul., Metam., IX.

2) Dig., XXI, 16, § 3, de Public. et vectig. (XXXIV, 4), 37, 65, de Aedilitio edicto (XXI, 1).

werden! Der Mensch soll ohne Gott sein; denn in der antiken Sklaverei ist der Sklave ohne irgend einen Gott. Wiewol man die Verpflichtung hat, ihm einen eignen Glauben zu gestatten, so hat er doch an der Religion der Gemeinde oder der Familie keinen Antheil. — Ein solcher Mensch muß ohne moralisches Gesetz sein, denn seines Herrn Wille soll sein alleiniges Gesetz sein, wie Menandros ganz bestimmt sich ausdrückt, „sein Herr ist sein Gesetz, seine Gemeinde, sein Vaterland, der Zweck seines Lebens, die Richtschnur des Wahren und Falschen für ihn.[1]

Ein solcher Mensch endlich muß ohne Familie sein. Das war stets das Gesetz der Sklaverei. Für den Sklaven gibt es keine Ehe, keine Vaterschaft, keine Kinder, keine Brüder. In der Logik der Sklaverei stehen sich die Sklaven einander nur nahe als nicht anerkannte Bastarde; Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Gatte, Gattin (wenn man sich dieses Ausdruckes bedienen darf) umschlingt kein legales Band und sind stets trennbar nach dem Willen des Herrn. Der Sklave ist der zum Thiere gemachte Mensch, soweit der Mensch es sein kann; lebend in einer gezwungenen Enthaltsamkeit, oder in einer verabscheuungswürdigen Ausschweifung; im besten Falle Kinder zeugend zum Vortheile für seinen Herrn, für ein Weib, das er nicht wieder sehen, für kleine Sklaven, die er nie kennen lernen wird. Diese Untersagung der Ehe ist das Wundmal der Sklaverei. Da, wo sie verwischt worden ist, wie in dem Kolonat des vierten Jahrhunderts, in der Leibeigenschaft des Mittelalters, oder auch in der andern Leibeigenschaft, die die Czaren des funfzehnten Jahrhunderts in Rußland eingeführt haben, hat es keinen Sklaven mehr gegeben; es gab einen mehr oder weniger abhängigen Menschen, aber doch einen Menschen; durch die Ehe hat er eine Familie; und da er eine Familie hat, so hat er Rechte gehabt. Da hingegen, wo man diesen Schandfleck beibehalten hat, wie ehemals in dem französischen Amerika, oder vor einigen Jahren in dem englischen Amerika, sind alle Abscheulichkeiten der antiken Sklaverei nachher eingetreten. Wir dürfen uns in der That hier nicht rühmen, und die Sklaverei in den Ver-

1) Ἐμοὶ πόλις ἐστὶν καὶ καταφυγὴ καὶ νόμος
Καὶ τοῦ δικαίου τοῦτ' ἀδίκου παντὸς κριτής
Ὁ δεσπότης. Πρὸς τοῦτον ἕνα δεῖ ζῆν ἐμέ.
bei Stob., LXII, 34.

einigten Staaten war nicht milder, noch sittlicher, als die heidnische Sklaverei.

Das ist also die Stellung des Sklaven. Welche Stellung nahm nun der Freie dem Gesetze der Dienstbarkeit gegenüber ein?

Damals, wie noch heut, hatte nicht Jeder ein Einkommen von zehntausend Sesterzien, und es gab damals ebenso wie noch heut Freie, die genöthigt waren, ihr tägliches Brod zu verdienen. In der Zeit, von der wir sprechen, waren deren um so mehr, da trotz den von Augustus gesetzten Schranken die Freilassungen zahlreicher geworden waren und eine Menge von Leuten hervorbrachten, die, nachdem sie sich durch ihren Schweiß ein kleines Vermögen erworben, es ihrem Herrn gegeben hatten, um sich frei zu machen und nun Freie und römische Bürger waren, aber ohne einen Dreier. Der Freie sah sich also oft genöthigt zu arbeiten. Und doch war die Arbeit für den Freien eine solche Herabsetzung, daß er Alles that, um ihr zu entgehen. Daher die ins Unendliche sich erstreckende Vermehrung der Zwischenstellungen, in denen keine Arbeit sich zeigt und kein Vermögen, der Schmuggelgeschäfte, die wenig gewinnbringend und demzufolge wenig moralisch sind, deren Ausdehnung, die eine Plage für die modernen Gesellschaften ist, für die damaligen Gesellschaften eine noch weit größere Plage war. Man wurde Schauspieler, Priester der Isis, Priesterin des Adonis, Wahrsager, Astrolog, Gladiator, Lanista, Kutscher, oder Stallknecht im Zirkus, Tänzer, Tänzerin, Possenreißer; man wurde in verschiedenen Graden leno, lena, Hetäre, meretrix, scortum, und Alles dies lieber, als daß man arbeitete; Männer, Weiber, Kinder, betraten um die Wette diese Laufbahn, die viel lukrativer, ja ehrenvoller war, als die Arbeit. Man wurde sogar Bettler, obwol das Betteln etwas weniger ehrenvoll und etwas weniger lukrativ war. Man wurde vor Allem Schmarotzer, und das Schmarotzerleben war ein fast offiziell bestehendes Gewerbe.

Aber diese Industriezweige, so sehr sie sich auch entwickelten, konnten nicht Jeden ernähren. Ja selbst in den edeln Gewerben traf der Freie auf Konkurrenz des Sklaven. Und es wurde dagegen nöthig, daß auf dem dem Sklavenstande eigenen Gebiete, das heißt in der Handarbeit, der Freie dem Sklaven Konkurrenz machte. So gab es im Schoße der Gesellschaft eine Anzahl Unglücklicher, die gezwungen waren die Schande der Arbeit auf sich zu nehmen, und die, freie Bürger ihrer Stadt oder selbst Bürger von Rom, sich

soweit erniedrigten, daß sie von ihren eignen Händen Gebrauch machten.[1]

Diese freien Arbeiter nun waren nicht viel mehr geachtet und nicht viel glücklicher, als die Sklaven.[2]

Durch die Arbeit seiner Hände sich Vermögen zu erwerben, war damals wirklich fast unmöglich. Es war schon sehr schwer, von seiner Hände Arbeit zu leben. Der arbeitende Mensch wurde zu sehr verachtet, als daß ihm Jemand zu Hilfe kommen sollte. Ein Rath, eine Aufmunterung für ihn war höchst selten; eine pekuniäre Hilfe, ein Vorschuß noch seltener. Konnte er, wie heut, sich an einem großen industriellen Geschäfte betheiligen, oder sich unter einem Patrone frei assoziieren? Ohne Zweifel, damals, wie heut, gab es, wiewol in geringerer Anzahl, reiche Leute, die ihre Kapitalien in industriellen Unternehmungen anlegten. Aber es wäre ihnen nicht in den Sinn gekommen, das zu thun, was heut geschieht, unbeschäftigte Hände

---

1) Siehe in Epiktetos das Elend und den Jammer eines freigelassenen Sklaven (Arrian., IV, 1, 23, 41). — Es gab auch Reiche, die in Elend versanken (Philo, Quia omnis probus liber). — Valerius Maximus führt den P. Rupilius an, der, ehe er Konsul war, sich den Publikanen verdingt hatte (VI, IX, 8). — Ueber das Verhältnis der freien Arbeiter, Freigelassenen oder Sklaven s. den Codex und die Digesta über die actio Institutoria, Dig., XIV, 3; Cod., IV, 25, wo man finden wird, daß die Mehrzahl der Kommis und Vorsteher von Handels- und Bankgeschäften ꝛc. . . . Sklaven waren; und die Stelle bei Cicero, wo er sich an alle Interressen, selbst an die der Sklaven, die Läden haben, wendet. Cat., IV, 8.

2) Ueber die Verachtung der industriellen Gewerbe Cic., de Rep., 1, 2; de Leg., 1, 17 und besonders de Off., 1, 42, wo er das Salär des Arbeiters auctoramentum servitutis nennt. — Aristoteles sagt ebenso, daß der Dienst des Arbeiters eine beschränkte Sklaverei ist. Pol., 1, V, 9. — Alle Griechen, mit Ausnahme der Korinthier, verachten die Handwerker. Herodot., II, 167. — Platon stellt sie auf die letzte Stufe seiner Republik. Rep. II. — Aristoteles will, daß die Arbeiter Sklaven seien, und er schließt die Handwerker von den Bürgerrechten aus. „Diejenigen, die arbeiten, sind in der Seele Sklaven, und wenn sie frei bleiben, so fehlt es entweder dem Staate an Sklaven, oder an Kraft, um sie zu Sklaven zu machen." Polit., II, IV, 13, V, 5; III, II, 8, III, 2, 3, IV, (7), VIII, 5; V (8), II, 1; VI, (4), XII, 3; VII, (6), II, 2. — S. Plaut., der über die Menschen, die sich selbst verkaufen, herzieht. Curcul., IV, 1490 und alibi passim. — Die Berathschlagung des Lukianos über die Wahl eines Standes und seine Abneigung gegen Handarbeit, selbst Bildhauerei mit einbegriffen, worin sein Oheim sich hervorthat. Luc., de Somnio, p. 2 u. fg.

heranzuziehen, offen mit freien Arbeitern zu verhandeln, ihnen die Werkstatt, das erste erforderliche Material, die Werkzeuge, den Kredit zu geben und von ihrer Arbeit Gewinn zu ziehen, indem sie dieselbe bezahlten, das kam Niemandem in den Sinn. Den damaligen Kapitalisten schien es viel einfacher, Arbeiter zu kaufen, als sich auf ein so kompliziertes Geschäft mit freien Herrn, das dem Streite und dem Bruche so unterworfen war, einzulassen. Sie kauften 10, 20, 30, 100 Sklaven, brachten sie in eine Werkstatt, ließen sie unter Peitschenhieben arbeiten, unterhielten sie nothdürftig und gaben ihnen nichts. Das war, wenn auch nicht gewinnreicher, aber doch wenigstens bequemer.

Was konnte dem gegenüber der freie Arbeiter thun? Ankämpfen gegen diese Sklavenwerkstätten, die, auf Kapitalien gestützt und ihre Arbeiter mit Peitschenhieben bezahlend, leicht schlechte Waare zu wolfeilem Preise lieferten? Das war gar nicht möglich. — Selbst in diese Werkstätte eintreten, demütig eintreten ohne Abkommen, ohne festgesetzten Preis, ohne Hoffnung auf einen andern Gewinn, als das tägliche Brod, als Sklave oder Halbsklave? Das geschah öfter, aber es war sehr hart.[1]

Hätte man sich zu gleichen Theilen von Gewinn und Verlust mit andern freien Arbeitern zusammenthun und durch die Macht der Assoziation das Kapital ersetzen sollen? Leider, wir wissen es, und in unserm Jahrhundert selbst, das der Industrie ganz anders günstig ist, hat es die Erfahrung von 1848 hinreichend bewiesen, die Assoziation der Arme kann ohne Kapital nicht sein. Es waren allerdings im römischen Reiche zahlreiche Korporationen von Arbeitern, Freien oder Sklaven. Aber das waren keine industriellen, auch keine kommerziellen Assoziationen. Es waren Gesellschaften gegenseitiger Hilfeleistung; es waren mehr freundschaftliche und religiöse Verbrüderungen, in welchen gemeinsame Male und einige für ihr Leichenbegängnis gesicherte Sesterzien für diese armen Leute ein Trost in ihrem Elende waren. Sie verbanden sich nicht durch ihre Industrie, sondern vielmehr um sich über das Leiden ihrer Industrie zu trösten.

Jedoch war eine gewisse Art von Assoziation möglich, die eines Freien und eines Sklaven. Die Alten sprechen zuweilen von einem

---

1) Vatinius war auch manceps proximae sutrinae gewesen. Plin., Ep., X, 60. Tac. Ann., XV, 34.

Armen (so nennen sie ihn) der einen Sklaven oder sogar Sklaven hat. Das läßt sich leicht begreifen, denn die Sklaven waren nicht theuer. Bei einem kleinen Kapitale (drei- bis vierhundert Mark) konnte der Arbeiter einen Sklaven kaufen; dieser Sklave war sein Lehrling, etwas später, wie wir sagen, sein Geselle; der Meister stand an der Spitze dieser Assoziation, der Sklave war dessen rechte Hand. Diese Stellung mußte noch eine von den milderen sein, sowol für den Freien, als auch für den Sklaven. Wenngleich der Sklave von der Brutalität seines Herrn zu leiden haben konnte, der Herr von der Ungelehrigkeit und Dummheit seines Sklaven, so bedurften sie doch einander. Man mußte aber dies kleine für den Kauf eines Lehrlings bestimmte Kapital haben.

So mußte also die Stellung des freien Arbeiters sein: beschimpft, isoliert, und weil er isoliert und misfällig war, durch die Konkurrenz der servilen Arbeit gedrückt, ohne Herz arbeitend, schlecht arbeitend und kaum von seiner Arbeit lebend.

So waren aus demselben Grunde die freie Arbeit und die servile Arbeit verdammt. Weil die Arbeit von dem Freien verachtet wurde, wurde sie schonungsloser dem Sklaven auferlegt. Und weil sie zum großen Theile von den Sklaven verrichtet wurde, wurde sie demütigend, unthunlich, unfruchtbar für den Freien. Die heidnische Welt hatte dem Ausspruche: „Du sollst dein Brod im Schweiße deines Angesichtes essen" gegenüber es für bequem gehalten, eine Klasse von Menschen zu deputieren, die allein die Schuld Aller bezahlte und doppelt arbeitete, damit die Andern ihr Brod ohne Arbeit äßen. Aber durch eine gerechte Einrichtung der Vorsehung war das Resultat, daß unter diesen Freien und Bevorzugten eine von Tag zu Tag wachsende Anzahl, die trotz ihres Vorrechtes genöthigt war, ihr Brod in der Arbeit zu suchen, darin eine Schmach erblickte und kaum ihr Brod fand.

Ist es nun noch nöthig hinzuzufügen, daß diese Ungunst für die Industrie, die freie oder servile, die Industrie wenig produktiv machte, sie in ihren Fortschritten hinderte, nur die Künste des Luxus ausbildete, und die nützlichen Künste vernachlässigte, mit einem Worte, das Menschengeschlecht arm machte? Wir werden später Gelegenheit haben, davon zu sprechen. Uebrigens so kostbar und der Sorgfalt werth das körperliche Leben des Menschengeschlechtes

sein kann, man nimmt Anstand, sich ihm hinzugeben, wenn man auf die Beschimpfung hinblickt, die die Sklaverei seiner Würde und seinem moralischen Leben zufügte.

---

§ 2.

Von der Sklaverei zur Zeit der Antonine.

Das ist also die durch die Sklaverei geschaffene Stellung. Aber suchte nicht die Sklaverei in der Zeit, von der wir reden, sich zu modifizieren?

Ja gewiß, und ich habe schon, je nachdem sich die Gelegenheit dazu darbot, durchblicken lassen, wie in den Ideen und in den Gesetzen und in den Handlungen die Sklaverei dahin strebte, sich zu mildern. Fassen wir diese Andeutungen zusammen.

Unter Nero, das heißt zu der Zeit, die ungefähr mit dem ersten Auftreten des Christenthums zu Rom zusammenfällt, führte der Philosoph Seneka eine bis dahin unerhörte Sprache über die Sklaven. Er nennt sie unglückliche Menschen, unglückliche Freunde; er ladet sie zu Tische ein. Aristoteles, Platon, Cicero wären entrüstet gewesen, einen Philosophen von dieser Humanität zu sehen.

Nachher unter Trajanus, zu der Zeit, wo St. Klemens und St. Ignatius den Märtyrertod erlitten, ist es Epiktetos, ein Sklave und Philosoph, der dem Herrn die Freilassung fast befiehlt; ist es Dio Chrysostomos, der berühmte Philosoph und Rhetor, der Freund des Fürsten, der das Recht der Sklaverei in Abrede stellt.[1]

Das ist die Sprache der Denker.

Was thaten nun die Fürsten? Ich habe es gesagt. Das so tyrannische und so furchtbare Römerreich scheint zu gewissen Augenblicken Regungen von Mitleid für die Sklaven gehabt zu haben.

---

1) S. Thl. I, S. 224. An einer andern Stelle, die ich zugleich hätte anführen sollen, verlangt Dio für den Sklaven denselben Schutz in Betreff der Sitten, den das Gesetz dem Freien zusichern muß, weil, sagt er, „das Menschengeschlecht eines ist, geehrt, und in gleicher Weise geehrt unter dem Gesetze des Gott Schöpfers (ὑπὸ τοῦ φυσοτήτος θεοῦ), da es dieselben Verheißungen einer gerechten Vergeltung, da es vermöge der Vernunft und der Erfahrung dieselbe Erkenntnis vom Guten und Bösen hat." (Venator, p. 126, ed. Morel, 1604). Wieviel höher steht hier Dio über Aristoteles!

Der Kaiser, der alle Gewalt der alten Republik besaß, besaß auch die Gewalt der Zensur, und der Zensor hatte, wenngleich er sie nicht ausübte, eine gewisse Jurisdiktion gegen den Herrn, der seinen Sklaven mishandelte. Der Kaiser war ein Gott, oder fast ein solcher; die Statue des Kaisers wurde mit den Statuen der Götter ein Zufluchtsort mehr für den mishandelten Sklaven. Augustus zuerst hatte ein Gesetz Petronia [1] gegeben, das dem Herrn verbot, den Sklaven ohne die Erlaubnis der Behörde den wilden Thieren vorzuwerfen. Klaudius hatte verboten, den kranken Sklaven aus dem Hause zu stoßen. Vespasianus und selbst Domitianus hatten ziemlich in demselben Sinne gehandelt. [2]

Mit Trajanus (wir haben diesen Fortschritt schon bemerkt [3]) nahm die legislative Reform des Sklavenstandes einen systematischen Charakter an. Hadrianus, der bedeutendste von allen diesen Reformatoren, schafft im Prinzipe und auf eine absolute Weise das Recht über Leben und Tod in Bezug auf den Sklaven ab. [4] Antoninus geht auf derselben Bahn weiter und untersagt sogar die schlechte Behandlung. Markus Aurelius anerkennt sogar ein Recht für den Sklaven, sich loszukaufen und gestattet ihm, die einmal verheißene Freiheit zu fordern. Es tritt also immer mehr die Bestimmung des Gesetzes an die Stelle der Bestimmung des Herrn. Und zugleich wird für den freien, auf unrechte Weise seiner Freiheit beraubten Mann das Recht sie wieder zu erlangen mehr gesichert und beschützt, als jemals. Für denjenigen, der nur einige Tropfen freies Blutes in seinen Adern hat, wird die Uebertragung der Freiheit durch das Blut mehr als jemals begünstigt. Für den Sklaven, selbst für den gesetzmäßigen Sklaven, wird die Freilassung, die Augustus hinderte,

---

1) S. über dieses Gesetz D., 11, § 1 und 2, ad leg. Corn. de Sicariis (XLVIII, 8); 42; de Contrah. emptione (XVIII, 1); Gellius, V, 14. Dies Gesetz scheint mir von Augustus und nicht von Nero. Ich glaube nicht, daß nach Tiberius irgend ein zu Rom geschehener Akt unter dem Namen lex erschienen ist, außer dem Kuriatgesetze, oder dem sogenannten, was zum Scheine gegeben war, um die Kaiser zur Herrschaft zu erheben.

2) S. Cai., 1, 85, 86; — Dig., 6, § 1 und 7, qui sine manumiss. (XL, 8). — Suet., dom., 7. — D., 3, § 4; 4, § 2 und 6, ad leg. Corn. de Sic. (XLVIII, 8); Paul., V, 23, § 13.

3) S. Thl. I, S. 222.

4) Selbst für den Ehebruch, außer dem Verbrechen in flagranti, D., 24, de Accusat. (XLVIII, 2).

leichter. Wo irgend ein Zweifel vorhanden ist, wird er zu Gunsten der Freiheit gelöst.

Dazu kommt, daß um diese Zeit, ohne daß wir den Zeitpunkt ganz genau angeben können, die Jurisprudenz ganz gegen alle Logik beginnt, den Familienbanden unter den Sklaven Rechnung zu tragen. Wenn sie auch nicht die Rechtsgiltigkeit ihrer Ehe anerkennt, so wird doch wenigstens die Verwandtschaft unter Sklaven der illegitimen Verwandtschaft assimiliert, und das ist immer Etwas. Man nimmt an, daß der Sklave einen illegitimen Vater, eine illegitime Mutter, einen solchen Bruder und eine solche Schwester haben kann; der Beweis davon ist, daß wenn sie durch Freilassung frei geworden sind, die Ehe zwischen ihnen und ihm untersagt ist.[1] Selbst innerhalb des Sklavenverhältnisses und während der Dauer desselben finden diese Familienbande einige Achtung; die Jurisprudenz untersagt freilich nicht dem Herrn, die Frau und den Mann, den Vater und die Kinder, den Bruder und die Schwester zu trennen; aber sie erklärt solche Trennung für grausam, sie verhindert sie, wann sie kann; es ist für sie, um mich ihres eignen Ausdrucks zu bedienen, „eine Pflicht der Pietät.“ Das sind die ersten und schwachen Spuren von Achtung für das, was die Christen allein die Familie des Sklaven zu nennen wagten.[2]

Auch in den Sitten vollzieht sich dieselbe Umwandlung. Man beginnt zu handeln, wie die Philosophen sprechen, und wie die Gesetzgeber bestimmen. Ich habe erwähnt, wie mild Plutarchos und besonders Plinius gegen ihre Sklaven verfuhren; es war eine relative,

---

1) Pomponius, 8, und Paul. 14, § 2, 3, D., de Lit. nuptiarum (XXIII, 2).

2) So erklärt Ulpian. (35, de Aedil. edicto, D., XXI, 1) daß im Falle der Restitution, wenn ein Kauf ungiltig wird, der Bruder mit seinem Bruder, das Kind mit seinen Eltern, der contubernalis mit seiner contubernalis zurückgegeben werden müssen und zwar ob pietatis rationem offensae; ebenso Paul. 39, ib. Von zwei Dispositionen hat die den Vorzug, die die Söhne ihrem freigelassenen Vater gibt und zwar ex pietatis intuitu. (Scaevol., 41, § 2, de Legatis, D., XXXII, 1). — Nicht allein die Sklaven, sondern ihre Frauen (uxores, die Anwendung dieses Wortes ist merkwürdig) und ihre Kinder werden angesehen als vermacht mit dem Besitzthume, wo sie verordnet werden, weil „von dem Testator vorausgesetzt wird, daß er eine so harte Trennung nicht gewollt hat.“ (Ulp., 12, § 7, de Instructo vel instr. legat., D., XXIII, 7.)

aber unerhörte Milde, wenn man sich der früheren Zeiten erinnert. Gewiß ist, daß sich Plinius seiner Milde rühmt, und daß er sich sonst wol nicht derselben gerühmt hätte. Die Freilassungen vervielfältigten sich; ebenso vervielfältigen sich die spätern Zeugnisse von gegenseitiger Zuneigung zwischen Herrn und Sklaven.[1] Die dem Alterthum so werthen Benennungen Amme, Pflegevater, Milchgeschwister werden sehr oft Sklaven oder Freigelassenen gegeben.[2] Die Verbindungen zwischen dem Herrn und dem Freigelassenen, selbst zwischen dem Freigelassenen und seiner Herrin sind häufig.[3] Diese

---

1) Die liebevollen Ausdrücke der Herrn gegen die Sklaven und Freigelassenen, sowie umgekehrt sind häufig: DELICIAE SVAE . . . DESTITVISTI MAMMAM TVAM PLANGENTEM PLORANTEM. — VITILLA MEA . . . DESTITVISTI MISERAM MAMMAM TVAM, Gruter, 663. — ALVMNAE, Orelli, 4670. — MAMMVLAE, Orelli, 4671. — CONLACTANEO, Orelli, 4672. — PRACEPTORI SVO, 4679. (Hier ist ein Sklave, der von seinem Ersparnisse ein Grabmal errichtet). — ANCILLAE BENE MERENTI 4687. — PATRONVS INFELICISSIMVS, 4690. — LIBERTAE SANCTISSIMAE, 4691. — SERVVS BENE MERENTI DOMINO, 4695. LEONTIVS DOMINVS DIGNISSIMAE. (Renier. Inscr. rom. de l'Algérie, 1565.) — BENIGNO ET EVSTATIAE SERVIS DE SE BENE MERENTIBVS (id., 393). — PIETATIS CAVSA VERNACLAE SVAE (id. 3945). — VERNACVLO PIENTISSIMO (id., 3968).

Sklaven mit ihren Herrn bestattet: P. LARIVS SVCCESSVS VIXIT ANNOS C. LARII SERVA V. A. XXV. (id., 2500) — ET HI DVO VERNAE SIMVL CVM DOMINO MAESIA P. OBIERVNT (id., 3665). Ein Freigelassener Vormund seines Patrons: TVTOR ET LIBERTVS (Renier, 1313).

Zu 2000 Sest., die Jemand zu seinem Begräbnisse hinterlassen hatte, fügten sein Sohn und seine Freigelassenen 500 Sest. aus ihrer Börse. — (Id., 503).

2) COLLACTITIO DVLCISSIMO, Renier, 509.

3) S. die Inschriften Orelli, 3024, 4633. Muratori, p. 1558, und die juridischen Texte: Dig. 13, 47, de ritu nuptiarum (XXIII, 11); 1 pr. de Concubinis (XXV, 7). Die Ritter selbst waren von Augustus autorisiert worden, solche Verbindungen zu vollziehen. Dio, l. IV, 16; l. VI, 7. — Eine von ihrem Herrn freigelassene Sklavin unter der Bedingung ihn zu heiraten. 6, § 3. Dig. de iure patronatus (XXXVII, 14). Solche Ehen waren nur den Senatoren oder den Kindern von Senatoren untersagt. Es war jedoch eine Strafe festgesetzt gegen den Freigelassenen, qui affectaverat nuptias patronae. Das war aber nur in dem Falle, daß diese von hohem

Verwandtschaft unter Sklaven, die das Gesetz nicht anerkennen mochte, ließen die Sitten zu: „Wir bedienen uns, sagt der Rechtsgelehrte, der Namen Sohn, Brüder, Väter, wenn wir von unsern Sklaven sprechen, wiewol das Gesetz solche Verwandtschaften nicht zuläßt." Um so mehr nennen sich die Sklaven auf den Grabsteinen, die sie sich einander errichten, unter einander Gatte, Gattin, Vater, Mutter, Kinder, ohne sich um das Gesetz zu kümmern, das sie kaum als Menschen anerkennt.[1] Die Sprache der Legisten wird zu Zeiten für dies menschliche Wesen, das man Sklaven nennt, ehrfurchtsvoll. „Der Sklave, sagen sie, soll nie als eine Ware angesehen werden, noch derjenige, der ihn verkauft als Kaufmann.[2] Der Sklave ist nie eine Nebensache; die Menschenwürde läßt das nicht zu.[3]

Gewiß hatten äußere Gründe Einfluß auf diese Milderung der Sklaverei. Der Sklave wurde mehr geschont, weil er werthvoller war. Die Quellen der Sklaverei nahmen ab. Der Krieg, seltener und mehr in der Ferne, brachte weniger Gefangene. Der Handel von Außen nach dem Innern des Reiches konnte nur in geringem Maßstabe geschehen. Im Innern des Reiches wurde der Raub eines Freien streng bestraft. Die letzte Quelle dieses traurigen Handels waren also die von ihren Eltern ausgesetzten oder verkauften Kinder, die Speku=

Range war, und auch dann war die Ehe noch giltig, wenn nicht die Herrin eine Senatorstochter war.

Uebrigens gilt das hier Gesagte nur von der förmlichen Ehe, nicht von dem concubinatus. Letztere Verbindungen waren nicht weniger häufig, und wir finden, daß die Freigelassene, die den Rang einer Matrone hatte, ihn nicht verlor, wenn sie Konkubine ihres Herrn wurde. Dig. 13, ad leg. Jul. de adult. (XLVIII, 5).

Aber die an ihren Herrn verheiratete Freigelassene, durfte, wenn auch geschieden, sich nicht an einen Andern verheiraten, so lange er sie für seine Frau hielt, Dig. 11, pr. und § 1, de divortiis (XXIII, 2).

1) CONIVX, Orelli, 2842, 2843. — CONIVGI OPTIMAE . . . SIBI ET SVIS POSTERISQVE EORVM, ib. 2844. — CONIVGI SVAE (sie ist eine Freigelassene, obgleich der Mann ein Sklave ist), ET LIBERTIS LIBERTATIBVSQVE EIVS ET VICARIS POSTERISQVE EORVM OMNIVM. Spon., p. 235. — Uxor, Gori, 231. Die vicarii sind die Sklaven eines Sklaven.

2) Mercis appellatione homines non contineri. 207, Dig., de verbar. signific. (L, 16).

3) Propter dignitatem hominum, 44, pr. Dig. de aedilit. edicto (XXI, 1).

lanten an sich brachten, aufzogen, scharenweise fortführten, elende Geschöpfe, die dem Tode entrissen wurden, um sie der Prostitution und der Knechtschaft zuzuführen. Aber schon verringerten die Schwächung der väterlichen Gewalt und das System von Verpflegungsanstalten, das Trajanus zur Ausübung gebracht hatte, und das seine Nachfolger nachahmten, diesen schimpflichen Handel. Ferner, wenn diese in Sklaverei geführten Findelkinder ihren Ursprung kennen lernten, dann konnten sie selbst gegen ihre Pflegeväter ihre Rechte als freie Menschen, als Freigeborne, ja nöthiges Falles als römische Bürger beanspruchen.[1] Endlich erforderte der Zögling des Sklaven, um einen Handel mit ihm zu treiben, wie man sich nicht geschämt hat, in den Vereinigten Staaten ihn zu treiben, große Kosten, eine lange und misliche Abwartung. Der Sklave war also eine ziemlich seltene Ware geworden, so daß man schonend mit ihr umgieng.

Aber hier war noch etwas Anderes, wie die egoistische Berechnung. Was haben in den modernen Zeiten die Sklavenländer, als man ihnen den Handel untersagte, gethan? Sie haben vielleicht etwas mehr Schonung gegen die Person des Sklaven beobachtet. Sie haben sich können angelegen sein lassen, und sie haben es mit einer schimpflichen Sorgfalt gethan, die dienende Rasse fortzupflanzen und zu veredeln, wie man in den Gestüten die Pferderasse fortpflanzt und veredelt. Aber sie haben sich zu gleicher Zeit wol gehütet, die Freilassungen zu begünstigen. Jeder Herr ist sparsamer mit Ertheilung der Freiheit an seine Diener verfahren; er hat seinem Sklaven viel schwerer ein Geschenk mit dem Sklaven selbst gemacht; das Geschenk war von jetzt an zu kostspielig. Und vor Allem hat jeder Sklavenverein sich selbst die Freilassungen strenger untersagt. Die Gesetzgebung gieng so weit, daß sie die Freilassung entweder ganz untersagte, oder derselben Hindernisse in den Weg legte, die das heidnische Recht des Alterthums (man muß es zu seiner Ehre aussprechen) nie gekannt hat.[2] Ganz anders verhielt es sich nun in Rom zur Zeit

1) Diese Findelkinder hießen *Θρεπτοί*, Pflegekinder. S. die Briefe des Plinius und des Trajanus, X, 71, 72, 77, 78.

2) Nach dem Gesetzbuche von Louisiana (1825) und den nachfolgenden Gesetzen (1827, 1842, 1852) wurden die Freilassungen immer schwieriger. Zunächst konnte kein Sklave vor dreißig Jahren die Freiheit erhalten; der Herr, der ihn freiließ, legte sich die Verpflichtung auf, für die Bedürfnisse des Freigelassenen zu sorgen; demnächst wurde die Freilassung nur unter der

der Antonine. Der Zustand der Sklaven ist milder geworden, aber zu gleicher Zeit haben sich die Freilassungen vermehrt. Augustus hatte einige Schranken setzen wollen; die Jurisprudenz, die Edikte der Fürsten, seiner Nachfolger, die Sitten haben dazu beigetragen, sie zu beseitigen. Sagen wir vielmehr, daß seit der Zeit der römischen Republik der pekuniäre Werth des Sklaven gestiegen ist, und daß man deshalb ihm etwas mehr Schonung zukommen ließ. Aber es wird ihm als Menschen auch Schonung zu Theil; man schont ihn, weil man anfängt, ihn zu lieben. Wenngleich sein pekuniärer Werth gestiegen ist, so macht man ihm desungeachtet leichter wie früher ein Geschenk mit seiner eignen Person; wenngleich seine Freiheit einen größern Verlust repräsentiert, so gewährt man ihm dennoch leichter die Freiheit.

Und den Beweis davon, daß sich diese Freilassungen mehrten, liefert uns ein unbestreitbares und höchst überraschendes Faktum zu dieser Zeit, nemlich die Anzahl und die immer zunehmende Bedeutsamkeit der freigelassenen Bevölkerung. Man klagte darüber schon damals, als Augustus, um sie zu verringern, seine restriktiven Gesetze über die Freilassung gab. Man klagte noch darüber, selbst unter der Herrschaft dieser Gesetze, zur Zeit des Klaudius und Nero. Wer sieht nicht ein, daß, seitdem die Gesetze des Augustus durch eine den Freilassungen günstige Gesetzgebung ich will nicht sagen modifiziert, sondern vielmehr kompensiert worden sind, die Zahl der Freigelassenen noch hat steigen müssen? Mehr als je konnte man sagen, wie Tacitus: Sie nehmen Alles ein. Bestimmte Beschäftigungen, selbst gewisse Funktionen der Religion und des Staates fielen ihnen zu jeder Zeit zu; und diese behielten sie ferner bei.[1] Es gibt noch andere Ver-

---

Bedingung gestattet, daß der Sklave auf Kosten des Freilassenden, die Vereinigten Staaten verließ. In anderen Staaten konnte die Freilassung nur durch den Gesetzgeber autorisiert werden; anderswo Strafe gegen den Erben, der in Vollstreckung eines Testamentes einen Sklaven freigelassen hat. S. das treffliche Buch von Cochin: De l'abolition de l'esclavage.

1) So finden wir Freigelassene, die Grammatiker, Rhetoren, Architekten, Mediziner, Gehilfen des praefectus annonae, öffentliche Ausrufer, viatores (Staatsboten) Schreiber, Hebeammen, curiones, VII viri epulonum, XV viri a commentariis, Priester der Mutter der Götter, des Apollon, des Augustus, der Sonne, ꝛc. sind. Gruter, p. 307 u. fg., 621 u. fg., 953 u. fg. In dem Palaste des Fürsten waren sie Schreiber, Bibliothekare,

hältnisse, zu denen ihnen der Zutritt offen steht, ohne daß er den übrigen Bürgern verschlossen ist; in diesen übersteigt die Zahl der Freigelassenen bedeutend die der Freigebornen.[1] Endlich gibt es einige Pforten, die das Gesetz ihnen verschlossen hält; und selbst diese haben sie gewußt sich durch Betrug, oder durch die Allgewalt des Geldes, oder die Allgewallt des Fürsten zu öffnen. Sie verschaffen sich den goldenen Ring der römischen Ritter; ihre Söhne tragen die toga praetexta der Senatoren.[2] Wie anders ist es in den Staaten von Nordamerika, selbst in denen, die gegen die Sklavenhalterei sind, wo ein Mensch sich diskreditiert, wenn er seine Sklaven freiläßt, wo die freien Neger ganz legaler Weise halbtodt geschlagen werden, wenn sie sich einfallen lassen, bei den Wahlen mitzustimmen, an der Wirtstafel zu essen, oder nur in den Omnibus zu steigen! Es lag also im römischen Reiche nicht Alles an der mehr oder weniger großen Seltenheit dieser Ware, die man den Sklaven

---

Lehrer, griechische und lateinische Sekretäre, Archivare, Rechnungsführer, Aerzte, Chirurgen, Augenärzte, Intendanten, Requetenmeister, Archivare (a libellis, a commentariis), Zeremonienmeister (a cura amicorum), Kassierer, Wirthschafter (dispensatores) u. s. w. — Id. 590 u. fg. Die Inschriften können uns übrigens nur die Anspruchsloseren unter den Freigelassenen angeben. Diejenigen, die sich bis zum Senate oder zur Prätur emporschwangen, hüten sich wol, sich Freigelassene zu nennen.

1) S. die Inschrift, die die Namen der vici magistri (Quartiermeister) zu Rom unter Hadrianus im Jahre 136 enthält. — Von 275 in dieser Inschrift genannten Personen sind 39 Freigeborne, 20 Zweifelhafte, 216 Freigelassene. Gruter, 249—251.

2) S. den Unwillen des Juvenalis:

Sed libertinus prior est . . . . .
Cum pari Niliacae plebis, cum verna Canopi,
Crispinus . . . .
Ventilet aestivum digitis sudantibus aurum.

Sat. 1.

Vespasianus gewährt die Ritterwürde seinen Freigelassenen Hormus und Etruscus. (Tac. H., IV, 39; Stat. silv. III, 3, V, 143). Zuweilen gaben die Kaiser auch die Rechte und den Titel Freigebornen, Freigelassenen; so Menodorus unter Augustus.

Die Konzessionen des goldenen Ringes wurden zuletzt häufig und sind der Gegenstand mehrfacher von den Rechtsgelehrten aufgestellten Fragen. S. Dig. de Jure aureorum anuulorum (XI, 6). Hadrianus entscheidet, daß die Konzession des goldenen Ringes, die ungeschadet der Rechte des Patrons gemacht ist, nicht weniger die Ingenuität gewährt. Ges. 6, ib.

nannte. An der Aenderung, die vor sich gieng, konnten die Interessen ihren Antheil haben, aber auch die Ideen hatten ihren Antheil. Es war eine ökonomische Umwandlung, aber noch vielmehr eine moralische.

Nur zwei Punkte: zuvörderst — wer hatte diese Umwandlung angeregt?

Dann: — das Werk dieser Umwandlung, so wie es sich uns so eben gezeigt hat, ist unvollständig. Sie hat mit Schmerzen, die das Alterthum verachtete, Mitleiden gehabt, und sie ist diesen Schmerzen zu Hilfe gekommen. Das ist sehr schön, aber es ist nur eine oberflächliche That; man hat Erleichterung gebracht, aber nicht geheilt; man hat gegen das erste Prinzip der Sklaverei, die Verachtung des Menschen, etwas angekämpft, aber nicht gegen das zweite, die Verachtung der Arbeit. Man beschäftigte sich nicht mit der schmerzlichen, von uns angegebenen gegenseitigen Beziehung zwischen dem Zustande der servilen und dem der freien Arbeit, ja man bemerkte sie nicht einmal. Man begriff nicht, daß, wenn man die eine vermindert, man die andere begünstigen, wenn man den Sklaven etwas emanzipiert, man den Arbeiter bedeutend erheben mußte. Wurde diese zweite Arbeit, die nöthig war, um die erste zu vervollständigen, irgend wo begriffen, und war sie irgend wo auf dem Wege gethan zu werden?

Um auf diese zwei Punkte zu antworten, wollen wir uns auf ein anderes Gebiet begeben; nachdem wir die Vorgänge in der großen und herrschenden heidnischen Gesellschaft geschildert haben, wollen wir nun darstellen, was die kleine und zurückgezogene christliche Kirche that.

---

§ 3.

Einfluß des Christenthums auf die Sklaverei.

Wie verfuhr das Christenthum der Sklaverei gegenüber?

Es steht fest, daß das Christenthum durch eine förmliche Erklärung gegen das Recht des Herrn über den Sklaven nicht aufgetreten ist. Die christliche Kirche ist bis zur Peinlichkeit ehrerbietig überall, wo sie den Schatten eines erworbenen Rechts oder einer erträglichen sozialen Einrichtung findet. In der Familie hat sie, wie ich schon gesagt habe, die heidnische Ehe nicht entkräftet; so schwach und sündhaft sie war. In der politischen Ordnung hat sie die höchste Gewalt

der Cäsaren, die in vieler Hinsicht so scheußlich war, nicht angegriffen. Im sozialen Leben hat sie die Sklaverei bestehen lassen, die von Grund aus ungerecht ist, aber woraus die Zeit eine Art Recht gemacht hatte, worauf die Gesellschaften ruhten, und das nicht gefallen wäre, ohne daß Alles mit ihm fiel.

Nur das Christenthum hat einzig und allein für die Gesellschaft das gethan, was wir es schon für die Familie haben thun sehen. Ohne die heidnische Ehe und die heidnische Familie ungiltig zu machen, hat es neben ihnen ganz einfach in dem Schoße der Kirche unter seinen Gläubigen die christliche Ehe und die christliche Familie eingesetzt. Gleicherweise begründet es in dem Gemeinwesen, ohne gegen die Sklaverei den Krieg zu erklären, der ein Krieg gegen die Gesellschaft gewesen wäre, einfach mitten in diesem auf die Sklaverei gegründeten Gemeinwesen in seiner Kirche kleine Gemeinden ohne Sklaven, oder die der Sklaven entbehren können. Weder auf der einen, noch auf der andern Seite vernichtet es die alte, unbillige aber momentan nothwendige Ordnung; nur pflanzt es an einem Plätzchen den Keim einer neuen Ordnung, pflegt ihn, fördert ihn, gibt im Kleinen das Muster, nach dem die großen Gesellschaften sich einst bilden sollen. Eine Gesellschaft von funfzig oder sechzig Gläubigen in einem abgelegenen Theile einer heidnischen Stadt ist durch ihren Glauben, ihre Lehre, ihren Kultus und selbst auch durch ihre häuslichen und sozialen Institutionen wie eine Welt im Kleinen, die sich die künftige Welt zum Muster nehmen soll. Und wann der Sieg des Glaubens in den Herzen errungen ist, dann wird das Vorbild der christlichen Gesellschaft sich für die Völker ganz vorbereitet finden.

Betrachten wir die Sache etwas näher. Die christlichen Gesellschaften lassen, wie ich gesagt habe, die Sklaverei als ein Prinzip menschliches Rechtes zu; aber sie stellen daneben zwei Prinzipien des göttlichen Rechts. Und diese zwei Prinzipien sind den zwei Fundamentalideen von der Sklaverei, der Verachtung des Menschen und der Verachtung der Arbeit, ganz entgegengesetzt.

Das erste dieser beiden Prinzipien ist das der angebornen, wesentlichen, ursprünglichen Gleichheit aller Menschen vor Gott: „Hier ist kein Jude noch Grieche, hier ist kein Knecht noch Freier, hier ist kein Mann noch Weib; sondern ihr seid allzumal Einer in Christus

Jesus"[1] ... „Denn Einer ist Euer Vater, der himmlische;"[2] ihr habt Alle nur einen Vater, einen Herrn, einen Richter. Freie und Knechte sind vor Gott ebenbürtig; „sowol ihr als euer Herr ist im Himmel, und bei ihm ist kein Ansehn der Person; wer Unrecht thut, der wird empfangen, was er Unrecht gethan hat, und es gilt kein Ansehn der Person."[3]

In dem Schoße der Kirche verwirklicht sich diese Gleichheit unmittelbar. Das Christenthum läßt der Gemeinde der Menschen die Unterschiede und Abhängigkeitsverhältnisse, auf die sie gegründet ist; hier erhält sie dieselben aufrecht und achtet sie. Aber die Gemeinde Gottes, die Kirche, ist unabhängig von der Gemeinde der Menschen, und errichtet sich frei von allen, vielleicht nothwendigen Vorurtheilen, worauf die Gemeinde der Menschen sich stützt. In der Kirche, wie vor Gott gibt es weder einen Freien noch einen Knecht, weder einen Griechen noch einen Ausländer; der römische Ritter mit seinem goldenen Ringe und seiner weißen Toga verdrängt nicht den armen Arbeiter in der Tunika;[4] der gläubige Senator demütigt sich vor dem Sklaven, der Bischof wird; die christliche Hierarchie streitet nicht gegen die bürgerliche Hierarchie; aber sie ist von ihr unterschieden und getrennt. Dort beugen sich allesamt, Arme und Patrizier, Matronen und Sklavinnen, beten zusammen, geben sich gegenseitig den Friedenskuß, nennen sich Brüder, nennen sich Schwestern, und durch die hohe Würde, zu der sie berufen sind, derselben Glückseligkeit und derselben Herrlichkeit theilhaftig, empfangen sie allesamt mit ihren Händen und mit ihren Lippen den Leib und das Blut ihres Gottes.[5]

Als sie darauf so weit gekommen sind, daß sie in das profane Leben eintreten können, vereinigt sie die Agape. Man hat nicht genug ins Auge gefaßt, wie groß die Bedeutung und wie groß der Einfluß der Agape von dem Gesichtspunkte der christlichen Gleichheit aus hat sein müssen. Es ist nicht mehr ein religiöser Akt, es ist ein Akt des häuslichen Lebens. Es ist das Brudermal der griechischen Hetairie

---

1) Gal., III, 28. — Kol., III, 11. — S. auch 1 Kor., XII, 13.
2) Matth., XXIII, 9.
3) Ephes., VI, 8, 9. — Act., X, 34. — Rom., II, 11. — Gal., II, 6. — Col., II, 25. — 1 Petr., I, 17.
4) Jac., II, 1—3.
5) Omnes pari sorte nascimur, sagt ein Kirchenvater (Minutius Felix, 37).

und der römischen Brüderschaft. Nur vereinigte die hellenische Phratria und das römische sodalitium im Allgemeinen Personen desselben Standes.[1] Hier dagegen finden wir im Gegensatze zu den antiken Gebräuchen ein Brudermal von Freien und Sklaven, von Männern und Weibern, von Arbeitern und Senatoren. Der Herr sitzt dicht neben dem Sklaven, den er für hundert und zwanzig Mark auf dem Markte gekauft hat; ja noch mehr, neben dem, den er vor Kurzem freigelassen hat, ja sogar neben einem unglücklichen Handwerker, der nicht die Ehre hat, ihm anzugehören weder als Freigelassener, noch als Sklave. Die feierlichen Male schlossen die Frauen aus; dieses läßt nicht allein die Frauen zu, sondern, wie wir sagen würden, die Kammerfrauen und Nähterinnen. Für dieses Mal haben die Reichen das Brot gegeben, das die Armen essen, aber diese Gabe würde man nicht angenommen haben, wenn die Reichen es nicht in Gemeinschaft mit den Armen verzehrt, und wenn sie nicht mit dem Geschenke des Brotes das Geschenk ihrer Gegenwart verbunden hätten. Auch finden wir bei St. Paulus,[2] daß sich zuweilen Widerwille zeigt, daß beim Liebesmale ein Jeglicher sein Mal vorwegnehmen möchte, daß der Reiche gern seinen besondern Platz gehabt, um seinen Fasan zu verzehren, und dem Armen einen andern Platz und schwarzes Brot gelassen hätte. Aber das will Paulus nicht; er will das Gesetz der Gleichheit, Gemeinschaftlichkeit, Brüderlichkeit bei der Einrichtung des Liebesmales aufrecht erhalten wissen. Und alsdann konnte man von dem Liebesmale sagen, wie von einem sonst heiligen und ehrwürdigen Male: „Wir sind Alle Ein Leib; denn wir genießen Alle von dem Einen Brote.“[3]

Jetzt stellt die christliche Predigt neben dies Prinzip der Gleichheit ein anderes auf, nemlich das der Rehabilitation der Arbeit. Die Arbeit ist eine Strafe, allerdings; aber das Schimpfliche der Strafe ist, sie verdient zu haben, nicht sie zu erleiden. Wer dagegen gern, reuig, ergeben, großmütig die auferlegte Strafe annimmt, oder die verdiente Strafe sich auferlegt, der steht um so größer da. Er gleicht einem Fallit, der sich mit seinen Gläubigern abfindet und sich

1) Die Sklaven wurden nur bei den untersten Korporationen (in tenuioribus) und mit Zustimmung ihrer Herrn zugelassen. D., 3, § 2, de Colleg. (XLVII, 22).

2) 1. Kor., XI, 20, 22.

3) 1. Kor., X, 17.

in dem Maße, wie er sich abfindet, rehabilitiert. Wenn Unterschiede zwischen Schimpf und Ehre zu machen wären, so würde die Ehre auf Seiten dessen sein, der gutwillig seine Schuld bezahlt, aber nicht auf Seiten dessen, der sie ungern bezahlt; auf Seiten dessen, der sich die Arbeit auferlegt, nicht dessen, der sie vermeidet.

Und überdies welch göttliches Beispiel erhebt und adelt die Arbeit! Ein Mensch gewordener Gott, der Alles für die Menschheit auf sich nimmt, Leiden, Schmach, Tod, hat ebenfalls die Arbeit auf sich genommen, er ist, um die Welt zu retten, aus der Werkstatt eines Zimmermannes hervorgetreten. Er ist Hirten auf dem Felde angekündigt, ehe er Königen angekündigt wurde; er hat zu seinen Gesandten Schiffer und Fischer gehabt; der Zeltweber Paulus hat seinen Arbeitgenossen, dem Aquila und der Priscilla, dem Sklaven Onesimos und der Färberin Lydia sein Gesetz gepredigt; Paulus hat zu den ersten Gläubigen sagen können: „Es sind unter euch nicht viel Weise nach dem Fleische, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle.“[1] Wer möchte die Arbeit unter dem Gesetze eines Gottes, der aus der Werkstatt hervorgieng, verachten? — „Mögen diejenigen, die von einer mechanischen Kunst leben,“ sagt Bossuet, dem die demokratischen Neigungen nicht gefehlt haben, „sich trösten und sich freuen; Jesus Christus gehört ihnen an.“[2]

Die Predigt der Arbeit ist also ein Hauptpunkt der christlichen Predigt. Allerdings sträubt sich das Vorurtheil dagegen, der Stolz des Müßiggangs hat Mühe sich zu beugen; man verläßt gern die Werkstatt für ein herumschweifendes Leben und für eine fruchtlose Bewegung. Aber die Apostel sind stets für die Arbeit: „Der Stehler stehle nicht mehr, sagt Paulus; vielmehr gebe er sich Mühe, mit den Händen das Gute zu schaffen, auf daß er habe, dem Dürftigen mitzutheilen.“[3] Und wie Paulus spricht Barnabas: „Jeder arbeite mit seinen Händen zur Büßung seiner Sünden.“[4] Ignatius: „Keiner unter euch sei müßig.“[5] Die Apostel gehen mit einem guten Bei-

---

1) 1. Kor., I, 26.

2) Elévations sur les mystères, XX, 8.

3) Ephes., IV, 28.

4) Ep. 19.

5) Ad Tarsenses, 7. Ebenso die Constit. apost., II, 65. „Arbeitet ohne Unterlaß, der Schandfleck eines Müßigen ist unauslöschbar.... Gott haßt den Müßiggänger.“

spiele voran. Paulus arbeitet auf seinen apostolischen Reisen Tag und Nacht in seinem Handwerke; seine apostolischen Genossen thun dasselbe; sie wollen zunächst nicht den Gläubigen eine Last auferlegen, die doch ganz rechtmäßig wäre; sondern sie wollen auch, ihren Brüdern ein Beispiel zur Nachahmung geben.[1]

Die Folgen dieses doppelten Prinzipes sind leicht zu erkennen, und sie haben sich sofort in den christlichen Gemeinden zeigen müssen. In Folge des Prinzipes der Gleichheit hat die Sklaverei gemildert werden müssen. Die Verhältnisse des Herrn zu dem Diener sind nicht mehr dieselben gewesen. Wenn man diesen noch immer in der Abhängigkeit erhalten hat, so hat man jenen gelehrt, Härte und Drohung nicht anzuwenden, „weil sie beide einen gemeinsamen Herrn im Himmel haben.“ [2] Diese Milderung der gegenseitigen Beziehungen ist für beide ein Gewinn gewesen. Die christliche Lehre, die die Herrschaft des Herrn veredelte, hat auch den Gehorsam des Sklaven veredelt. Er gehorchte nicht mehr gezwungen, weil er nicht anders durfte, oder aus Furcht, sondern freiwillig, aus Ehrfurcht, aus Liebe; er gehorchte, nicht aus Menschenfurcht und nur vor den Augen,[3] sondern in der Furcht Gottes und in seiner Herzenseinfalt; er diente gutwillig, nicht als ob er einem Menschen; sondern als ob er Gott selbst diente. So diente er nicht allein dem gläubigen Herrn, sondern dem götzendienerischen Herrn; nicht allein dem wolwollenden und gerechten, sondern dem ungerechten und harten Herrn; auf daß nicht durch die Ungehorsamkeit eines christlichen Sklaven von dem Ungläubigen der Name Gottes und die Lehre gelästert werde;[4] weil er seine Belohnung

---

1) Act., XVIII, 3; XX, 34, 35. — 1. Kor., IV, 12; IX, 4, 15. — 1. Thess., II, 9. S. auch Const. Apost., 26. Paulus fertigte lederne Zelte für die Soldaten und Matrosen an. Orig., Hom. XVII. — Chrysost., in Rom., hom. II; in Matth. XXXIII, 1; LVI, 2; in Act. Apost., VII, 3; ad populum Antioch., 19; in 2. Thess., V, 4.

2) Eph., VI, 9. — Kol., III, 4.

3) Ὀφθαλμοδουλεία. S. Koloss., III, 22, 25. — Ephes., VI, 58. — 1. Tim., VI, 1, 2. — 1. Petr. II, 18. 19.

4) „Man fragt den Katechumenen, ob er ein Sklave oder ein Freier ist. Wenn er Sklave eines Christen ist, so fordert man ein Zeugnis von seinem Herrn, und wenn sein Herr kein gutes Zeugnis von ihm gibt, so schließt man ihn von der Taufe aus, bis daß sein Herr mit ihm zufrieden ist. ... Ist der Katechumene der Diener eines Heiden, so lehre man ihn,

nicht von diesem unbilligen und fehlbaren, sondern von dem unfehlbaren und gerechten Gott erhielt, weil er es für eine Gnade ansah, Gott gegenüber Trübsal und Unrecht zu erleiden. Der christliche Sklave diente seinem Herrn und ehrte und liebte ihn Gottes wegen; der christliche Herr schützte, tröstete, verzieh Gottes wegen; der heidnische Herr selbst, durch diese Treue, die er nicht verdiente, gewonnen, wurde durch Sanftmut seines Sklaven sanftmütiger.

So verbesserten sich, immer in dem kleinen Kreise, worin das Chistenthum noch thätig war, die verschiedenen Verhältnisse von Befehlen und Gehorchen. Der Sklave des Hauses war weniger Launen ausgesetzt. Der arbeitende Sklave trug eine weniger schwere Bürde. Der Sklave als der Genosse eines freien Arbeiters trat mehr als je mit seinem armen und wie er arbeitsamen Herrn in ein Verhältnis der Gleichheit; es war nicht mehr eine Assoziation von Herr und Sklave, sondern vielmehr eine Assoziation von einem ältern und jüngern Bruder. Die gemeinsame Werkstätte selbst war nicht mehr ein Bagno, wie sie uns Aquilejus schildert. Waren die Peitsche, die Ketten, die Tortur möglich, wenn der Herr ein Christ war und morgen sich an dem Tische des Herrn und bei dem Liebesmale neben sein Opfer von heut setzen mußte? Konnte die übermäßige Arbeit noch anbefohlen werden, da das Gesetz der Kirche jedem menschlichen Wesen und selbst dem Hausthiere die Ruhe an dem Tage des Herrn, das heißt von sieben Tagen einen Tag der Freiheit gebot? da es, noch weiter gehend und aus Barmherzigkeit die jüdischen Gebräuche befolgend, für den Sklaven die Ruhe am Sabbath, der übrigens für jeden, der nicht von Geburt Jude war, nicht mehr bestand, aufrecht erhielt und ihm dadurch von sieben Tagen zwei freie Tage zusicherte? ohne der Charwoche, der Festtage, der Tage der heiligen Märtyrer zu gedenken.[1] Die damaligen Armen fanden nicht, daß die Feste der Kirche zu zahlreich wären.

---

seinen Herrn zufrieden zu stellen, damit man von dem Evangelium nicht schlecht spreche." Const. Apost., VIII, 32.

1) Constit. Apostol. VIII, 33. Außer dem Sonnabend und dem Sonntag hatte der Sklave die Charwoche und die Osterwoche, an dem Himmelfahrtstage (ἀναλήψις), Weihnachten (τῶν γενεθλίων), Epiphanias, den Tagen der Apostel, des heiligen Stephanos und der andern Märtyrer Ruhe.

Eine zweite Folge von dem Prinzipe der Gleichheit ist, daß der Sklave moralisch sich hob. Die körperliche Erleichterung würde unbedeutend sein, wenn der moralische Mensch gedrückt bliebe. Aber so konnte es nicht sein. Das Evangelium stellte für die Sklaven eine moralische Würde hin, von der die Kette, die er trug, nichts nehmen konnte. Was bedeuten die Worte Sklave, Freier, Freigelassener? Derjenige, den das Christenthum als einen Freien vorfand, wurde durch die Taufe der Knecht Christi; derjenige, den das Christenthum als Knecht vorfand, wurde durch die Taufe ein Freigelassener Christi.[1] Und dann, wie sollte nicht gleich von vorn herein das scheußliche Gesetz des Staates, das den Sklaven zur Schande und zur Sittenlosigkeit verdammte, in den christlichen Kirchen als nicht vorhanden sich gezeigt haben? Es war nicht nöthig, daß ein apostolischer Mund die Aufhebung desselben aussprach; es fiel von selbst an dem Tage, wo ein Sklave Christ wurde. Ein Sklave konnte Katechumene, Christ, vielleicht sogar Priester und Bischof sein, um wie viel mehr Gatte und Familienvater. Mag ihn das bürgerliche Gesetz seinem Herrn gegenüber für seine Zeit, seine Arbeit, sein Eigenthum verantwortlich machen; für seine Rechte und Pflichten als Gatte, Vater, Sohn, Bruder ist er nur Gott verantwortlich. Die Kirche hat sofort als ihr Terrain die Ehe und die Familie, die von Gott eingesetzt sind, wieder in Besitz genommen. Sie hat dem Kaiser genommen, was der Kaiser usurpiert hatte, und sie hat Gott wieder gegeben, was Gottes ist.

Der christliche Sklave hat sich also verheiratet. Mag die heidnische Gemeinde über seine Ehe urtheilen, wie sie will; in den Augen der christlichen Gemeinde hat er sich nach natürlichem und göttlichem Rechte ebenso frei und ebenso rechtmäßig verheiratet, wie der Freie. Der Sklave hat sich mit seiner Genossin in der Sklaverei verbunden; er hat sich mit einer Freigelassenen verbunden; der Sklave hat diejenige geheiratet, der er dienstbar war, der Freigelassene ist der Gatte seiner Herrin geworden; die Freigelassene hat sogar einen Senator

1) 1. Cor., VII, 22. Es ist bemerkenswerth, daß die Bezeichnungen Knecht und Freigelassener, die in den heidnischen Grabschriften so häufig sich finden, niemals oder fast niemals in den christlichen Inschriften vorkommen. Die Kirche hob diese Unterschiede auf. Man findet nur die Bezeichnung alumnus, die man Findelkindern gab, die in den Besitz dessen, der sie aufgenommen und erzogen hatte, kamen.

geheiratet. Was sind dem Evangelium diese Unterschiede, die nicht von Gott gemacht sind, die die Hierarchie der christlichen Kirche nicht zuläßt, die das Gesetz der christlichen Familie nicht mehr zulassen kann? Diese ungleichen Ehen sind nicht allein häufig, sondern in der Kirche nothwendig gewesen. Der Sklavenstand, in dem die Frauen weit weniger stark vertreten waren, wie die Männer, gab der Kirche mehr Mitglieder; dagegen gab die Klasse der Freien und Reichen, wo der männliche Stolz hartnäckiger gegen die Lockung der christlichen Propaganda sich wehrte, der Kirche mehr Frauen; sie führte ihm besonders eine große Anzahl von Frauen ohne Männer zu; denn der heidnische Egoismus und der Geschmack an dem Zölibate vervielfältigte in den höhern Ständen der Gesellschaft die Anzahl dieser Verlassenen.[1] Ein Christ mußte also sehr oft entweder im Zölibate leben, was die Kirche Einigen anrieth, aber nicht Allen anbefahl, oder eine heidnische Ehe eingehen, wovon die Kirche, ohne es durchaus zu verbieten, aus allen Kräften abrieth;[2] oder endlich sich außer seinem legalen Stande verheiraten. Vergessen wir nicht, daß außer diesem Stande die Parität der Sitten, der Ansichten, der Erziehung, der Abstammung, zuweilen selbst des Vermögens leicht sich finden konnte.

Die Kirche fürchtete also nicht, solche Verbindungen zu begünstigen und, es ist eine wunderbare Ansicht in dem Häresiarchen des dritten Jahrhunderts,[3] daß er dem Pabste Kalixtus Schuld gibt, sie

---

1) Tertullianus macht gewissen christlichen Frauen den Vorwurf, daß sie die Hand eines Gläubigen aus einer untern Klasse zurückweisen, während die heidnischen Frauen, entweder aus Liebe zur Ungebundenheit, oder aus Geschmack an Unabhängigkeit, sich häufig mit Sklaven verbinden. (Ad Uxorem., II, 8).

2) S. 2. Kor., VI, 14. — Tertull., ad Uxor., II, 3, 5, de Corona, 13. Cyprian., de Lapsis erblickt in der Häufigkeit der heidnischen Ehen eine von den Ursachen, die die Verfolgung veranlaßt haben. Das Konzil zu Elvira (im 4ten Jahrh. can. 15) untersagt förmlich, daß Heiden christliche Jungfraun heiraten, da es geschähe propter copiam puellarum.

3) Philosophumena. S. Döllinger (Hippolytus und Callistus). Er rechtfertigt auf eine klare und schlagende Weise in dieser Hinsicht den Kalixtus. Ich habe aus ihm die Bemerkungen über die Nothwendigkeit der Ehen zwischen Freien und Sklaven in der Kirche entlehnt. Jedoch scheinen zwei Stellen der constit. apost. diesem Beschlusse zu widersprechen und würden dann zugeben, daß gewisse Kirchen die Ehe des Sklaven für unmöglich erachtet hätten: „der christliche

begünstigt zu haben. Hierin thaten Kalixtus und die ganze Kirche nichts weiter, als die offenbarsten Grundsätze des Christenthums anzuwenden, die sichersten Rechte der Menschheit zu achten, die Aufrechterhaltung der Sitte zu sichern, christliche Familien zu gründen, für die Zukunft die Kinder der Kirche und die Kinder der Freiheit zu vermehren.

Diese Rehabilitation des Sklaven im Schoße der christlichen Kirche ist eine so vollständige gewesen, daß man eine Uebertreibung hat befürchten können. Der christliche Sklave eines christlichen Herrn, der von diesem als Bruder behandelt wurde, und der durch ein Kirchenamt sein Oberer hat werden können, dieser Sklave konnte sich zuweilen vergessen. Daher die apostolischen Worte, die diese sonst überall so herabgesetzte Klasse von Menschen vor den Gefahren der Sichüberhebung bewahren: „Die Knechte, sagt Paulus, die gläubige Herren haben, sollen dieselben darum nicht verachten, weil sie Brüder sind, sondern um so mehr dienstbar sein, weil es Gläubige und Geliebte sind, die der Wolthat theilhaftig werden.“ [1] Und auf gleiche Weise Ignatius: „Der Sklave und die Sklavin mögen nicht stolz werden, sondern sie mögen mit größerm Eifer für den Ruhm Gottes dienen, und um von Gott eine höhere Freiheit zu erhalten.“ [2] So groß war der Fortschritt, daß die Sklaven nöthig hatten, Lehren der Bescheidenheit zu erhalten.

Endlich, als letzte Folge des von der Kirche aufgestellten Grundsatzes, die Sklaverei begann abzunehmen. Ich zweifle allerdings sehr,

---

Sklave und die christliche Sklavin, die in einem ungeregelten Zustande mit einander leben, sollen sich trennen oder aus der Kirche ausgestoßen werden.“ (*Πιστὸς ἢ πιστὴ δοῦλοι. συναφθέντες, ἢ ἀφιστασθῶσαν, ἢ ἀποβαλλεσθῶσαν*), Const. Apost., III, 34. Und diese Stelle: „Der Christ, der eine Konkubine (*παλλακή*) hat, soll, wenn sie eine Sklavin ist, sich von ihr trennen, und sich legitim verheiraten *νόμῳ γαμείτω*; wenn sie eine Freie ist, sie heiraten (VIII, 32). Aber in demselben Kapitel ist eine ganz andere Bestimmung: „Wenn der Sklave, (der sich taufen lassen will) einen christlichen Herrn hat, und wenn dieser Herr, der weiß, daß sein Sklave in einem ungeregelten Verhältnis lebt, ihm nicht eine Frau gibt, ebenso wenn er der Sklavin nicht einen Mann gibt, so soll er exkommuniziert werden.“ Etwas weiter oben nöthigt man den Sklaven, eine legitime Ehe einzugehen (*γαμεῖν νόμῳ*).

1) 1. Tim., VI, 2.

2) ad Polyc., 4.

daß man diese Abnahme vorhergesehen habe; ich zweifle, daß irgend ein Christ dieser Zeit, Apostel, Bischof oder Kirchenvater an die zukünftige Aufhebung der Sklaverei durch allmähliche Freilassungen gedacht hat; sondern die Macht der Verhältnisse mußte es herbeiführen. Der Sklave konnte so nicht gehoben, zur Taufe, zum Liebesmale, zum Gebete, zum Tische des Herrn, zur Ehe, zur Vaterschaft, zur Priesterschaft, zum Episkopat, kurz zum vollständigsten Bürgerrecht in der Gemeinde Christi zugelassen werden, ohne daß sehr häufig, selbst in dem bürgerlichen Gemeinwesen, die Freilassung daraus folgte. Der Sklave Onesimos läuft seinem Herrn davon und kommt nach Rom, er sucht hier den Paulus; er wird von den Worten des Apostels tief ergriffen; er wird für ihn nicht allein ein treuer Schüler, sondern ein eifriger Mitarbeiter und einer von denen, die ihn während seiner Gefangenschaft vertreten; nach der Tradition der Griechen wird er bald ein Bischof. Indessen hat er als Sklave die Pflicht, nach Kolossai zurückzukehren, um Verzeihung zu bitten und den Dienst seines Herrn Philemon wieder aufzunehmen. Glücklicher Weise ist Philemon Christ, und Paulus spricht zu ihm im Namen des flüchtigen Sklaven: „Paulus, ein Gefangener Christi Jesu, und Timotheus, der Bruder, an Philemon, den Geliebten und unsern Mitarbeiter, und Appia, die Schwester, und Archippos, unsern Mitstreiter, und an die Gemeinde in deinem Hause.... Ich ermahne dich wegen meines Kindes, das ich gezeuget (bekehret) habe in meinen Banden, des Onesimos, welcher dir einst unnütz war, nun aber dir und mir sehr nützlich ist. Den habe ich dir zurückgesandt, ihn, das ist mein Herz. Ich wollte ihn bei mir behalten, daß er mir an deiner Statt dienete in den Banden des Evangeliums. Aber ohne deine Meinung wollte ich nichts thun, auf daß dein Gutes nicht gleichsam zwangsweise, sondern freiwillig wäre. Denn vielleicht wurde er darum eine Zeit lang von dir getrennt, damit du ihn auf ewig wieder hättest; nicht mehr als Knecht, sondern mehr denn Knecht, als geliebten Bruder, sonderlich mir, um so mehr aber dir, sowol im Fleische als im Herrn. Wenn du nun mich für deinen Genossen hältst, so nimm ihn auf, wie mich. Hat er dir aber Schaden gethan, oder ist er dir etwas schuldig, so rechne das mir an. Ich, Paulus, habe es geschrieben mit meiner Hand, ich will bezahlen. Um dir nicht zu sagen, daß du auch dich selbst mir schuldig bist. Ja, Bruder, ich selbst möchte von dir Nutzen haben in dem Herrn. Erquicke mein Herz

in Christus. Im Vertrauen auf deinen Gehorsam habe ich dir geschrieben, und weiß, du wirst noch mehr thun, als ich sage." [1] Solche Situationen, solche Sprache, ein ähnlicher Erfolg haben in den Kirchen dieses Jahrhunderts häufig sein müssen. Mehr als ein Onesimos, begünstigt von einem Paulus, hat einen Philemon oder eine Appia um die Gnade gebeten, frei zu sein für den Dienst Gottes, und hat die bürgerliche Freiheit von denen erhalten, denen er den Segen des Bischofs ertheilte. [2]

Ein anderes Motiv, das zur Freilassung nöthigt, ist die Gefahr der Knechtschaft für die Seelen. Die Knechtschaft unter einem götzendienerischen Herrn ist für den Sklaven voller Gefahr. Die Knechtschaft, selbst wenn der Herr ein Christ ist, ist für den Herrn voller Gefahr. Die Kirche gebietet also oder räth an meistentheils Alles, was die Zahl der Sklaven verringern kann; dem Seeräuber, der ein Handwerk daraus machte, freie Menschen zu rauben, gebietet sie, diese schimpfliche Räuberei aufzugeben, wenn er ein Christ sein will; dem Sklavenhändler, einen Handel einzustellen, den die Heiden selbst für ehrlos erklären; dem Soldaten räth sie Erbarmen gegen den besiegten Feind, dem er nicht allein den Tod, sondern die Knechtschaft ersparen soll; dem freien Manne endlich die Bewahrung seiner Freiheit. [3] Und

---

1) Philem., 1, 2, 10—22.

2) Wir wollen nicht, daß ein Sklave ohne seines Herrn Erlaubnis in den Stand der Geistlichkeit trete ... denn so bringt man Unzufriedenheit in die Häuser. Aber wenn ein Sklave würdig zu sein scheint in die Geistlichkeit aufgenommen zu werden, wie unser Onesimos, dann geschehe es nicht ohne daß der Herr eingewilligt, ihn frei gelassen und von sich entlassen hat." Canon. Apost., 81.

3) Bist du als Knecht berufen, laß es dich nicht kümmern, sondern, wenn du auch frei werden kannst, benutze es vielmehr. 1. Kor., VII, 21. Ich muß hier bemerken, daß die letzten Worte (*μᾶλλον χρῆσαι*) von vielen Auslegern in einem ganz entgegengesetzten Sinne aufgefaßt sind, benutze es, das Knecht sein statt das frei sein. Der grammatische Sinn läßt die Frage unentschieden. Sie kann nur durch den Zusammenhang gelöst werden, und in dieser Hinsicht scheint mir v. 23 und der höhere Grundsatz, den er aufstellt: Ihr seid um einen **theuern** Preis erkauft, entscheidend zu sei. Es ist, sagt Döllinger (Christenthum und die Kirche, III, § 131) eine der schwierigsten Stellen des Neuen Testamentes. [Bunsen (Vollst. Bibelwerk IV, I, S. 411) sagt: benutze es vielmehr, als Knecht berufen worden zu sein, indem du als Nachfolger dessen, der Knechtsgestalt annahm (Phil. 2, 7), dem Herrn nachwandelst und auch deine eigne Knechtsgestalt, die ihn dich zu beru-

endlich, diese Verbindungen, die die Kirche zwischen einer Freien und einem Sklaven segnet, geben Kindern das Dasein, die nach dem bürgerlichen Gesetze selbst, in den Stand ihrer Mutter treten und dadurch die freie Bevölkerung vermehren, die Zahl der Sklaven verringern. Im Ganzen hat die getaufte Seele eine Würde erworben, die sie allerdings nicht hindert, das Joch der Knechtschaft auf sich zu nehmen, aber die doch bewirkt, daß die Kirche duldet, sie in sich zu sehen. „Ihr seid um einen theuern Preis erkauft; werdet nicht der Menschen Knechte.“ [1] Das sagt Paulus zu den Freien, um sie zu hindern, ihre Freiheit zu veräußern; aber hat nicht auch der Sklave so zu sich sprechen können, um sich anzustacheln, zur Freiheit zu gelangen?

Also in jedem der kleinen Kreise, die die christlichen Gemeinschaften bilden, mildert sich das Los der Sklaven, ihre Schande wird getilgt, ihre Anzahl verringert sich. Aber man rührt ein Gesetz der Sklaverei nicht an, ohne viele Schwierigkeiten hervorzurufen. Diese Sklaven sind emanzipiert, das ist schön; aber wovon leben nun die diese Emanzipierten, die ihre Herrn früher ernährt?

Das war ein äußerst schwieriger Punkt. Beim ersten Anblick mußte das Christenthum sehr viele Arme hervorbringen. Es emanzipierte nicht allein Sklaven, sondern es nahm einer Menge freier Menschen das wol oder übel verdiente Brot, von dem sie lebten. Alle diese Zwischenstände zwischen dem Kapitalisten und dem Arbeiter, die ich so eben angeführt habe, und die weder der Stand der Reichen, noch der Kaufleute, noch der Industriellen sind; diese in dem Leben des Alterthums verhältnismäßig zahlreicheren als bei uns einträglichen unnützen Dinge waren fast alle, und wären es auch nur als unnütze Dinge, für einen Christen unmöglich. Ich werde Gelegenheit haben zu zeigen, wie die einen, die mit dem heidnischen Kultus und dem Theater zusammenhiengen, ihrer Natur nach mit dem christlichen Gewissen unvereinbar waren; wie andere, die mit den Staatsdiensten verbunden waren, fast immer durch die speziellen Pflichten von

---

sen nicht abgehalten hat, nicht verachtest. Der Apostel hat wol Sklaven in christlichen Häusern vor Augen, denen die Denkungsart ihrer gläubigen Herrn die Aussicht auf Freilassung eröffnete. Sie sollen aber darauf keinesweges hin arbeiten, sondern daran sich erinnern, daß in Christus der freie Knecht und der Knecht frei ist. Doehler.]

1) 1. Kor., VII, 23.

Idolatrie oder Unmenschlichkeit, die sie auferlegten, von Heidenthum erfüllt waren; wie schwierig, wenn nicht unthunlich für einen Christen die meisten freien Gewerbe waren. Die Kirche hatte also um sich nicht allein diejenigen, die dem Sklaventhum entronnen, sondern auch diejenigen, die dem Tempel, dem Zirkus und Theater, dem Forum, den Basiliken, allen Werkstätten der Tyrannei und des römischen Fiskalwesens, selbst der Räuberei, dem Diebstahle, der Prostitution entronnen waren; sie hatte sie um sich bürgerlich gleichgestellt, freigelassen, aufgerichtet, getauft, geehrt, von Neuem geboren, aber Hunger leidend. Sie, die Mutter so vieler Kinder, mußte denen, denen sie die geistige Speise gegeben hatte, um so mehr die leibliche Speise zusichern.

Dazu nun diente das von der Kirche aufgestellte zweite Prinzip, die Rehabilitation der Arbeit. Denn für diese ganze Menge von Neophiten gab es nur ein weltliches Hilfsmittel, die Arbeit der Hände. Die christlichen Gemeinden waren und konnten, weltlich ausgedrückt, nur Gesellschaften von Arbeitern sein. Gott behüte uns, daß wir in den christlichen Gemeinden nur solche Werkstätten erblicken, wie sie die traurigen Utopisten unsers Jahrhunderts geträumt haben! Wahrlich, sie lebten in einer höhern Sphäre und sie ehrten anders die Freiheit ihrer Mitglieder. Aber im Allgemeinen war die Arbeit das Leben der meisten Christen. Wenn die Versammlung nach Beendigung des Liebesmales sich trennte, nahm Jeder seine gewohnte Lebensweise wieder auf, weit von einander geschieden und einander fremder als sie wol wünschten. Aber man trennte sich mit neuem Mute und mit einer neuen Entschließung für die Arbeit, die gegen die Verführungen des Heidenthums schützte. Erkaltete zum Unglück wirklich bei dem Christen der Eifer für die Arbeit, welche Versuchungen waren es für ihn! Es regte sich nicht allein seine Faulheit, sondern sein Stolz. Er hatte lange Zeit hindurch seine Ehre in den Müßiggang gesetzt, und dieses Ehrgefühl konnte zu Zeiten erwachen; der Freie konnte sich schämen ein Handwerker, das heißt ein halber Sklave zu sein. Das heidnische Leben, woran die Erinnerung noch so nahe lag, sein unsauberer Gewinn, der leichte Erwerb des Tempels und des Theaters, die bezahlte Liederlichkeit; das Verlassen der Familie, das Abtreiben der Leibesfrucht, das Aussetzen der Neugeborenen, der Kindermord, der Sklavenhandel; alle diese Schändlichkeiten, die das Heidenthum duldete, ja ehrte; oft selbst diejenigen, die das bürgerliche Gesetz

gebot, Diebstahl, Raub, Mord; alle diese kaum abgelegten Gewohnheiten standen an der Pforte und begehrten den Eintritt, um die zu ermüdende Säge und den zu schweren Hammer zu verdrängen; „Denn wir hören, sagt Paulus, daß Etliche unter euch unordentlich wandeln und arbeiten nichts, sondern treiben unnütze Dinge. Solchen aber gebieten wir und ermahnen sie bei dem Herrn Jesus Christus, daß sie mit stillem Wesen arbeiten und ihr eigenes Brot essen." [1] Das ist es, weshalb diese Ermahnungen gegen den Müßiggang so oft wiederholt werden. Darum arbeiteten, nach dem Beispiele des Paulus, der Geistliche, der Bischof selbst mit ihren Händen. Das Gebet war die Erholung von der Arbeit, und die Frucht ihrer Arbeit diente, wenn sie zu ihrem Leben nicht nöthig war, zur Ernährung der Armen. Von allen den schimpflichen Handlungen des Heidenthums, die ich eben erwähnte, waren die Gläubigen durch Christus befreit worden, aber die Arbeit war das zeitliche Werkzeug ihrer Befreiung gewesen.

Um die Einrichtung der christlichen Gesellschaft recht zu begreifen, ist es nöthig, zu erklären, daß die Arbeit bei dem Christen eine Macht hatte, die sie bei dem Heiden nicht haben konnte. Der Eine war durch die Ausschweifung entnervt, der Andere war durch das Fasten geläutert und durch die Enthaltsamkeit gekräftigt. Der Eine war der Verachtung, die in der heidnischen Gesellschaft auf der Handarbeit lastete, ausgesetzt; er verrichtete beschämt heimlich und erröthend über seine Lossagung die Sklavenarbeit, wozu ihn seine Armut verdammte; der Andere fühlte sich wol zur Arbeit, wie zu einer Strafe verdammt, aber verdammt mit dem ganzen Menschengeschlecht, und er fühlte, daß derjenige, der mutig, demütig, freudig dieser Nothwendigkeit sich unterzog, Ehre, nicht Schande davon hatte; Bischöfe, Heilige, Märtyrer, Apostel,[2] ein Gott waren seine Kameraden und Vorgänger in der Werkstatt gewesen. Der Eine stand in Folge dieser Verachtung, die auf ihm lastete, isoliert da, fand nirgens Hilfe, Trost, Rath, Geldvorschuß; der Andere, im Schoße der Kirche frei von diesem geringschätzenden Vorurtheile, und dem die Kirche Reiche, Gelehrte, Senatoren zu Tischgenossen, zu Freunden, zu Brüdern gab,

---

1) 2. Theff. III, 11. 12.

2) Const. Apost., 11, 67: „Wir selbst, sagen die Apostel, vernachlässigen nicht die niederen Beschäftigungen. Einige von uns sind Fischer, Andere Zeltmacher, noch Andere Werkleute; wir sind nie müßig."

konnte bei der freundschaftlichen Annäherung an den Liebesmalen sich mit ihnen über die Bedürfnisse nach Arbeit und über die Entbehrungen seiner Familie unterhalten, Rath von ihrer Einsicht einholen, durch ihre Freundschaft ermutigt, ja selbst durch sie mit Geld unterstützt werden. „Weise nicht ab denjenigen, der dir abborgen will,“ hatte das Evangelium gesagt.[1] Konnte man dem Bruder, der mit Jemandem aus dem Becher der Agape so eben getrunken hatte, und dem man bei den heiligen Mysterien den Friedenskuß gegeben hatte, ein Darlehn von einigen Sesterzen abschlagen, um ein zerbrochenes Werkzeug wieder in Stand setzen zu lassen und das erste Material zu seiner Arbeit zu kaufen? und man schlug es ihm um so weniger ab, wenn es nicht gefordert war. Das Kapital und die Industrie, diese beiden Hauptfiguren der modernen politischen Oekonomie, die eine mit ihrer Toga, ihrem goldenen Ringe und ihren weißen Händen, die andere mit ihrer einfachen Tunica und mit ihren schwieligen Händen, umarmten sich, streckten bei dem Liebesmale die Hand nach derselben Schüssel aus und schlossen ein Bündnis, das das Alterthum nie gekannt hatte. Mit einem Worte, die moderne Industrie mit den tausend und fruchtbaren Kombinationen, durch die sie das Kapital und die Arbeit zu verbinden verstanden hat, lag ganz und gar im Keime in der christlichen Agape und in der christlichen Werkstatt.

Dazu kommt, daß die christliche Arbeit in einem immer größer werdenden Verhältnisse durch freie Hände verrichtet wurde, während die heidnische Arbeit in einem weit stärkeren Verhältnisse immer in den Händen der Sklaven war. Es mußte also die freie Arbeit, wenn sie einmal von den moralischen Fesseln, die auf ihr lasteten, befreit war, eine Fruchtbarkeit entwickeln, wie sie die servile Arbeit nicht hatte. In den Vereinigten Staaten, mo man auf die Sklaverei so großen Werth legte, schlug man das Tagewerk eines freien Arbeiters doch doppelt so hoch an, wie das eines Sklaven;[2] und ferner, während der freie Arbeiter funfzehn, zwanzig, fünfundzwanzig wirklich erträgliche Arbeitsjahre seines Lebens hat, hatte man im Alterthume

---

1) Matth., V, 42.

2) In Rußland hat die Landarbeit der emanzipierten Leibeignen in gewissen Fällen das Dreifache von dem eingebracht, was sie vor ihrer Emanzipation einbrachte.

die Ansicht, daß der Sklave nur sechs oder sieben Jahre mit wahrem Vortheile arbeiten könne. Auch war in Rom das der Zeitpunkt, wo der intelligente Herr den Sklaven freiließ und sich sein Peculium aneignete.[1] Alles dies erklärt, wie aus diesen freigelassenen Sklaven, von diesen freien Menschen, die von unerlaubten Gewerben sich abwandten, oder Gewerbe, die für einen Christen unmöglich waren, aus diesen Reichen, die aus Liebe zur Armut Handwerker wurden, das Christenthum Tausende von Arbeitern hat machen können, und wie diese Tausende von Arbeitern haben leben können; wie mit einem Worte das Christenthum, das nur geschaffen war, um den Himmel zu bevölkern, zugleich auch die Erde befruchtet hat; wie „die Gottseligkeit zu allen Dingen nütze ist, und die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens hat.“[2]

Allein die soziale Ordnung der christlichen Gemeinde konnte nicht vollständig sein ohne ein drittes Prinzip, von dem wir noch nicht gesprochen haben. Die Arbeit, was man auch heut sagen mag, reicht nicht überall hin. So thätig, so energisch, so voraussehend sie auch sein mag, es wird immer eine Lücke da sein, die sie nicht ausfüllt. Es wird zu jeder Zeit und in jeder Gesellschaft nicht allein Reiche geben, die von ihrem Vermögen leben, und Arbeiter, die von ihrer Arbeit leben, sondern auch eigentliche Arme, die von dem Vermögen und der Arbeit Anderer leben. Man wird die Armut, oder wie sie sagen, den Pauperismus beseitigt haben, wenn man die Ausschweifung, die Krankheit, die Schwachheit, das Alter, den Wittwenstand, die Vaterschaft, die Kinder beseitigt hat. Bis soweit wird jede Gesellschaft einen Rest von Gebrechlichen, Schwächlichen, Greisen, Wittwen, Kindern, Vätern von zahlreichen Familien, für die die Arbeit entweder unmöglich oder unzulänglich ist, enthalten. Man muß der Sklaverei die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie bis zu einem gewissen Punkte diesem Uebel abhalf. Der Herr ernährte zuweilen, wenn nicht immer, die Schwachen und Greise (dennoch bedurfte es eines Edikts von Claudius, um zu verbieten, den kranken Sklaven auf die Tiberinsel zu bringen, damit Aeskulapius ihn heile). Der Herr ernährte

---

1) Cic., Philipp., VIII, 11. S. die Grabschrift eines armen Eilboten, der sechs Jahre und vier Monate gelaufen und gerade an dem Tage, wo man ihn frei ließ, gestorben ist. Muratori, 2406.

2) 1. Tim., IV, 8.

zuweilen die Kinder; er hatte gern einige von diesen vernae, diesen kleinen, in dem Hause gebornen und mit den Kindern des Hauses vertrauten Sklaven. Die Sklavenschaft eines Geizigen und in sehr engen Schranken entsprach also einem solchen Elende. Aber in einer Gesellschaft, die die Sklaverei abschaffte, und die vor Allem es besser machen wollte, als die Sklaverei, bedurfte es und wird es immer bedürfen der christlichen Liebe.

Die christliche Liebe, man beachte es wol, ist etwas Anderes, als das Mitgefühl und die Wolthätigkeit. Obgleich die Heiden hart waren, so darf man doch nicht glauben, daß ein Mensch nie Mitleiden mit einem Menschen gehabt habe. Viele Philosophen hätten es so gewünscht; aber sie hatten bis soweit die Menschheit nicht verführt. Es gab Bettler und in großer Anzahl, und diese Bettler baten um Almosen. Es fanden sich also selbst damals Hände, bereit sich zu öffnen, um das wirkliche oder fingierte Elend ihres Gleichen zu lindern. Schiffbrüchige, wahre oder falsche, giengen von Ort zu Ort mit einem Gemälde, das ihren Schiffbruch darstellte und sammelten einiges Geld. Nicht Jeder, auch nicht im Heidenthume, war, wie der weise Vergilius „der sich niemals des Hilflosen erbarmte, noch den Reichen beneidete.“[1]

Aber Mitleiden ist nicht Wolthätigkeit, ebenso wie Wolthätigkeit nicht christliche Liebe ist. Das Mitleiden sorgt für sich selbst oft mehr, als für seinen Nächsten; es beeilt sich, den traurigen Anblick des wahren oder simulierten Elends, das ihm das Herz beengt, ihm die Augen feucht macht, ihm die Nerven reizt, zu beendigen. Es denkt daran mehr, als an das Wol seines Bruders, mehr daran, als zu prüfen, welches sein Leiden, und die Mittel dagegen sind. Es ist nicht genug einsichtig, weil es nicht genug uneigennützig ist. — Die Wolthätigkeit dagegen, gerührt wie jenes von dem Leiden eines Andern, aber weniger begierig, den Anblick desselben für sich selbst zu vermeiden, als die Dauer desselben für einen Andern abzukürzen, die Wolthätigkeit bekümmert sich, unterrichtet sich, überlegt und ist bemüht, das wirkliche und das drückendste Elend durch die wirksamsten und erfolgreichsten Mittel zu heilen. Das ist das einsichtsvolle Mitgefühl, weil es uneigennützig ist. — Und endlich was die Wol-

1) . . . Nec ille Aut doluit miserans inopem aut invidit habenti. Georg., II, 497.

thätigkeit thut aus einem rein menschlichen Mitgefühl und um sich die edle Freude zu verschaffen, ein Leiden entfernt zu haben, das thut die christliche Liebe aus einem höhern Mitgefühl und um außerdem den Seelenfrieden, das dankbare Gebet eines Bruders und die in der Person dieses Bruders verborgene Anerkennung Gottes selbst zu erlangen. Es ist der höchste Grad der Tugend, die den Schmerz lindert, es ist das nicht allein mit Uneigennützigkeit, nicht allein mit Einsicht, sondern mit Liebe und mit einer Liebe, die die Liebe Gottes selbst ist, ausgeübte Mitgefühl.[1]

Das war das neue Element, das die christliche Gesellschaft in die Welt brachte, das Element, durch das sie die Lücken der Arbeit ausfüllte und im Voraus das künftige Verschwinden der Sklaverei ersetzte. Auch hier erkennen wir wieder die Agape, die man als die vornehmste bürgerliche Institution des primitiven Christenthums bezeichnen kann. Ursprünglich war der Zweck der Agape, die christliche Bruderschaft zu befestigen und selbst außerhalb der Kirche ein Familienband unter denen, die sich in der Kirche vereinigt hatten, zu begründen. Außerdem begründete die Agape, wie wir gesagt haben, die christliche Gleichheit; indem sie um denselben Tisch Männer und Weiber, Reiche und Arme, Freie und Sklaven versammelte, verwirklichte sie auf Erden die Gleichheit der Menschen vor Gott. Die Agape endlich half zur christlichen Freiheit, indem sie die Emanzipation des Sklaven und die Industrie des Freien erleichterte. Aber, was wir noch nicht bemerkt haben, ist, daß die Agape der äußerliche Haupthebel der christlichen Liebe, oder vielmehr, wie das Wort anzeigt (ἀγαπή), die lebendige, thätige, wirkende christliche Liebe selbst war. Die Agape entsprang aus jener Gütergemeinschaft, die sich zu Jerusalem unter den ersten Gläubigen gebildet hatte. Sie war das Zeichen derselben, das Andenken an sie und gleichsam ein kostbarer Ueberrest derselben geblieben.[2] Die Agape war ein Almosen, denn das von den Gaben, die Alle darbrachten, gebildete Gastmal war für Alle und durch Alle; in dieser Gemeinschaft trug der Reiche, wie es sich gebührt, mehr bei und empfieng der Arme mehr. Selbst das Almosen, das außerhalb der Kirche gespendet wurde, war nur eine fortgesetzte

---

1) Ueber die Vorschrift des Almosens s. 2. Kor., VIII, 1—5; IX 14—4; XI, 29. 1. Petr., IV, 8. — Polycarp., ad Philipp., 6.

2) S. Act., II, 44, 45; IV, 32—35; Tertull., Apol., 39.

Agape; es waren die der Kirche dargebrachten Gaben, die man den Kranken, den Schwachen, den Gefangenen, den Wittwen, den Abwesenden, den Reisenden sendete. Mußte Geld beigefügt werden, so wurde die für die Heiligen von Jerusalem[1] früher eingeführte Wochenkollekte für die Heiligen der ganzen Welt fortgesetzt, seitdem es keine Kirche mehr in Jerusalem gab. Jeden Sonntag legte Jeder in den Almosenstock, was er von dem Gewinne der Woche vorweggenommen hatte, der Arme wenig, der Reiche mehr, aber Alle mit Freuden und mit dem Segenswunsche, weil „einen fröhlichen Geber Gott lieb hat.“[2]

Nichts übrigens geschah auf das Geradewol.[3] Das war nicht die Indiskretion des Mitleidens, sondern vielmehr die einsichtsvolle Oekonomie der christlichen Liebe. Von den ersten Tagen des Christenthums an waren Diakonen eingesetzt worden, um unter der Leitung des Bischofs für die Vertheilung des Almosens zu sorgen, oder, wie die heiligen Bücher sagen, für den Tisch, so sehr war das Almosen eins mit der Agape! Der Bischof und die Diakonen ordneten die Vertheilungen an. Sie bezeichneten der reichen, schönen, in allen Ueppigkeiten des heidnischen Lebens aufgewachsenen Frau den Tag, wo sie die Wunden verbinden und die Fesseln eines Märtyrers küssen, die Nacht, wo sie in eine arme Hütte sich begeben mußte, um bei einem kranken Bruder zu wachen. Sie trugen dafür Sorge, daß Almosen nur ertheilt wurde, wo man nicht zu arbeiten im Stande, oder wo dieselbe nicht ausreichend war. Sie empfiengen in der Vorhalle der Kirche die mit christlicher Liebe aufmerksam geprüften Bettler, und reichten ihnen mit freundlichen Worten das Brot.

Jede Kirche hatte also ihre Armenliste. Oben an stand der Bischof selbst, dann die Priester, dann die niederen Geistlichen; darauf folgten die Wittwen, Waisen, Schwachen, Greise. So war die Liste des Klerus auch die der Armen, weil der Klerus sich nicht scheute, zu dem Range der Dürftigen herabzusteigen und die Dürftigen fast zu dem Range des Klerus emporstiegen; jene empfiengen, würden wir sagen, ihr Honorar als Almosen, diese ihr Almosen als Ehre.

---

1) Act., XI, 29. — Rom., XV, 26. — 1. Kor., XVI, 2. — 2. Kor., XIII, 9. — Gal., II, 9.

2) 2. Kor., IX, 7.

3) Hermas sagt jedoch: „Omnibus inopibus da simpliciter, nihil dubitans cui des . . . Qui accipiunt, reddent rationem Deo . . .“ Mandat., II.

Nun ist es leicht zu begreifen, wie sehr das Gesetz des Almosens und das der Arbeit sich einander unterstützten. Gerade dadurch, daß die Kirche ihren Schatz hatte, bestimmt, die Unmöglichkeit oder die Unzulänglichkeit der Arbeit zu ersetzen, wurde die Arbeit in dem Maße, wo die Körperkräfte sie zuließen, durchaus obligatorisch. Es war eine Gewissenspflicht für jeden Gläubigen, so viel wie möglich diesen heiligen Fonds der christlichen Liebe zu schonen, wenn nicht zu vergrößern. Man durfte nichts aus demselben beanspruchen, wenn man nicht bis zur äußersten Grenze seiner Kräfte gekommen war. Es war eine Pflicht und eine Ehre, nicht unnützer Weise den Fonds der Kirche zu beschweren, und ihn, wenn man stärker und weniger arm war, den Aermern und den Schwächern zu entziehen. „Ihr wisset es, spricht Paulus zu den Thessalonichern, daß wir nicht Brot umsonst von Jemandem gegessen haben, sondern mit Arbeit und Mühsal Tag und Nacht haben wir gewirket, um nicht Jemandem unter euch beschwerlich zu fallen. Nicht daß wir dazu nicht Macht hätten, sondern um uns selbst euch zum Vorbilde zu geben, uns nachzufolgen," und er setzt die besonders auf die Verwendung der Kirchenfonds bezüglichen Worte hinzu: „Auch da wir bei euch waren, haben wir euch ja Solches geboten, daß, so Jemand nicht arbeiten will, der auch nicht essen soll." [1] Ein oder zwei Jahrhunderte später, sagt der Verfasser der Constit. apostol. dasselbe. „Ihr Alle, die ihr jung seid in der Kirche (unter den Jungen in der Kirche ist der niedere Klerus zu verstehen im Gegensatze zu den Aeltern, die die Bischöfe und Priester sind), ihr die ihr jung seid, arbeitet in aller Heiligkeit an den Werken, die euch obliegen, damit ihr allen Bedürfnissen genügen könnt und nicht der Kirche Gottes zur Last fallet." [2] Und dieser Rede gemäß fügt man, wenn man die Hülle einer armen und arbeitsamen Frau in das Grab legt, dies Lob hinzu: Sie hat die Kirche nicht belästigt. [3] Zufrieden sein, Nichts von Andern fordern,

1) 2. Theff., III, 8—12.

2) II, 63.

3) NON GRAVAVIT ECCLESIAM. Andere Grabschriften: *ΕΡΓΟΠΟΙΩ*. — AMATRIX PAVPERVM ET OPERARIA. — LABORVM AVTRIX CASTIS SOCIA. — (Rossi, Bulletin d'archéologie chrétienne, juillet 1865). S. die Auslegung der Parabel vom Weinstock, betrachtet als eine Ermahnung zur Arbeit, nach den heiligen Vätern. (Leblant, Revue archéologique juin 1865.)

nicht arm sein wollen, wenn man streng genommen es sein könnte, das Elend Anderer ebenso hoch, ja noch höher ansehen als das seinige, dies erscheint vielleicht eine kleine Tugend. In diesem Jahrhundert des Müßigganges und des Bettelns ist es eine große.

Aber die Arbeit konnte zu einer noch größern Ehre führen. Wenn man dadurch, daß man für sich arbeitete, den Almosenfonds geschont hatte, so konnte man doch noch für Andere arbeiten und denselben vergrößern. Auch hier kann uns Paulus als Beispiel voranleuchten: „Ihr selbst wisset, spricht er zu den Christen von Miletos, daß meinen Bedürfnissen und denen, die mit mir waren, diese Hände gedient haben. In allen Stücken habe ich euch gezeigt, daß man also arbeiten müsse, und sich der Schwachen annehmen, und gedenken an die Worte des Herrn Jesus, daß er selbst gesagt hat, Geben ist seliger, denn Nehmen.“ [1] Die Bekehrungen in der christlichen Kirche waren so vollständig, daß Paulus nicht ansteht, Menschen, die vom Diebstahle gelebt haben, die zum Zweck des Almosens unternommene Arbeit vorzuschlagen: „Der Stehler stehle nicht mehr; vielmehr gebe er sich Mühe, mit den Händen das Gute zu schaffen, auf daß er habe, den Dürftigen mitzutheilen.“ [2] Auch die Constit. Apost. anempfehlen im Namen der christlichen Liebe die Handarbeit, „um die Dürftigen zu unterstützen.“ [3] Die Arbeit leistete also der christlichen Liebe einen doppelten Dienst, indem sie die Anzahl ihrer Almosenempfänger verminderte, und indem sie ihren Schatz vermehrte.

Auf diese Weise floß das Zuviel des Reichen zum Armen hin, oder, um es besser auszudrücken, der Ueberschuß von dem Lohne des kräftigen Arbeiters kam dem Schwachen zu Gute. Paulus sagte es den Reichen mit den Worten: „Denn nicht sollen Andere Ruhe und Ihr Trübsal haben, sondern es soll Gleichheit Statt finden. Zu dieser Zeit diene euer Ueberfluß ihrem Mangel, auf daß auch ihr Ueberfluß (an geistigen Gütern) euerem Mangel diene, damit es zur Ausgleichung komme, wie geschrieben steht (vom Manna). Der viel gesammelt hatte, hatte nicht mehr, und der wenig gesammelt hatte, hatte nicht weniger.“ [4]

---

1) Act., XX, 34, 35.
2) Eph., IV, 28.
3) II, 67.
4) 2. Kor., VIII, 13—15. Exod., XVI, 18.

Die Ausgleichung war um so vollständiger, da diese Gabe ein Austausch war und jeder von beiden zu geben, jeder zu empfangen hatte: „Du siehst, sagt Hermias, diese Rebe und diese Ulme. Die Rebe trägt Früchte, die Ulme nicht. Aber wenn die Rebe sich an die Ulme nicht anlegt, so wird sich ihre Frucht nicht ausbilden können. Wenn dagegen die Ulme ihr zur Stütze dient, so wird sie sowol für sich, als für die Ulme Früchte bringen ... So ist es mit dem Reichen und mit dem Armen. Der Reiche besitzt die Güter dieser Welt, aber er ist arm vor Gott. Abgezogen durch seine Schätze hat sein Gebet wenig Kraft. Der Arme dagegen ist reich durch sein Gebet, und sein Gebet ist viel vermögend bei Gott. Der Reiche gebe also dem Armen die Früchte seines Reichthums, der Arme gebe dem Reichen die Stütze seines Gebetes. Ebenso wie, da die Ulme mit der Rebe verbunden ist, diese doppelt Früchte gibt, sowol für sich, als für jene, ebenso sind, wenn der Arme für den Reichen zum Herrn betet und der Reiche seinen Reichthum für den Armen hingibt, beide Gott angenehm. Reiche und Arme haben an ihren guten Werken Theil.“ [1]

Der Austausch selbst war so vollständig, es war durch die christliche Nächstenliebe eine fast so vollständige Gleichheit begründet, daß es manchmal schien, als ob man noch zur Zeit der Kirche von Jerusalem wäre, und als ob Gütergemeinschaft unter den Christen herrschte: „Die Christen, sagt der Verfasser des Briefes an Diognetos, theilen Alles mit ihren Brüdern.“ Und Tertullianus, der zu den Heiden spricht, sagt: „Das Geld, das euch trennt, vereinigt uns. Eins durch Seele und Herz, tragen wir kein Bedenken, unsere Geldbeutel einander zu öffnen. Alles ist unter uns gemeinschaftlich, mit Ausnahme der Weiber; die Weiber ausgenommen, ist nichts unter euch gemeinschaftlich. [2] Und Lukianos, ein Panegyrist wider seinen Willen, lacht über die Christen wegen ihrer Nächstenliebe, wie er über sie lacht wegen ihres Mutes: „Sie zeigen, sagte er, eine gleiche Verachtung für alle Güter der Erde, sie halten sie für gemeinschaftlich, und ein jeder trägt seinen Theil zur Gemeinschaft bei.“ [3] Diese christliche

1) Similit., II. S. auch Visic., III, 9.

2) Apol. 39. S. auch Ep. Barnab., 19. — Justin., Apol., I, 6. 7.

3) in Peregrino. — „Die Juden gaben nur den Zehnten von ihren Gütern. Die Christen geben Alles, wie die Wittwe, die Alles, was sie hat, in den Almosenstock legt.“ Iren., IV, 18. — Cyprianus klagt, daß es zu

Gemeinschaft hatte sich auf eine Weise gebildet, die der moderne Kommunismus gefordert hat und noch fordert, ganz entgegengesetzt ist. Es war eine freiwillige Vereinigung der Herzen, anstatt die obligate Fusion des Vermögens zu sein.

Fassen wir Alles zusammen, so ist es nicht schwer, den Plan von dem, was man die politische Oekonomie des Christenthums nennen muß, zu erkennen. Das Christenthum fand die Welt angefüllt von der Sklaverei. Die Sklaverei war die Schmach und die Wunde der Welt, aber sie war zugleich die eingewurzelte Form der Arbeit und des Brotes, von dem sie lebte. In der Sklaverei wie in dem Zustande der Freiheit arbeitet der Arme für den Reichen, und der Reiche ernährt den Armen; allein in der Sklaverei findet dieser Austausch in der Entwürdigung und in dem Hasse Statt. Man mußte die Entwürdigung aufheben, den Haß auslöschen, aber die Arbeit durfte auch nicht aufhören und das Brot fehlen. Nun aber milderte einerseits die christliche Predigt durch ihre Prinzipien der Sanftmut, der gegenseitigen Achtung, der Freimachung die Sklaverei und mußte sie eines Tages ganz aufheben, und anderseits, damit, wenn dieser Tag gekommen war, die mühevolle Arbeit nicht aufhöre, bemühte sich die christliche Predigt im Voraus, an Stelle der servilen Arbeit die freie, geehrtere, thätigere, fruchtbarere Arbeit zu setzen, kurz, sie führte die Industrie ein. Der emanzipierte Sklave vermißte also nicht das Brot seines Herrn, wie die Hebräer die Zwiebeln Aegyptens; wenn er früher durch die Sklaverei ernährt worden war, so war es auf Kosten seiner Ehre, seines Gewissens, seiner Würde geschehen; jetzt dagegen als Glied der christlichen Gemeinde, ernährte ihn, wenn er kräftig war, die Kirche durch die freie Arbeit, ohne ihn zu erniedrigen, wenn er nicht kräftig war, ernährte ihn die Kirche durch die christliche Nächstenliebe, indem sie ihn ehrte. Die Sklaverei war nicht allein aufgehoben, sie war ersetzt worden, und wenn man sich hier der wenig korrekten und zarten Sprache der Nationalökonomen bedienen darf, das Menschengeschlecht brauchte, um von dem Schimpfe der Sklaverei befreit zu sein, weder weniger zu verzehren, noch weniger zu produzieren.

---

seiner Zeit nicht mehr so ist (de unitate Ecclesiae). Er verlangt, daß jeder Eigenthümer sein Einkommen mit dem Ganzen theile. De opere et eleemosyna.

Mit wenigen Worten, diese drei Begriffe: Freiheit, Arbeit, christliche Nächstenliebe, alle drei durch das Christenthum eingeweiht, unterstützen und ergänzen sich gegenseitig. Damit die Freiheit möglich sei, ist die angefeuerte und geehrte Arbeit nöthig; und so wird ihrerseits die christliche Nächstenliebe, die die Lücken der Arbeit ausfüllt, wenigstens zum Theil durch die Arbeit genährt. Ein dreifacher Bund, den die heidnischen Gesellschaften niemals zu schließen vermochten, und den die modernen Gesellschaften nur zu ihrem Unglücke lösen werden.

Das ist also das Beispiel, das die christliche Kirche der Welt gab und das neue System politischer Oekonomie (weil ich dies Wort schon gebraucht habe), das sie ihr aufstellte. Dies Beispiel kam in den Augen eines Heiden gewiß von sehr tief unten her. Und dennoch konnte es ihn zuweilen verlocken. Das Christenthum machte etwas ganz Anderes als gute Arbeiter; aber es machte doch gute Arbeiter, und nicht selten schätzte man diese Menschen, die man verhöhnte, die man als Christen verleumdete, man schätzte sie als Handwerker, man suchte sie, man ahmte ihnen nach. Diese freien Christen, oder Sklaven eines christlichen Herrn, das heißt halbfreie, diese Arbeiter, die so eifrig, so tüchtig, so gut arbeiteten, ohne Ketten zu tragen, ohne einen Peitschenhieb zn erhalten; diese durch das Almosen gegründeten Werkstätten, durch den Glauben angefeuert, durch das Gebet belebt, wo Alle, Meister, Gesellen, Lehrlinge sich als Brüder behandelten und deshalb um so besser arbeiteten; dies Alles mußte endlich einen Abscheu erwecken vor den Sklavenwerkstätten, vor den schmutzigen und unterirdischen Sklavenkerkern, wo trotz eines Hagels von Hieben und grausamer Ersparnis an Nahrungsmitteln der Arbeiter mehr kostete und weniger zu Stande brachte. Es sollte mich sehr wundern, wenn ein Nationalökonom jener Zeit, der durch die Subura gieng, nicht in eine christliche Schmiede eingetreten und nicht beschämt stehen geblieben wäre, als er diese Werkstätte sah, in welcher nicht der geringste Hausgott, auch nicht die beiden Schlangen waren, die sich in allen Küchen von Pompeji vorfinden, sondern überall das ihm unbekannte Symbol des Fisches und Brotes in groben Farben auf der Mauer, und in dieser Werkstätte Schmiede, die weder ein Zeichen auf der Stirn, noch Ringe am Fuße, noch die geringste Spur von Striemen auf ihren Schultern hatten, die fromme Gesänge singend ihr Eisen schlugen und das Zeichen des Kreuzes

machend es härteten, und deren Eisen doch darum nicht weniger schlecht gehärtet, nicht schlechter geschmiedet, nicht theurer war; und wenn dieser Nationalökonom mit ernster und bedächtiger Miene, wie alle seines Gleichen, nicht die Werkstätte verlassen hätte, zu sich sagend: „Hier ist ein soziales Problem, worüber ich der nächsten Sitzung des hadrianischen Athenäums eine Denkschrift vorlegen werde. Wäre es Zufall, daß die Freiheit des Arbeiters die Qualität der Erzeugnisse und die Herabsetzung des Einkaufspreises begünstigte?"

Oder auch denken wir uns, daß einer von den schmarotzenden Philosophen, die von Haus zu Haus giengen, Tugendmaximen auskramend und ein Mittagsmal sich verdienend, müde dieses traurigen Lebens, nachdem er genug schwarzes Brot gegessen und genug Krätzer an einer untern Tafel getrunken, nachdem er genug Sticheleien von Seiten des Herrn und der Gäste, die an der großen Tafel sich in Falerner berauschten, nachdem er von da in seine Kammer gegangen, um hier Mangel, Elend, Einsamkeit und die Vorboten des Alters zu finden, daß dieser am folgenden Tage von einem unbekannten Freunde an die Schwelle einer christlichen Agape geführt wurde. Hier sah er weder einen Wirth, noch einen Schmarotzer, Alle waren sich gleich schwarzes Brot vielleicht essend und mittelmäßigen Wein trinkend, aber Alle dasselbe Brot und denselben Wein; Weiber, Kinder, Sklaven, Arbeiter, Senatoren, nicht lustig, sondern glücklich, singend, aber Hymnen singend, sich liebend, aber sich in reiner und gegenseitiger Freundschaft liebend. Da hatte er gesehen, daß der Beitrag des Reichen unter die Armen vertheilt, daß für die Wittwe, die Waisen, den Greis, den Kranken ein Theil bestimmt wurde. Da hatte er die Familie dessen, der keine Familie besitzt, gefunden, den Reichthum dessen, der keinen Reichthum besitzt. Da hatte er den Trost für seine Beschimpfung, die Linderung seines Elends, das Ende seiner Einsamkeit, die Stütze in seinen alten Tagen, die Beruhigung seiner Seele gefunden. Er hatte vor Allem erkannt, daß Zeno, Platon, Epiktetos ihm vielleicht wol die Weisheit im Prinzip und in der Theorie verliehen, aber daß er hier die Weisheit ausgeübt fand, und daß, wäre er der letzte Arme, eingetragen in die Liste der letzten Kirche, er höher gestellt sein würde, als der tiefste Philosoph, der seine zehntausend Drachmen verdient, wenn er bei den Festlichkeiten des Kaisers seine Vorträge hält. Die christliche Gleichheit, die christliche Freiheit, die christliche Nächstenliebe, das waren deutliche That-

sachen, belebende Maximen, durch die viele Seelen gewonnen werden mußten; die entschlossensten, um sich zu bekehren, die schüchternsten selbst, um eine schwache und entfernte Nachahmung zu versuchen.

Kurz, es war eine Veränderung eingetreten; die heidnische Welt ließ sich langsam, mit Mühe dazu führen, ohne zu wissen, was sie that. Aber anderswo wußte man es. Das Christenthum schritt vor und zog die Welt nach sich. Paulus hatte vor Seneca und Dio Chrysostomos gesprochen; die Milde gegen den Sklaven war in dem christlichen Speisesale gepredigt worden, ehe sie von der Höhe des Palatinus aus anbefohlen wurde; die von Augustus so sehr gefürchteten Freilassungen hatten vor dem evangelischen Gesetze Gnade gefunden, ehe sie von dem kaiserlichen Gesetze begünstigt wurden. Die freie Arbeit war von christlichen Händen unternommen und von christlichem Munde ermutigt und zu Ehren gebracht nicht allein zu einer Zeit, wo die heidnische Welt sie verhöhnte (und wann hat sie aufgehört, dieselbe zu verhöhnen?), sondern zu einer Zeit, wo die Vervielfältigung der Freilassungen und die Verminderung der servilen Klasse dieselbe noch nicht als eine Nothwendigkeit hatten erscheinen lassen. Die Agape, das Almosen, der zum allgemeinen Besten dargebotene Reichthum, um der Armut zu Hilfe zu kommen, dies Alles hatte in Jerusalem mit dem heiligen Stephanus und den ersten Diakonen sechzig Jahre vor den Wolthätigkeitsstiftungen des Trajanus und den eiteln Freigebigkeiten des jüngern Plinius begonnen.

Und was man auch jetzt sagen möge, dem Christenthume bleibt stets die Ehre, diese drei Dinge, die Freiheit, die Betriebsamkeit und, was mehr als diese beiden gilt, die christliche Nächstenliebe begründet zu haben.

Drittes Buch.

Antoninus.

— 138—161 —

Erstes Kapitel.

Höhepunkt des römischen Reiches. — Seine Macht.

Wir müssen immer mit derselben Klage beginnen. Der Name Antoninus ist in dem römischen Alterthume ein merkwürdig populärer geblieben; seine Zeit war eine litterarisch gebildete Zeit, die uns Denkmäler hat hinterlassen müssen. Und dennoch besitzen wir sehr wenig über dies so gelehrte Jahrhundert und über diesen so hochgeehrten Fürsten. Unter den Regierungen, die von einiger Bedeutung sind, ist diese vielleicht die von der Nachwelt am wenigsten bekannte. Als der große Weltbrand des fünften Jahrhunderts eintrat, wählte man unter den Schätzen des menschlichen Geistes diejenigen aus, deren Erhaltung man wünschte; Muße, Geistesfreiheit, Pergament waren selten; für eine Handschrift, die man noch einmal abschrieb, ließ man zwanzig verschimmeln; die weniger berühmten Klassiker aus der Zeit der Antonine wurden den Klassikern des augusteischen Jahrhunderts, die umfangreichen Schriften den Abrissen, die Originale den Auszügen geopfert. Die Abreviatoren behaupteten das Feld.

Bei diesem Schiffbruche hat das Andenken an Antoninus das größte Unglück gehabt. Der Abreviator Capitolinus, der dem Hadrianus etwa zehn Seiten widmet, hat von Antoninus nur fünf oder sechs. Die noch kürzer gefaßten Abreviatoren Eutropius, Aurelius Victor, die von den andern Cäsaren eine Seite geschrieben haben, beschränken den Antoninus auf vier Reihen. Dio Cassius, der so

viele Partien aus der römischen Geschichte gerettet hat, fehlte uns schon bei Trajanus und Hadrianus; aber wir hatten doch noch seinen Abreviator Xiphilinus. In Betreff des Antoninus hat Dio Cassius, der seit dem XI. Jahrhundert verloren ist, dem Xiphilinus selbst gefehlt, und wir haben hier weder das Original, noch den Auszug. Alle Chronikenschreiber vergöttern den Antoninus und kürzen seine Geschichte. Kein Fürst stand jemals in so gutem Rufe und war in den Einzelheiten seines Lebens weniger bekannt.

Der Grund davon ist, weil diese Geschichte nicht eine solche ist, die in der Erinnerung der Menschen bleibt. Antoninus führte keinen Krieg; unter seiner Regierung wurde weder eine Eroberung nach außen hin gemacht, noch fand ein Angriff von außen her Statt, noch ein Bürgerkrieg, noch eine Revolution, noch ein Aufstand; kaum ein in seinem Entstehen unterdrücktes Komplott, was mit Milde bestraft wurde; kaum ein Erdbeben und eine Hungersnoth. Es ereignete sich keiner von den schweren Unfällen, die zu vergessen nicht in der Menschen Macht steht. Das Menschengeschlecht war zu glücklich, um sich zu erinnern; denn die Dankbarkeit ist im Allgemeinen nicht geneigt zu schwatzen.

So gibt es eigentlich keine Geschichte des Antoninus. Die Reihe von Ereignissen ist uns unbekannt; was wir geben können, ist nur ein Gemälde, besser gesagt, eine Skizze. Glücklich, hat man gesagt, sind die Völker, deren Geschichte langweilt; glücklicher noch die Völker, deren Geschichte hat in Vergessenheit kommen können!

Titus Aurelius Fulvus Bojonius Arrius Antoninus,[1] der nach seiner Adoption durch Hadrianus zu diesem Namen noch Aelius Hadrianus Cäsar hinzugefügt hatte, stammte aus einer Familie, die

1) Bossart und Müller, Zur Geschichte des Kaisers Antoninus Pius, in Büdingers Unters. zur röm. Kaisergeschichte, B. 2, S. 295 fg.

Er war geboren zu Lanuvium den 17. (19.) September 85 (86), Sohn des Konsularen Aurelius Fulvus, aus Nemausium herstammend, und der Arria Fadilla, Quästor . . .; Prätor . . .; Konsul im Jahre 120, 139, 140, 145, Prokonsul von Asien . . . (S. Dig., 6, de custadia reor., XLVIII, 3.) — Adoptiert von Hadrianus 138. — Bekleidet mit der tribunizischen Gewalt vom Januar 138. — Augustus den 10. Juli 138. — Zu dieser Zeit erhielt er den Beinamen Pius. — Als Arval-Bruder erwähnt 139 (Marini, tab. 50). — Stirbt den 7. März 161. S. Xiphil., LXXI; Capitol., ib. Es gab von ihm Reden, die aber verloren gegangen sind. Wir besitzen noch Briefe von ihm an Fronto.

vordem in Gallien angesessen war; seine Voreltern hatten in der mächtigen Stadt Nemausum gewohnt. Seine Familie war nachher nach der Halbinsel übergesiedelt und hatte hier das einfache, ländliche, sparsame Leben der Provinzbewohner fortgeführt. Desungeachtet war sie emporgestiegen; sein Vater und sein Großvater waren Konsuln gewesen; sein mütterlicher Großvater, Arrius Antoninus, hatte die Provinz Asien sehr rühmlich verwaltet.

Antoninus selbst hatte wie sein Vorfahr die Bahn der Ehre betreten. Er war Quästor, Prätor, Konsul gewesen; als Konsular mit der Verwaltung eines Theiles von Italien betraut, alsdann Prokonsul in Asien, wo er den guten Ruf seines Großvaters sich nicht allein erworben, sondern noch übertroffen hatte. Als er von da nach Rom zurückgekehrt, war er von Hadrianus hier zurückbehalten und von ihm oft zu Rathe gezogen worden.

Trotz diesen Auszeichnungen hatte er sich von der Prunksucht und der Zügellosigkeit des kaiserlichen Roms fern gehalten. Man schildert ihn uns als einen gutmütigen, einfachen Landmann, der seine Villa von Lorium in Etrurien (bei Palo), wo er geboren war, und wo er sterben sollte, ungern mit dem Pomp von Rom vertauschte; dem die Jagd, das Fischen großes Vergnügen machte, der die ländlichen Feste, wie z. B. die Weinlese feierte, ganz nach Art der alten Römer, die das Landleben mehr wegen seiner Annehmlichkeit, als wegen seines Gewinnes liebten. Durch dieses patriarchalische Leben hatte er sich einen Reichthum erworben, außerdem hatte seine liebevolle Hingebung an seine Familie ihn auf eine andere Weise bereichert, er hatte seinen Schwiegervater, seinen Vetter, andere Verwandte beerbt. Diese Art und Weise, Vermögen zu erwerben in einer Zeit, wo das Zölibat häufig, die Vaterschaft selten, die direkte Erbschaft oft nicht vorhanden war, wird von den Historikern mehr als einmal erwähnt.

Es war also ein Landedeler, der den Thron bestieg; ein reicher, geehrter Mann, aber ohne Glanz und ohne Berühmtheit, der mehr einen guten Ruf als Ruhm hatte. Das war der hervorstechende Zug seines Lebens und seiner Regierung; mit keiner von seinen Tugenden prahlte er, noch war er stolz darauf, noch besaß er sie im Uebermaße. In seinem Privatleben zeigte er sich hilfreich, aber ohne Aufsehen zu erregen. Er lieh denen, die er unterstützen wollte, Geld zu drei Prozent, ein wenigstens um die Hälfte geringerer Zinsfuß, als der gewöhnliche, und vermied so das Laster des Wuchers, der oft die

Versuchung bescheidener, ländlicher und zurückgezogener Existenzen ist. In dem öffentlichen Leben, und wenn er vom Hadrianus zu Rathe gezogen wurde, neigte er sich stets zur Milde, und diese Milde ehrte den Hadrianus. Er besaß Reichthum, ohne denselben zu misbrauchen, war schön, ohne stolz darauf zu sein, wissenschaftlich gebildet, ohne pedantisch zu sein, geistreich, ohne sich davon hinreißen zu lassen, einfach ohne Affektation, wo es nöthig war, zeigte er Luxus, aber ohne Gepränge. Als Hadrianus ihn adoptierte, sagte er, er wähle ihn, weil er am wenigsten ehrgeizig sei, oder, wie Xiphilinus sagt, dessen Sinn am wenigsten nach hohen Dingen stehe.[1] Das war der Mann, der die Welt regieren und sie glücklich machen sollte, der so wenig als möglich Aufsehn in der Geschichte machte.

Als Antoninus den Thron bestieg, erkannte ihm der Senat einen Titel zu, der in der historischen Sprache gleichsam sein Eigenname wurde, und der ihn vortrefflich kennzeichnet, der Senat nannte ihn Pius. Dies Wort schloß die treue, liebevolle, bescheidene Erfüllung aller Pflichten in sich. Man sprach nicht allein von der Pietät gegen die Götter, sondern auch von der Pietät gegen den Fürsten, von der Pietät gegen das Vaterland, von der Pietät gegen die Eltern; man sprach selbst von der Pietät gegen die Brüder, die Kinder, die Freunde, von der Pietät gegen die Unglücklichen, von der Pietät gegen die Menschen.

Wenn die Gesinnungen der Milde, Humanität, Wolthätigkeit in einer heidnischen Seele sich kundgaben, so war das fast immer etwas Religiöses und wurde pietas genannt, daher wir den Ausdruck Pietät gebrauchen in Bezug auf Gott, in Bezug auf Menschen. Einen besiegten Feind schonen, einen Geächteten begnadigen, einen Unschuldigen retten, das war ein Akt von Pietät. Ein Mensch von Pietät war also der geläuterte Heide, so weit ein Heide es sein konnte, religiös gegen die Götter, hilfreich gegen die Menschen, sanft, milde, bescheiden, liebevoll; es war ein dienstfertiger Mensch ohne Interesse, ein tugendhafter ohne Stolz, so weit man dies in der antiken Welt antreffen konnte.

Das nun war Antoninus ganz. Die Historiker sind in ihrem Urtheil zweifelhaft, welches besondere Faktum den Senat veranlaßte, dem Antoninus diesen vor ihm ungewöhnlichen Titel zuzuerkennen.

---

1) *Ἀπραγμονέστατον,* Cass. Dio, LXIX, 20.

Mir scheint es unzweifelhaft, daß es sein Verhalten gegen Hadrianus war. Wir wissen, wie pietätsvoll er an dem Sterbebette dieses Fürsten saß, wie er ihn mit einer fast christlichen Gesinnung vor der Raserei des Selbstmordes geschützt hatte, wie pietätsvoll er seine Verzweiflung besänftigt, geteuscht, getröstet hatte; wie sehr er mit der Zärtlichkeit eines wahren Sohnes nach dem Tode des Hadrianus für das so verfolgte Andenken an denselben Sorge getragen hatte, selbst auf Kosten seiner Popularität und seines Rufes der Milde. Ohne Zweifel legte ihm damals der Senat diesen Beinamen Pius bei, das rührendste Epitheton der alten Sprachen.

Das ganze Leben ist nur die Erklärung dieses Wortes. Markus Aurelius schildert ihn vortrefflich: milde, aber doch unerschütterlich; zu rechter Zeit nachgebend, aber auch widerstandsfähig; seinen Freunden nicht zu viel zugestehend und sie darum nicht verderbend; Ordnung in Alles bringend und sich keiner Handlung rühmend; ein liebenswürdiger Unterhalter, ohne geschwätzig oder schmähsüchtig zu sein; die wahren Philosophen ehrend, die falschen unbeachtet lassend, ohne von ihnen verhöhnt zu werden; die Handwerker belohnend, ohne auf dieselben eifersüchtig zu sein, wie Hadrianus; die Gelehrten ermutigend, ohne nach litterarischem Ruhme zu streben; die alten Sitten nachahmend, ohne sie knechtisch zu befolgen; den Göttern gegenüber ohne Aberglauben, den Menschen gegenüber ohne Schmeichelei; Jeden annehmend, Niemandem schmeichelnd, nicht lobhudelnd, und keine Lobhudelei annehmend; nichts Sonderbares, nichts Unschickliches, immer heiteres Geistes, stets freundlich, aber überall beharrlich.[1]

Zunächst erscheint er uns durch sein Leben als etrurischer Landwirth vorbereitet auf jene Einfachheit, die der erste Artikel der Verfassungsurkunde des Augustus war. Ebenso handeln, wie seine letzten Vorgänger; die prunkvollen Titel zurückweisen, nicht gestatten, daß man einen Monat des Jahres nach ihm benenne (eine kindische Schmeichelei, die selbst Augustus geduldet hatte[2]); weder Wachen um sich haben, noch Fackeln auf seinem Wege, noch ihm zu Ehren eine Statue; seine Freunde als Freunde behandeln, und nicht einmal böse sein, wenn sie seine Einladung ausschlugen, das wurde ihm nicht

---

1) M. Aurel. Antonin. I, 16.

2) Septembrem Antoninum et Octobrem Faustinianum vocari recusavit. Capitol., 10.

schwer.[1] Er hatte nie den Luxus eines Privatmannes gezeigt und zeigte ihn auch jetzt nicht; er blieb bei seiner gewöhnlichen Kleidung, seiner einfachen Nahrung und seiner arbeitsamen Lebensweise; den einzigen Genuß, den er sich zuletzt in seinem Alter gestattete, war ein Stück Brot vor seiner Audienz des Morgens; danach arbeitete er ganze Stunden. Die Gesundheit seiner Seele bewirkte die Gesundheit seines Leibes; ein regelmäßiges, nüchternes, zufriedenes Leben war seine Richtschnur, nicht die Sorge, die, weil sie den Körper verweichlicht, den Arzt nothwendig macht, sondern die Sorge, die, weil sie den Menschen kräftigt, den Arzt fern hält.

So ist er in Rom. Aber man muß ihn auf dem Lande sehen, in seinem väterlichen Hause zu Lorium, dem einzigen Orte, wo er seiner Neigung folgt. Der ganze Luxus des Antoninus besteht darin, diese Wohnung zu verschönern und in seiner Familie anstatt einer Villa, die er von seinen Vorfahren erhalten hat, eine Art Palast, das einzige Vermächtnis seiner Herrschaft zu hinterlassen. Da allein ist Antoninus der wahre Antoninus. Der Kaiser wird dort wieder Landwirth. Dort legt er den Purpur ab; mit Ausnahme des Tages, wo er sich nach Tusculum begibt, legt er das kaiserliche Kleid nicht an; sein gewöhnliches Kleid ist aus einfachem Stoffe, zu Lanuvium angefertigt und im nächsten Dorfe gekauft.[2] Da lebt er von seinem Gute, nicht von dem Staatsgute; da wird sein Tisch von dem Fischfange seiner Sklaven, von der Jagd seiner Jäger, von dem Fange seiner Vogelsteller versorgt; seine Zivilliste hat keinen Pfennig an ihn zu zahlen. Keine prachtvollen Gebäude, keine ausgesuchten Gerichte, keine zu schönen Sklaven, keine prunkvolle, fremdartige, zu ungewöhnlicher Zeit genommenen Bäder, wie sie in der Mode waren. Man lebt dort in einem vertraulichen Kreise ganz ungezwungen; man geht des Morgens in Pantoffeln vor seinem Hause spazieren; zur Begrüßung des Kaisers legt man nicht die Toga und das zärimonielle Kleid an, sondern das Sagum, das kurze Soldaten- und Jägerkleid. Man steigt zu Pferde, um zu jagen, man kehrt zurück mit einem erlegten Eber, oder auch ohne einen solchen, aber stets lachend. Die Gesänge der Winzer, das Hallali der Jagd stören den mit Studien beschäftigten Markus Aurelius. Man geht zur Weinlese, schreiend,

1) M. Aurel. Ant., I, 16, 17.
2) Ibid. I, 16. 17.

springend, lachend über die lustigen Reden der Dorfbewohner und speist in den Kellerhäusern; man ißt Brot und Sardellen. Der Kaiser angelt, er geht nach der Palästra, ergötzt sich an den Späßen der Possenreißer, mit Jedermann, wie Jedermann, und mehr wie Jedermann.[1]

Man plaudert sogar. Markus Aurelius, damals Cäsar und zukünftiger Kaiser, setzt sich, nachdem er die Nacht studiert und den Tag über auf der Jagd gewesen ist, an das Bett, wo seine Mutter die Siesta hält. Sie unterhalten sich über ihre Freunde: „Was macht jetzt Fronto, mein lieber Lehrer?“ fragt der Cäsar. „Was macht seine Mutter, meine gute Gratia?“ fragt die Mutter des Cäsar. „Was macht, fragt der Cäsar, die kleine Gratia, meine süße Lerche?“ Und Markus Aurelius schreibt dies Alles an Fronto in seinen Briefen, die in litterarischer Hinsicht von keiner Bedeutung sind, aber worin sich eine so warme, so zarte, so gegenseitige Freundschaft zeigt, die erkennen läßt, daß der Lehrer, der nur ein afrikanischer Rhetor ist, mit seinem Zöglinge, dem Erben der Cäsaren, auf gleichem Fuße stehe.

Ja, da liebt man sich. Man liebt seine Freunde, seine Kinder, seine Mutter, seine Frau selbst, wie den niedrigsten Bürger der Subura. Man spricht unter Philosophen von seiner kleinen Gratia und von seiner kleinen Faustina, diesen süßen Kindern, „unserer Freude, unserm Stolze, unserer Hoffnung, unserm schönsten Ruhme;“ so nennt man sie. Der alte Rhetor Fronto sendet durch Briefe seine Zärtlichkeiten an die kleine Faustina, die Tochter des Markus Aurelius, deren „weiße Händchen und fleischige Füße er küßt.“ Eine andere Faustina, die Gemahlin des Antoninus, hat ihrem Gatten manche Sorge bereitet, nicht, wenn ich mich nicht irre, wegen ihres ausschweifenden Lebenswandels, sondern durch die Indiskretion ihrer Zunge und ihr Sichgehenlassen.[2] Antoninus liebt sie dennoch; nicht allein erhebt er sie nach ihrem Tode (141) zur Göttin, eine Artigkeitsbezeugung, die er ihr schicklicher Weise nicht würde haben versagen können;[3] sondern noch bei ihren Lebzeiten dankt er aus dem

1) S. im Allgemeinen Fronto. Seine Briefe passim; de Feriis Alsiensib., ep. 3.

2) Ob nimiam libertatem facilitatemque vivendi. (Capitol.)

3) Zahlreiche Münzen bestätigen die Apotheose der Faustina: DIVA FAVSTINA. — AEDEI DIVAE FAVSTINAE. — AETERNITAS. — PVELLAE FAVSTINIANAE, etc.

Grunde seines Herzens Fronto, der im Senate eine Lobrede auf Faustina und ihn gehalten hat, und er setzt hinzu: „Ich würde lieber mit ihr auf dem Felsen von Gyaros leben, als ohne sie in dem Palaste.“[1]

Da endlich ist man frei. Antoninus erträgt den Scherz und mehr noch, als den Scherz. Er besucht einen gewissen Valerius Homulus, eine boshafte und kecke Zunge. „Woher hast du diese schönen porphyrnen Säulen? — Wenn man bei Andern ist, antwortet Homulus, muß man taub und stumm sein.“ Und Antoninus schweigt. — Antoninus, läßt zur Erziehung des M. Aurelius einen Stoiker, Namens Apollonius, kommen. Als dieser angekommen war, befiehlt er ihn zu sich nach dem Palaste. „Dem Schüler gebührt aber, zu seinem Lehrer zu kommen,“ antwortet impertinent der Philosoph. „Wahrhaftig, sagt Antoninus, Apollonios ist ein sonderbarer Mensch. Er ist von Chalkis nach Rom gekommen und will nicht von seiner Wohnung nach dem Palaste kommen.“ Das war seine ganze Rache, und M. Aurelius gieng zum Apollonios. — Zu Smyrna hatte der Rhetor Polemon den Antoninus, der ihn um Gastfreundschaft bat, auf eine ungeschliffene Weise aus dem Hause gewiesen. Polemon kommt nach Rom, und Antoninus, der inzwischen Kaiser geworden war, nimmt ihn desungeachtet mit großer Aufmerksamkeit auf. Sich zu seinen Sklaven wendend sagt er: „Gebt dem Polemon eine Wohnung, und daß Niemandem einfalle, ihn aus dem Hause zu weisen.“ Solche Geduld zeigte ein Nachfolger des Nero und Domitianus.

Und, was nicht immer der Fall ist, die Einfachheit des Antoninus war ohne Affektation. Antoninus war höchst einfach. Wenn er auf seinem Wege Bequemlichkeit und Luxus fand, so fügte er sich darein ebenso wie er sie entbehren konnte, wenn er sie nicht hatte; denn er konnte auf gleiche Weise entbehren und genießen, während die meisten Menschen weder ohne Herzleid entbehren, noch ohne Uebermaß genießen können.[2] Wenn Pracht und Glanz bei Festtagen, öffentlichen Spielen, Schauspielen geboten war, so nahm er sie an,

1) Münze: Concordiae. Antoninus und Faustina, weiter unten M. Aurelius und die jüngere Faustina sich die Hand gebend (aus dem dritten Konsulate, 140—144). Ueber die Apotheose der Faustina siehe die große Anzahl von Münzen, und ihren auf der via sacra noch heut stehenden Tempel, worauf der Name des Antoninus dem ihrigen nachher zugesetzt ist.

2) Marc. Aurel., I, 16.

„nicht, um eine Ehre darein zu setzen, sondern weil es nöthig war.“ Er war kein Römer aus der Zeit des Verfalles mit seinem seidenen Gewande und seinem Kissen von Rosenblättern; er war auch kein Kyniker mit seinem Bettelsacke und seinem Stocke.

Nein, es war nichts Außergewöhnliches; er war nur ein Kaiser, der Mensch sein wollte. Nach dem Tode eines von seinen Lehrern weinte M. Aurelius, und einige von seinen Freunden, wie man dergleichen zuweilen in den Palästen antrifft, Schmeichler des Königthums noch mehr, als der Könige, fanden diesen Akt der Pietät der kaiserlichen Etikette zuwider. „Lasset ihn, sagte Antoninus, ein Mensch sein; weder der Purpur, noch die Philosophie heben die menschlichen Gefühle in unserem Herzen auf.“

Lasset ihn ein Mensch sein! Das war es, was die Völker, das war es, was die Kaiser bedurften. Man hatte genug an der übermenschlichen und unmenschlichen Existenz eines Domitianus und eines Nero. Gott sei Dank, sie waren fern, sie und ihre Tigellinus, ihre Poppäa, ihre Callistus, ihr scheußlicher Luxus, ihre scheußliche Grausamkeit und Ausschweifung, ihre riesigen Orgien, ihre unglaubliche Lebensweise, ihre Verleugnung aller Menschlichkeit und aller menschlichen Gefühle. Es war für die Welt ein Glück, einen Kaiser leben, sprechen, denken, was soll ich sagen, wie einen gewöhnlichen Sterblichen sich vertraulich unterhalten, grüßen, gehen, jagen, fischen, die Weinlese halten zu sehen. Man war entzückt das Königthum im sagum und in Pantoffeln zu sehen; man hatte eine kindische Freude daran, aber eine kindische Freude, die sich begreifen läßt. Man mußte unter dem neronischen Regime gelebt haben, um den vollen Werth dieser Einfachheit, die Menschen schonte, kennen zu lernen. Und auch die Macht fühlte mit Wonne, daß sie wieder Mensch wurde, daß sie Geschmack fand an den gewöhnlichen Verhältnissen des Lebens, aus denen man nicht heraustritt, ohne seinen Hochmut theuer zu bezahlen. Sie freute sich, die abscheulichen Erinnerungen an ihre frühere Apotheose zu verwischen; sie fand ihre Lust daran, nur Mensch zu sein. Es war ihr selbst gestattet, die Etikette mehr abzulegen, in Betreff ihrer persönlichen Würde weniger empfindlich zu sein, weniger pomphaft, mehr zugänglich, als es einem modernen Königthume sein würde. Die römischen Kaiser waren nicht Könige; wenn es nicht abscheuliche Tyrannen waren, so waren es lebenslängliche und absolute Präsidenten der Republik. Und überdies waren die ersten

Cäsaren so weit in der Etikette gegangen, daß man nach ihnen dieselbe entbehren konnte.

Die Einfachheit des Menschen machte die Stärke des Fürsten. — Antoninus gehörte zu den langsamen und besonnenen Charakteren, die wenig vorgehen, aber nicht zurückgehen. Alles wurde ohne viel Lärm und Aufsehen zu machen (ἀτραγῴδως), aber sicher vollbracht. Wo er sich festgesetzt hatte, da blieb er; er unternahm nicht einmal eine kurze Reise ohne Grund und ohne überlegt zu haben. Er hatte sich nach der Herrschaft nicht gesehnt; als er sie hatte, hielt er sie fest.

So befreite er sich sofort von dem Joche der Hofschranzen und insbesondere der Freigelassenen, der einflußreichsten Hofschranzen in Rom. Wenn der Fürst wie ein gewöhnlicher Sterblicher sich Raths erholte und überlegte, so konnte durch einen Günstling auch keine Entscheidung übereilt werden. Stand die einmal getroffene Entscheidung fest, so war keine Hoffnung vorhanden, daß sie durch Intrigue geändert wurde. Hatte der Fürst keine Geheimnisse oder nicht sehr viele, so war keine Hoffnung vorhanden, aus der Verkaufung der Geheimnisse des Fürsten Gewinn zu ziehen. Arbeitete der Fürst viel und machte er Alles selbst, so konnte kein Vermittler da sein und mit der Sorglosigkeit des Fürsten ein Geschäft machen. Die Freigelassenen des Fürsten waren außer sich;[1] ihre Verzweiflung und ihre Beseitigung waren das beste unter allen Symptomen in Betreff der Regierung.

Auch die Verwaltung des Reiches nahm unter ihm einen Charakter der Stabilität an, der eine wahre Revolution war. Antoninus wählte seine Räthe, ohne sich zu übereilen; waren sie einmal gewählt, dann hörte er auf Nichts, was man gegen sie vorbrachte. Mit einer peinlichen Achtsamkeit ernannte er seine Abgeordneten nach den Provinzen; waren sie einmal ernannt, so behielt er sie auf unbestimmte Zeit. Er setzte keinen andern an die Stelle der Präfekten, die Hadrianus ernannt hatte; „einen rechtlichen Richter behielt er stets bei.“ Die alten Republiken lieben nicht die perpetuirlichen Gewalten; das alte Rom hatte nur jährige Magistrate; in der Kaiserzeit waren die Pro-

---

1) Imperatorum fastigium ad summam civilitatem deduxit, unde plus crevit; recusantibus aulicis ministris, qui, illo nihil per internuncios agente, nec terrere poterant homines aliquando, nec ea, quae occulta non erant, vendere. (Capitol., 6, 11, Anton., 1, 16, VI, 30.)

konsuln nur drei Jahre im Amte. Antoninus dagegen ließ dieselben Prokonsuln sieben und neun Jahre in ihren Provinzen; er behielt zwanzig Jahre denselben praefectus praetorii.[1] Es war eine Regierung, wo Alles mit Milde geschah, aber ernst und auf die Dauer.

Bei einer so einfachen, festen, regelmäßigen Regierung gewann man drei Dinge: Reichthum, Glanz, Menschlichkeit. Man verkaufte die unnützen Luxusgegenstände seines Vorgängers; man hob die unverdienten Jahrgelder, die er gewährt hatte, auf; man stellte die kaiserlichen Reisen, die zur Zeit des Hadrianus von Nutzen, nach ihm weniger nothwendig und immer kostspielig waren, ein; denn „die Reise eines selbst sparsamen Kaisers, sagte Antoninus, ist immer eine drückende Last für sein Volk.“ Man führte Buch über die geringsten Ausgaben, selbst über die der Provinzen; man „hätte ein Kümmelkorn spalten mögen,“[2] sagten die bösen Zungen der Freigelassenen. Soviel über die Oekonomie und den Reichthum.

Sparsam mit dem öffentlichen Vermögen, war er verschwenderisch mit dem seinigen. Reich zur Kaiserherrschaft gelangt, hatte er gleich anfangs zu seiner Frau gesagt: „Unser Vermögen gehört uns nicht mehr.“ Er vertheilte an das Volk, an die Soldaten, an noch Andere Geschenke aus seinem Privatvermögen. Als er seine Tochter verheiratete, übergab er ihr das Kapital ihres Vermögens, die Zinsen behielt er für sich, um sie zu den Staatsausgaben zu schlagen; bei seinem Tode mußte er seine Familie arm und den Schatz gefüllt hinterlassen.[3] Diese Liberalität des Menschen gegen den Fürsten hatte zur Folge, daß letzterem nie das Geld für den Aufwand, den seine Stellung erforderte, fehlte. Er konnte dem Volke Antilopen und Hyänen[4] vorführen, konnte neun Mal während seiner Regierung die unvermeidlichen Geldspenden erneuern,[5] die sich in Summa auf acht hundert Denare pro Kopf beliefen;[6] wenigstens zum Theil auf

---

1) Capitolin.

2) Xiphil., LXX, 1.

3) Eutrop., VIII, Suidas; Capitol.

4) Capitol., 10. Strepsicerotas. S. Plin., VIII, 79 (53), corocottas, Kreuzung von Hyäne und äthiopischer Löwin. Plin., ib., 45 (30).

5) Eckhel, VII, p. 11. cf. Mommsen, Chronogr. d. J. 354, S. 647.

6) Für dreihunderttausend Theilhabende zweihundert und vierzig Millionen Denare oder hundertachtzig Millionen Reichsmark. Die Münzen führen: Liberalitas, VI (J. 149), VIII (J. 158), IX (J. 161).

das aurum coronarium,[1] das die Thronbesteigung für die armen Völker so wenig erwünscht macht. Soviel über den Glanz und die Liberalität.

Kurz er zeigte sich human. Dies Wort hatte kein vollkommen gleichbedeutendes bei den Römern. Die Griechen sagten philanthropos, ein Wort, was die Modernen gemisbraucht haben, aber das seinen Werth hat. Paulus hat sich dessen bedient, und zwar indem er von dem Herrn spricht[2]: „Als aber die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes, unsres Heilandes erschien." In Rom hätte das Wort pius am besten unser human wiedergegeben; die Humanität war in der Pietät enthalten. Als ein von Pietät erfüllter vorsorglicher Kaiser konnte der sparsame Antoninus wie sein letzter Vorgänger zwei Einnahmeposten von seinem Budget streichen, die verordneten Testamente und die politischen Konfiskationen; er nahm kein testamentarisches Vermächtnis an, wenn Kinder vorhanden waren, er konfiszierte weniger, als je ein Fürst gethan hatte, er beseitigte die Delatoren, so daß eine ganze Kategorie für vernichtet galt.[3] Obgleich es unter seiner Regierung nicht an Verschwörungen und zwar, wie es scheint, in ziemlich großer Anzahl, fehlte, so spricht ihn doch die Nachwelt von jedem Blutvergießen frei.[4] Ein einziger Verschwörer wurde verurtheilt. Antoninus verbot, nach seinen Mitschuldigen zu forschen, und gewährte einem Sohne, den der Verurtheilte hinterlassen hatte, stets seinen Beistand. Ein anderer Verschwörer, der entdeckt wurde, entleibte sich selbst. Antoninus ließ alle Untersuchungen einstellen; er wollte nicht, erklärte er dem Senate, zeigen, daß in dem Reiche so viele Personen seien, die ihn nicht liebten. Endlich wurden die Senatoren, die unter den schlechten Fürsten so bedroht waren, dermaßen

---

1) Antoninus dispensierte die Provinzen von der Hälfte, Italien von dem Ganzen.

2) Ὅτε δὲ χρηστότης καὶ ἡ φιλανθρωπία ἐπεφάνη τοῦ Σωτῆρος ἡμῶν Θεοῦ. Tit., III, 4. Die Vulgata übersetzt φιλανθρωπία durch humanitas, das hier in seinem modernen Sinne genommen ist.

3) Quadruplatores extincti sunt; publicatio bonorum rarior quam unquam fuit. (Capitol.)

4) M. Aurel. sagt: „Non Augustum, non Traianum, non Hadrianum, non parentem suum Pium a rebellibus potuisse superari cum et multi fuerint et ipsis vel insciis, vel invitis extincti." S. Vulcatius Gallicanus in Avid. Cassio. Einer von diesen Häuptern der Verschwörung hieß Celsus. (S. ibid., infra.)

bevorzugt, daß sie nicht einmal einen wegen Vatermordes verurtheilten Senator wollten hinrichten lassen; er ließ ihn auf eine öde Insel bringen, um dort, wenn er könnte, zu leben. Dies in Bezug auf seine Humanität und Milde.

Kurz, alle Akte, die uns aus der Regierung des Antoninus bekannt sind, umfaßt und charakterisiert der Beiname Pius, der bei den Schriftstellern des Alterthums sein Eigenname geworden ist. Es war ein Akt seiner Pietät und der gewöhnlichen Pietät der Kaiser, leidenden Menschen oder Städten zu helfen. Arme Senatoren, ausgediente Präfekten, die durch Feuer, Ueberschwemmungen, Hungersnoth, Erdbeben gelitten hatten, unterstützte er.[1] Nach einem Brande, der dreihundert und vierzig Häuser in Rom verzehrte, vertheilte er an die Nothleidenden Getreide, Wein, Oel unentgeltlich. Das undankbare Volk war darüber nicht wenig aufgebracht. Antoninus beschwichtigte den Aufstand mehr, als daß er ihn unterdrückte.[2]

Es war ein Zeichen kaiserlicher Pietät, in die Fußstapfen des Trajanus zu treten und die Stiftungen für arme Kinder zu erweitern. Antoninus gründete neue, die er nach seiner Gemahlin Faustina benannte, und die Münzen von ihm zeigen ein Weib, umringt von Kindern mit der Umschrift: Pietati aug. cos. IIII.[3]

Es war auch ein Akt der Pietät gegen seine Vorgänger, daß er ihnen Denkmäler errichtete, ein Akt der Pietät gegen die Völker, daß er nützliche Bauten unternahm. Bei diesen seinen Bauten hatte Antoninus stets das eine oder das andere von den beiden Zielen vor Augen, die Ehre Anderer, das Wol der Völker, nicht seinen eignen Ruhm. Er vollendet das Grabmal des Hadrianus und seine Tempel der Venus und Roma; er restauriert die Denkmäler des Vespasianus und des Agrippa; die alte Brücke des Ancus Martius stellt er wieder her. Das einzige Werk, das sein eignes ist, ist der Tempel des Hadrianus, seines Vaters, der durch den Einfluß seines Sohnes zum

---

1) Durch Erdbeben: Rhodos und andere (s. Pausanias, VIII, 43), durch Feuer: Narbo, Karthago, Antiochia; durch Hungersnoth, Feuer und Ueberschwemmung: Rom. S. Mommsen a. a. O. S. 647. Doehler.

2) Aurel. Victor in Epitome Capitol.

3) Eine Frau stehend, eine Kugel in der rechten Hand haltend, ein Kind auf dem linken Arme, zwei Kinder neben ihr. Diese Münze ist vom Jahre 160; andere aus den Jahren 151, 160, 161. S. auch Capitol., 8 und mehrere Inschriften von 149, 150. (Gruter, 1022; Muratori.)

Gott erhoben wurde. Ferner hat er einen Hafen zu Cajeta anlegen, einen andern zu Terracina, einen dritten zu Puteoli,[1] ein von dem Adoptivvater gegebenes und von dem Sohne erfülltes Versprechen, wiederherstellen lassen. Die Provinzen, die er nicht besucht, werden wie Rom, wo er wohnt, behandelt. Gallien, von wo er herstammt, empfängt von ihm zahlreiche Beweise seiner Freigebigkeit; das durch Feuer verheerte Narbo beginnt aus seiner Asche hervorzugehen; es stellt seine Säulenhallen, sein Thermen, seine Basiliken wieder her.[2] Als einfacher Senator verschönerte er schon den sogenannten Hain des Asklepios zu Epidauros; hier, wo schon vor ihm sich Tempel, Säulenhalle, ein Theater befanden, erbaute er Bäder, hier erbaute er ein Haus, wo man ein Geburts- und Sterbehaus, denn es war in dem Haine des Asklepios nicht gestattet, weder zu gebären, noch zu sterben, und man jagte unbarmherzig aus demselben die Todtkranken und die Frauen, die ihrer Niederkunft entgegensahen.[3] Griechenland, Jonien, Syrien, Afrika sogar und besonders Karthago verdanken ihm nicht ein neues Denkmal, sondern viele von ihm oder mit seiner Hilfe errichtete Denkmäler. So wirkte er in der Stille, anonym, mehr wie ein besorglicher Vater, als Fürst, aus Liebe zum Guten, nicht aus Liebe zum Ruhme, aus reiner Pietät und nicht aus Ehrgeiz.[4]

---

1) Ueber Puteoli: OPVS PILARVM VI MARIS CONLAPSVM A DIVO PATRE SVO PROMISSVM RESTITVIT. (Inschr. aus dem Jahre 140. Orelli 841.) Ueber Caieta s. M. Aurel., 1, 13. Ueber das Uebrige Capitol. — Inschrift: Restauration der via Aemilia (143). Henzen, 5119. — Eine andere in Betreff der Brücke von Cyperanum im J. 141 (Gruter, 161).

2) Inschrift aus Narbo (Gruter, 171). — Meilenzeiger des Antoninus in der Umgegend von Viviers aus dem sechsten und siebenten Tribunate (144 und 145). — Ein zu Marseille aufgefundener Sarkophag, der den Romulus und Remus darstellt wird in die Regierungszeit dieses Fürsten gesetzt, aber einzig und allein wegen seines Geschmackes an den römischen Antiquitäten. Endlich schreibt man ihm aber ohne Beweis den Pont du Gard und das Amphitheater von Nemausus zu. S. Millin, Voyage dans le Midi, t. II, p. 108, III, p. 157, 210, 226.

3) Pausan., II, 27.

4) Wasser- und Straßenbauten in Afrika (Renier, 19, 1413, 2300—4360. Henzen, 6622).

Aquadukt zu Athen (Inschr. Gruter, 177); zu Odessa (Henzen, 5290).

Münzen der Provinzen zu Ehren des Antoninus, aus Afrika, Asien, Britannien, Kappadokien, Dakien, Hisspanien, Mauritanien, Parthien

Ein Werk der Pietät zu dem römischen Namen war es, daß er des Reiches Frieden und Würde nach Innen, seinen Frieden und seine Würde nach Außen hin aufrecht erhielt. Was die Verhältnisse nach Außen hin betrifft, so behielt Antoninus die freundschaftlichen und diplomatischen Beziehungen mit den Nachbarvölkern bei; gab es denn jenseit der römischen Grenze etwas Anderes, als unlenksame Barbaren, mit denen höchstens ein Waffenstillstand möglich, ein Friede niemals sicher war? Allerdings wäre es ein Leichtes gewesen, das von Trajanus erweiterte Reich noch weiter auszudehnen; aber wozu? Antoninus dachte wie Scipio, daß es besser sei, einen Bürger am Leben zu erhalten, als tausend Feinde zu tödten. Es gab schon genug arme Länder, genug unbebaute Gegenden, genug barbarische Völkerschaften, die für Rom ein unergibiges Besitzthum waren. Antoninus suchte keine Eroberungen zu machen, er wies sogar die Unterwerfungen zurück. Appianus sah Gesandte eines barbarischen Volkes um Annektierung mit dem Kaiserreiche bitten und dieselbe nicht erhalten.

Dennoch hatte Antoninus, aber von Weitem und durch seine Generale einige Kämpfe zu bestehen: — zuerst gegen die Brigantes im nördlichen Britannien;[1] bei dieser Gelegenheit wurde die durch den Wall des Hadrianus gezogene Grenzlinie weiter nach Norden gerückt, und ein Wall von Rasen durchschnitt Britannien von Falkirk bis Dumbarton;[2] — dann in Afrika gegen die Mauren, die man

---

(quid?), Phönike, Skythien, Sikelia, Syrien und der Stadt Alexandria. (Mémoire de l'abbé Greppo). Parthien ist dargestellt durch einen Krieger mit Bogen und Pfeilen; Phönike durch eine Frau mit einem Korbe und dem Palmbaume; Skythien, durch eine Figur, die einen Stock hält; Sikelia durch eine mit Aehren bekränzte Frau; Alexandria durch das Füllhorn und den Ibis.

1) S. Pausan., VIII, 43; Capitolin. . . . Eumenius, Paneg. Constant., 14. Die Münzen in Eckhel, aus den Jahren 140—144. Fronto, de Bello Parthico. Fronto hat diesen Krieg zum Gegenstande eines Panegyricus auf Antoninus gemacht. Antonini Epist. ad Front. S. die Münzen die Britannia darstellen mit einer Victoria, aus den drei Konsulatjahren des Antoninus (140—144). Noch sind wenige Spuren von dem von Antoninus aufgeführten Walle vorhanden, sowie ein Meilenstein bei Palworth, und der Name Falkirk, den man übersetzt church on the Pale, ecclesia ad murum.

2) S. Peter, Gesch. Roms III, II S. 189 Anm. Bossart und Müller a. a. O. S. 310. Doehler.

in den heutigen Kabylen wiederfindet; sie wurden bis an den Fuß des Atlas zurückgedrängt;[1] — dann gegen den Chersonesus und Kaukasus gegen die Alanen, die schon unter Hadrianus die Grenze beunruhigt hatten und das Land drei Jahrhunderte später verwüsteten; — an der Donau gegen die Germanen und Daker; — im Innern gegen die bald unterdrückten Empörungen in dem im Allgemeinen friedlichen Achaja und in dem stets unruhigen Aegypten.[2] Die Juden, die sich wieder einmal empört hatten, traf von Neuem, aber nicht zum letzten Male, ein hartes Schicksal.[3] Partielle Kämpfe, entfernte und unbedeutende Scharmützel, die den inneren Frieden nicht störten, die nicht ein einziges Mal den Fürsten nöthigten, aus Italien zu gehen, und die den Historiker nicht hindern zu sagen, daß Antoninus fast allein unter allen Fürsten weder das Blut eines Bürgers, noch das eines Feindes selbstwillig vergossen hat.

Dieser Friede übrigens war ein würdevoller. Die Friedenspolitik des Hadrianus wurde durch die Verehrung, die sich an die Person seines Nachfolgers knüpfte, noch gehoben. Für alle Vasallenkönige des Reiches war Antoninus weniger ein Herr, als ein Beschützer und Vater.[4] Der König von Armenien bat den Antoninus, ihn in seine Herrschaft wieder einzusetzen; und als der parthische König Vologeses, sich darüber beleidigt fühlend, Armenien bekriegen wollte, genügte ein Schreiben des Antoninus, ihn davon abzuhalten.[5] Diese Potentaten von Asien legten ihre Waffen nieder und machten

---

1) Pausan., VIII, 43. Aristid., I, p. 216 vit. Ant. 5. — Münzen. Sieg in Afrika im 23. Tribun. (160).

2) M. Aurel. sagt: Non Augustum — non parentem suum Pium potuisse a rebellibus superari cum et multi fuerint et ipsis vel invitis vel insciis extincti. (Vulcatius Gallicanus, in Cassio.)

3) Germanos et Dacos . . ., et Judaeos rebellantes contudit per praesides et legatos. (Capitol.) Ein Fragment des Fronto (de Bello Parthico) dürfte den Kriegen des Antoninus eine Wichtigkeit beizulegen scheinen.

4) Ut parentem seu patronum magis quam dominum imperatoremque repularent. (Aurel. Vict., Epit.)

5) Münzen: REX ARMENIS DATVS, mit dem Datum COS III (140—144) und die Erklärung von Vaillant nach Capitol., 9; eine Stelle des Jamblichos.

In Betreff eines Königs von Edessa: Abgarum ex Orientis partibus sola auctoritate deduxit. (Capitol.)

einen etrurischen Gutsbesitzer zum Richter in ihren Streitigkeiten. Die Völker am schwarzen Meere, die Völker an der Donau erhielten Könige aus seiner Hand.[1] Der König von Iberien, Pharosmanes, kam nach Rom, wie er es unter Hadrianus gethan hatte und zeigte sich noch respektvoller. Eine Waise, der Sohn eines Königs vom Bosporos, war durch die römischen Waffen auf den von seinem Vormunde usurpierten Thron wieder gesetzt worden. Die alte griechische Republik Olbia (jetzt Cherson) bat Rom um Hilfe gegen die Skythen, und die römischen Adler vertheidigten sie an den Ufern des Don. Rom empfieng Gesandte aus den entferntesten Punkten der Welt, aus Hyrkanien, Baktriana, aus Indien; sie die Eroberin der einen Hälfte der Welt war die Schiedsrichterin der anderen. Sie besaß, um sich furchtbar zu machen, ein Heer, das freilich nicht mehr das des Scipio oder Cäsar war; aber noch immer das des Trajanus: Zweimalhunderttausend Mann Fußvolk, vierzigtausend Reiter, zweitausend Kriegswagen, dreihundert Kriegselephanten, zweitausend leichte Fahrzeuge, funfzehnhundert Schiffe mit mehreren Reihen Ruderer, dreitausend Takelage, achtzig kaiserliche Galeren, dreihunderttausend Rüstungen in seinen Arsenalen und in seinem Staatsschatze viermal hundert und siebzigtausend ägyptischer Talente (ungefähr vierhundert Millionen),[2] ansehnliche Ziffern für das Alterthum. Und um sich Liebe und Achtung zu erwerben, befolgte Rom die achtbarste, die zuvorkommendste, dem Frieden zugeneigteste Diplomatie, die die Welt bisher gesehen hatte; es herrschte durch seine Rechtlichkeit da, wohin sein Zepter nicht reichte.

Der Friede und die Würde im Innern waren gleich dem Frieden und der Würde außerhalb Roms. Es war nicht mehr das alte Rom; in vieler Hinsicht auch nicht einmal mehr das des Augustus. Man konnte sich jedoch über seinen Verfall teuschen. Antoninus war, soviel man es in seinem Jahrhundert sein konnte, ein wahrer Römer. Er hielt die Erinnerungen, den Ursprung, die Nationalzärimonien, die Gebräuche heilig. Er bewahrte, wie Trajanus, eine große Hochachtung vor den republikanischen Institutionen. Er und seine Adoptivsöhne bewarben sich wie einfache Bürger in der üblichen Form um das Konsulat, als er es für an der Zeit hielt, daß sie Konsuln

---

1) REX QVADIS DATVS. Aus dem dritten Konsulate (140—144).
2) Appian., in Prooem.

wären. Er popularisierte die römischen Erinnerungen und Typen, indem er sie auf seine Münzen prägen ließ: den Aeneas, wie er seinen Vater auf seinen Schultern trägt, Mars und Rhea, die Wölfin und die Zwillinge, die Sau von Lavinium, den ruminalischen Feigenbaum; Horatius Cocles, den Augur Nävius und sein Rasiermesser, die nach Rom gebrachte Schlange des Aesculapius. Die Münzen, indem man sie mit solchen Bildern prägte und sie als Verkehrsmittel in Umlauf setzte, versahen bei den antiken Gesellschaften bis zu einem gewissen Punkte den Dienst der Presse. Antoninus suchte in Arkadien den unbekannten Flecken Pallantion auf, von wo nach Vergilius Evander ausgezogen sein soll, um am Ufer des Tiber den Grund zur Stadt Rom zu legen; er erhob diesen Flecken zu einer Stadt, gab den Einwohnern die Freiheit und erließ ihnen die Steuern.[1] Er bestätigte die Privilegien von Ilion, dieser zweiten Mutter von Rom, wie man sagte.[2] Endlich fand die Religion, oder besser gesagt, das römische Zärimoniell an ihm einen strengen Beobachter.[3] Er vollzog selbst die Opfer und ließ sich nie vertreten, außer in einem Krankheitsfalle, ein mehr nationaler als religiöser, mehr kaiserlicher als frommer Akt.

Merkwürdig ist es übrigens, daß alle diese Fürsten von Nerva an mit dem Wunsche des sittlichen Fortschritts einen konservativen Geist in der Politik gezeigt haben. Als Philosophen der Zukunft entgegengehend, halten sie wie Römer an der Vergangenheit fest. Die Tyrannen dagegen, die weder Römer noch Philosophen sind, entwürdigen die Vergangenheit und gefährden die Zukunft.

Auch hier haben wir nicht allein die Erhaltung, sondern den Fortschritt zu konstatieren. Nachdem wir das römische Reich durch Antoninus befestigt, aufrecht erhalten, in dem römischen Geiste verherrlicht erblickt haben, müssen wir sagen, was Antoninus that, oder was unter seiner Regierung im Sinne der kosmopolitischen, philosophischen, liberalen, progressiven Tendenzen des Jahrhunderts geschah.

---

1) Pausan., VIII, 43.

2) Dig., 17, § 1, de excusationib. (XXVII, 1).

3) OPTIMO MAXIMOQVE PRINCIPI ET CVM SVMMA BENIGNITATE IVSTISSIMO OB INSIGNEM ERGA CEREMONIAS PVBLICAS CVRAM ET RELIGIONEM. (Inschrift aus dem Jahre 143 zu Rom, Orelli, 841).

Zweites Kapitel.

Die Freiheiten des römischen Reiches.

Wie hätte es anders sein können, und wie sollte nicht ein Fortschritt gemacht sein? Gegen das Ende der Regierung des Antonius waren fünf und sechzig Jahre unter einer im Allgemeinen vernünftigen Herrschaft verflossen, fünf und sechzig Jahre ohne einen wirklich bedrohlichen Krieg, und seit Hadrianus vierzig Jahre eines fast vollständigen Friedens nach Außen hin. Die längste Friedensperiode, die Europa gehabt hat, von 1815 bis 1854 hat nur neun und dreißig Jahre gewährt, und Europa hat noch dazu Revolutionen gehabt. Solche Ruhepunkte in der Weltgeschichte sind selten, und sehr unglücklich würde das Menschengeschlecht sein, wenn es hieraus nicht einen Nutzen zöge.

Dieser Fortschritt, der unter Antoninus seinen Höhepunkt erreicht hatte, und der nach ihm wieder sank, zeigt sich in der Politik, in den Ideen, in den Sitten.

Zuvörderst in der Politik. — Obgleich man das Wort Freiheit misbraucht, so muß man doch zugeben, daß in der Politik der wahre Fortschritt wenigstens etwas Freiheit in sich schließt. Es ist vielleicht sehr nothwendig, daß ich gefesselt werde, aber man gestatte mir, daß ich das keinen Fortschritt nenne. Der Fortschritt ist nur, wenn ich ohne Hindernis frei sein kann.

Welches war nun für den damaligen Römer das Maß der Freiheit? Bis zu welchem Punkte mit oder ohne Hindernis war es ihm möglich frei zu sein?

Ich will die modernen Nationen (ich sage nicht die christlichen Nationen) in den Schatten stellen; sie sind von Zeit zu Zeit frei. Sie haben die freie Presse, zügellos bis zur Frechheit, wenn sie nicht unterdrückt wird, und das Alterthum hatte sie nicht. Sie haben das allgemeine und regelmäßige Stimmrecht, und das Alterthum, wenn

es dasselbe besaß, hatte ein partielles, unregelmäßiges, tumultuarisches. Sie haben die Rednerbühne, und die römische Welt hatte sie nicht mehr. Sie haben Verfassungsurkunden, Konstitutionen, habeas corpus-Akte, unbegrenzte schriftlich verbürgte Freiheiten; das Alterthum hatte nichts dergleichen.

Und ist dennoch das Europa des neunzehnten Jahrhunderts überall, beständig und in allen Dingen viel freier, als es das Alterthum war, selbst das römische und kaiserliche Alterthum (die Sklaven natürlich nicht in Betracht gezogen)?

Zu gewissen Zeiten ist das Europa des neunzehnten Jahrhunderts ohne Zweifel rechtlich und politisch sehr frei. Man stimmt, schreibt, druckt, redet in gewissen konstitutionellen Staaten, ohne von der Macht gehindert zu werden, ohne ihre Erlaubnis, ohne ihr Wissen, gegen ihren Willen, gegen das Theuerste, was sie hat, gegen ihre Minister, gegen sie selbst, zu ihrer großen Verzweiflung und zu ihrem großen Verderben. Es geschehen so außerordentliche Dinge hierin, daß schon der Gedanke daran einen Unterthanen des römischen Reiches mit Schauder erfüllt hätte. Aber anderseits sind selbst in unsern Tagen der größten Freiheit die gewöhnlichsten, alltäglichen Akte unsers Lebens von dieser souveränen Macht abhängig, und nicht allein von ihr, sondern von ihren Ministern, ihren Gemeindevorstehern, ihren Amtsgehilfen, ihren Wächtern. Nur einen Akt im menschlichen Leben gibt es, worüber die Regierung ihre Autorität nicht ausübt, wir bedürfen ihrer Erlaubnis nicht, um zu sterben. Unumschränkt zu gewissen Zeiten, in den großen und öffentlichen Angelegenheiten, sind wir stets Untergebene und mehr als Untergebene in den kleinen und privaten Angelegenheiten. Aber das Leben besteht leider aus den kleinen Dingen, und die Privatangelegenheiten sind die wichtigsten im Leben.

Sehen wir jetzt zu, worin die Freiheit und Unterwürfigkeit des römischen Reiches bestand.

Das römische Reich hatte keine Verfassungsurkunde, oder vielmehr es hatte eine; es war das bei jeder Regierung erneuerte Senatusconsultum, das nichts für das Volk festsetzte, sondern Alles dem Fürsten verlieh. Das römische Reich hatte keine berathende Versammlung wie die Neuzeit; der Senat, obwol rechtlich unabsetzbar und faktisch erblich (es fehlte wenig daran), der Senat besaß weder eine Unabhängigkeit, noch eine Oeffentlichkeit, noch eine festgesetzte Prärogative. Er war, mich eines konstitutionellen Ausdrucks bedienend,

der wahre Souverän des Reiches, wie es der Daïri von Japan ist; aber er hatte sich, wie dieser, einen Stellvertreter gegeben, der Alles vermochte, selbst gegen ihn. Das römische Reich hatte nicht ein einziges Gesetz, das seine Freiheit schirmte. Ich wenigstens kenne kein Gesetz, so klein es auch sein mag, das für eine Restriktion der kaiserlichen Macht gelten kann. Das war die Unterwürfigkeit des römischen Reiches. Worin bestanden seine Freiheiten?

Seine Freiheiten, ich habe es schon gesagt, waren keine Gesetze, es waren Handlungen. Und diese Handlungen können in eine einzige zusammengefaßt werden: die Kunst der Regierung war weniger ausgebildet, als sie es jetzt ist. Man war freier, weil man weniger zivilisiert war.

So hatte das römische Reich seine individuelle Freiheit. Das Wort kann unter den Cäsaren seltsam erscheinen, und ich will selbst zugeben, daß die lex Porcia und die lex Sempronia, die unter der Republik eine Art habeas corpus-Akte waren, unter den Kaisern von ihrer Macht verloren hatten.[1] Aber man bemerke auch, daß der Kaiser (außer daß er keinen Telegraphen und keine Eisenbahn hatte) nicht einmal (das ist die erste Lücke) eine wol geordnete Verwaltung hatte; er hatte keine Hierarchie von Beamten, die von einander abhiengen, von denen die einen durch die andern befördert, oder abgesetzt werden konnten und alle von dem gemeinschaftlichen Herrn. Die Prokonsuln selbst und die Proprätoren, gegenseitig unabhängig, halb gewählt, ungefähr auf drei Jahre ernannt, und am Ende dieser Zeit der Anklage derjenigen, die sie verwaltet hatten, ausgesetzt, waren bis zu einem gewissen Punkte frei gewesen und persönlich verantwortlich für die Obrigkeiten der Republik. — In Folge dessen (zweite Lücke) hatte der Kaiser keine Polizei und konnte keine haben, er hatte nur freiwillige Spione, ernannte Delatoren, unbequeme und selbst gefährliche Werkzeuge, die man anfeuern, aufmuntern, belohnen, mit denen man abrechnen, handeln, verhandeln mußte. Tiberius wäre vor Freude außer sich gewesen bei dem Gedanken an ein solches administratives Delations- und Spionierungssystem, wie es von Sartines

---

1) Man sehe jedoch, wie energisch und mit welchem Erfolge Paulus unter Nero sich auf seinen Titel römischer Bürger, das heißt auf die Privilegien, beruft, die die Gesetze der Republik an diesen Titel geknüpft hatten. Act., XVI, 35, 39; XXII, 23, 30; XXIII, 27.

eingeführt wurde. — Er wäre vor Freude außer sich gewesen, aber es hätte ihm an Geld gefehlt; denn (dritte Lücke) der Kaiser hatte kein Budget; das Finanzwesen befand sich in seiner Kindheit. Dies ungeheure Gebiet, im Durchschnitt so reich, wie es heut ist, und das, ohne es zu übertreiben, seinen gegenwärtigen Regenten ein Budget von mindestens fünf Milliarden gibt, gab dem Kaiser nicht 400 Millionen, und da die Steuern, die diese vierhundert Millionen aufbrachten, zuvor durch die Hände von etwa funfzigtausend Publikanen giengen, so schrieen die Steuerpflichtigen, die vielleicht das Doppelte von dem, was der Kaiser empfieng, fürchterlich. — Wenn nun der Kaiser dadurch, daß er sein Volk zwang, eine etwas ernste Auflehnung herbeigeführt hätte, so wäre er nicht im Stande gewesen, sie zurückzuhalten; denn (vierte Lücke) da er kein Budget hatte, hatte er auch kein Heer. Dies Gebiet, das jetzt nicht weniger als 3 Millionen Soldaten stellte, lieferte damals, ohne daß es viel weniger, als jetzt bevölkert ist, nicht mehr als 400,000 Mann, und diese 400,000 Mann wurden durch die Grenzwache absorbiert. Es gab ganze Provinzen ohne einen Soldaten. — Ueber dies Reich ohne Verwaltung, ohne Polizei, ohne Budget, ohne Heer würde wegen seiner militärischen, fiskalischen, administrativen Armut der niedrigste Beamte der Polizei, des Kriegsministeriums oder des Finanzministeriums die Achseln zucken, das weiß ich. Aber was hätten, ich will nicht sagen, die Beamten, aber die Unterthanen des römischen Reiches von unsern so wol geordneten, so wachsamen, so reichen, so stark bewaffneten Monarchien gesagt! Würden sie nicht die Kraftlosigkeit und die Armut der römischen Macht, die für sie die sicherste habeas corpus-Akte und die beste Garantie der individuellen Freiheit war, ein wenig gepriesen haben?

Mit der individuellen Freiheit besaß das römische Reich in Folge dieser Armut und Kraftlosigkeit die Freiheit des Eigenthums. Das Eigenthumsrecht war, glaube ich, ein absoluteres, als es in den modernen Staaten ist. Augustus hatte das Eigenthumsrecht durch die Verwirrungen der Bürgerkriege erschüttert vorgefunden; er hielt es für seine Ehre, es zu achten und wieder zu befestigen. Er rühmt sich, daß er Veteranenkolonien angelegt, daß er sie in großer Anzahl angelegt habe, nicht wie es fortwährend seit Sulla geschehen war, auf einem mit Gewalt in Besitz genommenen, sondern auf einem von seinem Gelde erkauften Grund und Boden; er ist der Erste

sagt er,[1] der mit solcher Gewissenhaftigkeit zu Werke gegangen ist. Er rühmt sich auch, daß er von Privatleuten den Boden gekauft habe, wo sein Forum und sein Tempel des Mars Ultor errichtet werden sollte; es ist gewiß und sowol durch das Zeugnis der Historiker, als auch durch die eingeschränkte Gestalt, die noch jetzt das in Trümmern vorhandene Forum darbietet, bestätigt, daß Augustus den Plan seiner Baumeister beschränkt und modifiziert hatte, um nicht gegen das Eigenthum Anderer gewaltsam zu verfahren.[2] Augustus hat uns hier seine Mühle von Sans-Souci hinterlassen. Man darf aber gar nicht glauben, daß nach ihm, unter den Tyrannen, das Prinzip des Eigenthums aufgehoben sei. Wenn das Expropriationsrecht für absolut gegolten hätte, so würde man sich nicht die Mühe gegeben haben, weder die Reichen zu denunzieren, um zur Konfiskation ihres Vermögens zu gelangen, noch Testamente unterzuschieben oder zu erpressen, um zu erben, noch Rom in Brand zu stecken, um es schöner wieder aufzubauen. Man hätte genommen, was man kraft des unveräußerlichen und unverjährbaren Rechtes des Königthums nehmen wollte. Den Eigenthümer zum Tode verurtheilen lassen, um vermöge der Konfiskation sein Besitzthum nehmen zu können, das heißt mindestens, sein Recht als Eigenthümer anerkennen. Um so mehr wurde unter den gerechten Fürsten und bei geregelten Verhältnissen des römischen Reiches das Eigenthumsrecht respektiert. Es wurde weniger verletzt, wie in der Jetztzeit. Die Uebertragungsgebühren

---

1) Sestertium sexgensim . . . quod pro agris provincialibus solvi unus et solus omnium qui deduxerunt colonias militum in provincias ad memoriam aetatis meae. Lapis Ancyr., III. cf. Boissier-Doehler, Cicero und seine Freunde S. 403. — Vespasianus führte seine Arbeiten intactis cultoribus (Aurel. Vict., in Caes.) aus. Später will Aurelianus die unbebauten Gegenden von Italien zum Trockenlegen nur geben, wenn man sie nach gütlicher Uebereinkunft bezahlt, statuerat dominis locorum incultorum qui tamen vellent pretia dare. Vopiscus.

2) Privato solo comparato Martis Ultoris templum forumque Augustam exstruxi sed et templum Apollinis in solo magnam partem etiam a privatis empto. — (Lapis Ancyr., I . . .) Forum augustius fecit, non ausus extorquere possessoribus proximas domos. Suet., Aug., 56. Ueber die jetzige Gestalt siehe Histoire romaine à Rome d'Ampère, der mit seinem gewohnten Scharfsinn die Spur von der Angabe des Suetonius findet. Unbegreiflich ist, wie er aus dieser Achtung vor dem Eigenthum ein Grund zum Tadel gegen Augustus macht.

von acht oder zehn Prozent, die alle funfzehn oder zwanzig Jahre alle Familien treffen, lasten schwer auf allen Erben, verringern das Kapital jedes Vermögens, selbst des kleinsten, werden von der modernen Gesellschaft ohne zu große Schwierigkeit angenommen. Zu Rom bedurfte es der ganzen Kunst und der ganzen Popularität des Augustus, der sogar die Autorität als Cäsar gebrauchen mußte, um nicht ohne Murren und Misvergnügen sich ein bescheidenes Erbschaftsrecht von fünf Prozent in nur indirekter Linie und nur bei großen Erbschaften gefallen zu lassen.

Das römische Reich hatte also seine Gemeindefreiheit. Da keine administrative Hierarchie für die Verwaltung der Stadt vorhanden war, so mußte sie sich selbst verwalten; da es keinen Schatz gab, aus dem sie unterstützt wurde, so mußte sie ihren eignen Schatz haben; da es keine Miliz gab, um sie zu schützen, so mußte sie, wenn nicht ihre eigne Miliz, aber doch wenigstens ihre Sklaven haben, die einen ähnlichen Dienst versahen. Das Kriegsrecht nach Außen, das Recht über Leben und Tod nach Innen, das nahm ihr die römische Regierung zu jeder ordentlichen Zeit. Diese städtische Freiheit war sehr weit und, wenn man sie mit den erbärmlichen Verhältnissen der modernen Freiheit vergleicht, erstaunenswerth unter einer so absoluten Gewalt. Bei uns ist die Stadt ein Sklave, selbst wenn der Staat frei ist; bei den Römern war der Staat ein Sklave, ohne daß die Stadt aufhört, frei zu sein. Rom war am wenigsten frei.

Mit dieser städtischen Freiheit steht die Freiheit der Assoziationen in enger Verbindung. Diese Freiheit war jedoch, man muß es gestehen, einem sehr beschränkenden Gesetze unterworfen. Die Handwerkervereine in dem republikanischen Rom, wie früher die Hetairien in Athen, hatte oft die Demagogie an sich gerissen, und sie waren reine Clubs geworden. Daher ein Gesetz der Republik, was sorgfältig bewahrt und von dem Kaiserreich erneuert wurde, ähnlich dem Artikel 291 der modernen Jahrhunderte, aber weniger willkürlich, und weniger willkürlich vollstreckt, und das, indem es die alten und gebilligten Korporationen respektierte, die andern aufhob oder untersagte. Selbst Trajanus, der liberale Trajanus, setzte großes Mistrauen in diese Vereine.[1] Dennoch bestanden sie, sie bestanden überall und öffentlich unter dem Namen von collegia, sadalitates in dem Occi-

1) Plin., Ep., X 2, 43.

dent, von Hetairien oder Phratrien (oder auch σωμάτια, ϑίασοι, ἔρανοι) in den griechischen Ländern; sie waren zahlreich, oft reich, bestehend aus Freien, zuweilen aus Sklaven. Es waren zum größten Theile Arbeiterkorporationen oder Vereine zu Ehren eines Gottes; die Sorge für die Todten nahm darin eine wichtige Stelle ein, wie in den frommen Brüderschaften aus dem Mittelalter. Diese Korporationen hatten ihre erwählten Vorgesetzten, oft ihren Patron oder Beschützer nach Außen hin, ihre monatlichen Beiträge, ihre Gastmäler und ihre periodischen Opfer, ihre Kassen, ihre Schatzmeister; es war zur Pflicht gemacht, bei den Versammlungen und besonders bei den Leichenbegängnissen sich zu betheiligen. Es kam eine Zeit, wo, als die Industrie sank, der Staat dieselbe zuletzt ganz und gar, ich will nicht sagen, in die Hände dieser Korporationen als einen Gewinn, sondern auf ihre Schultern als eine Bürde legte; weil nun der Staat sich an sie wandte, so hatten sie Leben und vermehrten sich noch. Außerdem hatten sie ihr Vermögen, ihre Geschäfte, ihre Rechte, die Möglichkeit zu erben; dies Alles hat nach dem Gesetze ihrer Provinz, selbst nach dem römischen Rechte Giltigkeit, da sie durch den Senat oder durch den Fürsten berechtigt waren. Diese Rechte findet man in den Schriften der Rechtsgelehrten; man findet sie noch klarer auf Stein; die Inschriften geben uns die Namen, öfter die Statuten von einer Menge dieser Hetairien; die Versammlungsörter dieser Korporationen (scholae) sind zuweilen Grabmäler gewesen, von denen noch jetzt Ueberreste vorhanden sind. Ob man in funfzehn Jahrhunderten von jetzt auf Stein, Erz, oder selbst auf Papier die Namen, die Statuten oder die Rechnungen der freien Vereine unserer Zeit finden wird?[1]

Die Freiheit der Assoziation hat die Freiheit des Kultus zur Folge. Gewiß wurde das philosophische Prinzip der Gewissensfreiheit nicht öffentlich ausgesprochen; aber in Wirklichkeit wurden alle Kulte, selbst der jüdische, frei ausgeübt; und nur durch eine ganz ungerechte Ausnahme wurde das Christenthum verfolgt. Die Priesterschaften der verschiedenen Kulte, oder, um in der heidnischen Sprache

1) S. Dig. die Titel Quod cuiuscunque universitatis (III, 4). De collegiis et corporibus (XLVII, 22), und das Gesetz 5, § 2. De iure immunitatis (XL, 6). Zu Ende des Werkes soll ein Auszug aus den auf die Vereine bezüglichen Inschriften gegeben werden.

zu reden, der verschiedenen Götter, waren keinesweges von dem Staate organisiert, sie bestanden, weil sie da waren. Der Kaiser als Oberpriester hatte eine gewisse Macht, deren er sich wenig bediente, über die Angelegenheiten und die Diener der römischen Religion. Aber die Nationalreligionen, obwol in Rom und überall verbreitet, hatten ihre Riten, ihre Priester, ihre Tempel, ihre Einkünfte, ihre Schätze, ihre Privilegien, ihre Asylrechte, die nicht von der Macht ausgiengen, und die die Macht nur mit der äußersten Vorsicht anrührte. Heut, wo die Vereine im Allgemeinen wenig frei sind, sind es die religiösen Vereine ein wenig weniger, als die anderen. In Rom fand das Gegentheil Statt. Die Assoziation war im Allgemeinen mehr faktisch als gesetzlich frei; die religiöse Assoziation (die Christen ausgenommen) war faktisch und gesetzlich frei: „Vorschriftsmäßig, sagt der Rechtsgelehrte, können die nicht gebilligten Vereine sich nicht versammeln; aber, wenn es sich um Religion handelt, so kann man sich immer versammeln.“ [1]

Wie hätte man nun mit diesen äußern und öffentlichen Freiheiten der Korporation und des Tempels nicht auch die innern, häuslichen, unverletzlichen Freiheiten gehabt, wie zum Beispiele die Freiheit der Erziehung? Diese hatte entweder die Weisheit, oder die Vergessenheit, oder die Ohnmacht, mit einem Worte die Macht der Verhältnisse gegeben, das heißt aufrecht erhalten. Wiewol man das Gegentheil hat behaupten wollen, so bekümmerten sich doch weder der Kaiser, noch der römische Staat um die Schulen, außer daß einmal der Senat die der Philosophen schloß, daß Cäsar bestimmte Abgaben gewissen Professoren erließ, daß Vespasianus und einige Andere zwei oder drei Lehrstühle für die Rhetorik oder Philosophie errichteten. Die Eltern hatten volle Freiheit, ihre Kinder in diese oder jene Schule zu schicken oder nicht. Diese Weise der Erziehung oder Nichterziehung hatte Männer, wie Scipio, Fabius, Cato, Vergilius selbst und Cicero hervorgebracht, und ich glaube, man that wol daran, sie beizubehalten.

---

1) SED RELIGIONIS CAVSA COIRE NON PROHIBENTVR; er setzt hinzu, DVM TAMEN PER HOC NON FIAT CONTRA SENATVSCONSVLTVM QVO ILLICITA COLLEGIA ARCENTVR, d. h. wenn diese Versammlungen nicht dazu dienen, andere, deren Charakter verschieden ist, darunter zu verbergen. — Marcianus, I, § 1, de Collegiis (D. XLVII, 22.)

Und schließlich besaß das römische Reich eine Freiheit, die noch mehr als jene dem innern Leben angehörte, die Freiheit des Gedankens; ich möchte fast sagen, die Freiheit der Presse. Man muß nicht glauben, daß in der fast bis ins Unendliche gehenden Vervielfältigung der Werke des menschlichen Gedankens Alles ein Gewinn ist. Derjenige, der zu Fuß oder zu Pferde reist, reist langsam, aber frei; derjenige, der auf der Eisenbahn reist, reist schneller; aber sich aufhalten, sich seitwärts wenden, rechts oder links gehen, das kann er nicht; es hängt nicht mehr von ihm ab, welchen Weg er nehmen will. Aehnlich verhält es sich mit den Reisen des Gedankens — Denken wir uns eine Gesellschaft, in der man nur redet; welcher Gendarm wird das Wort, den unsichtbaren, unfühlbaren, unfaßbaren Ueberbringer des Gedankens festhalten? — Denken wir uns nun, daß die Schrift in diese Gesellschaft eingeführt wird. Allerdings wird der Gedanke eine weitere Ausbreitung finden; aber auf den Papieren verkörpert, wird er faßbarer werden, und mit zwei Linien von der Hand eines Menschen, wie ein Polizeiminister des siebzehnten Jahrhunderts sagte, wird man das Geheimnis haben, ihn hängen zu lassen. — Tritt nun auch die Presse hinzu, dann findet der Gedanke eine noch weit schnellere und größere Verbreitung, und dies vervielfältigte Wort hat einen Einfluß, den kein Wort bisher hatte; die Presse allein drückt dann die öffentliche Meinung aus und bildet sie. Aber anderseits bedarf die Presse Werkzeuge, ein Atelier, zahlreiche Arbeiter, und durch diese Dinge wird der Gedanke weniger frei und greifbarer. Ein Gendarm an der Thür der Werkstatt, die Siegel auf die Maschine gedrückt, die Hand am Kragen des Arbeiters, und unmittelbar steht die Manufaktur des menschlichen Gedankens still. — Gehen wir noch einen Schritt weiter, stellen wir uns das Tageblatt vor. Hier finden wir eine neue Macht und eine Form des Gedankens, die alle andern vernichtet, oder doch beinahe. Aber es ist auch ein neuer Zwang; und der zu einem Tageblatt gewordene Gedanke, der ein sichtbares Domizil, große Arbeitssäle, zahlreiche Kräfte, ungeheure Kapitalien hat, hängt um so mehr von denen, die regieren, ab. — Stellen wir uns endlich noch den letzten Fortschritt vor, die mechanische Presse, die wolfeile Presse, und zugleich, was diesen Fortschritt motiviert und rechtfertigt, den Allen ertheilten Elementarunterricht. Das ist gewiß sehr schön. Millionen Gäste setzen sich an die Tafel des Gedankens. Aber diese Tafel wird mehr als je über-

wacht. Sonst war das wenig zahlreiche Publikum reich und konnte die verbotene Frucht theuer bezahlen; heut ist das zahlreiche Publikum arm, und es muß auf die patentierte Speise, die die Regierung ihm zu einem ermäßigten Preise serviert, hinstürzen. Die Regierung ist der Doktor der Insel Barataria, der genau den Tisch kontroliert und schnell die Schüssel, die er für ungesund hält, wegnehmen läßt. Man darf sich keine Illusion machen: die Verbreitung des Gedankens ist in unserm Jahrhunderte mit jedem Tage schneller, aber dagegen ist die Freiheit des Gedankens in unserm Jahrhunderte mit jedem Tage weniger groß.

Davon nun war das römische Reich weit entfernt. Der geschriebene Gedanke hatte, da keine Presse vorhanden war, damals nur eine sehr sekundäre Wichtigkeit; der gesprochene Gedanke war Alles. Und der gesprochene Gedanke hatte eine Ausdehnung, von der wir keine Ahnung haben. Selbst in Rom, wo die politischen Versammlungen verboten waren, brachten das Leben auf dem Forum, das Leben unter freiem Himmel, das Zusammentreffen an den Thüren der Tempel oder in den Barbierläden, die häufigen Zusammenkünfte der Brüderschaften, Korporationen, Priesterkollegien, das Beisammensein im Circus, im Theater, in den Läden, auf dem Markte, und besonders in den Thermen die Bürger einer und derselben Stadt einander näher. Das römische Forum (oder vielmehr das Forum) war der allgemeine Versammlungsplatz, unter freiem Himmel, ein Raum von vier bis fünf Morgen Landes, wo jeder den ganzen Tag über Zugang hatte, besucht von Sonnenaufgang bis Mittag, und wo sich Alles einfand, um über alle Angelegenheiten sich zu unterhalten. Hier fand der Austausch der Neuigkeiten, der Ideen, der Meinungen, der Gerüchte Statt, und von hier aus verbreiteten sie sich durch die ganze Stadt. Es war eine Art Oeffentlichkeit, von der wir im Norden bei unserer sitzenden und häuslichen Lebensweise keine Vorstellung haben; eine Oeffentlichkeit, die, je größer die Entfernung war, desto mehr abnahm und nur langsam bis in die Provinz gelangte, aber die im Innern der Stadt ungemein thätig war. Ich zweifle nicht, daß Rom Tag für Tag und Stunde für Stunde mehr von dem Stande seiner Angelegenheiten und von der herrschenden Ansicht unterrichtet war, als es heut irgend eine Hauptstadt mit seinen gestempelten, kontrolierten Tagesblättern ist, die des Abends in aller Eile gelesen werden und bei denen man des Morgens gähnt. Das lebendige Tagesblatt von Rom

hatte keinen Stempel, keine Zensur, keine Polizei, keine Verwarnung, keine Beschlagnahme. Vitellius wollte kurz vor seinem Falle eine polizeiliche Aufsicht über die Gespräche ausüben; was er aber damit erreichte, war, daß man zehnfach schlimmere regierungsfeindliche Reden hielt, als wenn er sich nicht darein gemischt hätte. Gegen diese Macht des öffentlichen Geschwätzes gab es kein anderes Mittel, als die Wirkung des Schreckens, als ein System unausgesetzter und allgemeiner Delation, die man überall vorhanden glaubte, und überall fürchtete, die überall einschüchterte, die alle Familien- und Freundschaftsbande vergiftete, die Atmosphäre mit einem epidemischen Schrecken verpestete, und dieses Mittel, gefährlich für denjenigen, der es anwandte, man wußte, daß ein Trajanus und ein Antoninus es nicht anwenden würden. Darum fühlte man sich unter einem Antoninus und einem Trajanus so frei. Darum, nur dadurch, daß man keine Angeber mehr vor Augen oder im Gedanken hatte, wurde der Gedanke so ungemein lebendig. „Glückliche Zeiten, wo erlaubt ist, was man will zu denken, was man denkt, zu sagen.“ [1] Diese Redefreiheit, war Jedermannes Freiheit; ist die Freiheit der Presse etwas Anderes, als die Freiheit von zweihundert Journalisten?

Das waren also die Freiheiten des römischen Reiches, Freiheiten, die die modernen Monarchien nicht immer gehabt haben, und die selbst in unsern Tagen sich in keinem großen Fortschritte zu befinden scheinen. Und alle diese Freiheiten, die wirklich bestanden, waren weder gefordert, noch oktroyirt, noch unterzeichnet, noch dekretiert, man verdankte sie weit weniger dem guten Willen der Regierenden, als ihrer Ohnmacht, weit mehr der Macht der Verhältnisse, als dem Verdienste der Menschen. Ist es besser, auf die Ohnmacht der Regierenden zu rechnen, als auf ihr Wort? Ich will die Frage nicht beantworten.

Man muß jedoch demjenigen, dem man sie verdankt, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Die munizipale Freiheit, von der ich gesprochen habe, wurde von allen nur ein wenig klugen Kaisern gewollt, aufrecht erhalten, gern respektiert. Ein Mäcenas hatte nicht dem Augustus gefehlt, um ihm die erhabene Theorie der allgemeinen Gleichstellung und der allgemeinen Knechtung zu rathen; andere

---

1) Rara temporum felicitate, ubi sentire quae velis, et quae sentias liceat dicere. Tac., H., I, 1.

Mäcenas fehlten andern Fürsten nicht, wie zum Beispiel Plinius dem Trajanus, um ihm zu rathen, nach und nach Boden über die Freiheit der Städte zu gewinnen, und in dem großen regelmäßigen, systematischen, bequemen, einförmigen Leben des Reiches das partielle, unregelmäßige, ungeregelte, unbequeme, verschiedenartige Leben der Städte aufgehen zu lassen. Diese Leute mußten eines Tages siegen; ich werde sagen, wie und mit welchen Früchten. Aber die vernünftigen Fürsten Trajanus, Hadrianus, Antoninus widerstanden, und sie waren es, die den Völkern das Leben gaben.

Allerdings fanden alle diese Freiheiten ein trauriges Gegengewicht in der so oft erlebten und immer möglichen Tyrannei des Cäsar. Es waren Freiheiten, die durch einen ungeheuern Misbrauch der menschlichen Macht zum Theil vernichtet, zum Theil in Schach gehalten werden konnten. Kam ein Nero oder ein Commodus, so war Rom stets die am wenigsten freie Stadt des Reiches, sie war zuerst der Willkür eines Narren, oder eines blutdürstigen Kindes preisgegeben; und in den Provinzen sogar wurde die munizipale Freiheit durch den ersten Prokonsul, der durch Aussaugung seiner Verwalteten dem Cäsar einen Dienst erweisen und sein eignes Glück machen wollte, nach Gefallen vernichtet.. Die Freiheit der Assoziation, gegen die immer ein geschriebenes Gesetz war, wurde alsdann mehr als je ein Gegenstand des Abscheus und Mistrauens. Die Freiheit des Kultus und die der Erziehung bestanden wol noch, weil sie unantastbar und unschuldig waren; aber die individuelle Freiheit und die Redefreiheit verschwanden unter dem Schrecken. Es war ein gewaltsamer Zustand, der aber doch in der Zeit von Augustus bis Konstantin oft wieder eintrat und manchmal lange währte.

Allein wenn diese Krisis vorüber war und ein Fürst mit gesundem Menschenverstande zur Regierung kam, dann erholte sich Alles wieder. Die unterdrückten oder vernichteten Freiheiten bedurften keines Dekretes, um wieder zu erstehen. Da kein Gesetz zu ihren Gunsten vorhanden gewesen war, so gab es auch kein Gesetz gegen sie. Während in der Neuzeit das liberalste Regime, von dem absoluten Regime, das ihm vorangegangen ist, eine Menge Prohibitivgesetze, die es sich wol hütet, aufzunehmen, als Erbschaft übernimmt, erbte zu Rom das despotischste Regime die faktische Freiheit, die es höchstens unterbrechen, aber nicht vernichten konnte. Mit andern Worten, die von Augustus aufrecht erhaltene munizipale Freiheit blieb unter

Tiberius, während in Frankreich die mehr oder weniger tyrannischen Gesetze des Konvents, des Direktoriums und des Kaiserreiches unversehrt durch die im höchsten Grade konstitutionellen Zeiten hindurchgiengen. Ein Nerva, der einem Domitianus folgte, brauchte nur die Angeber zu verjagen, damit Jeder von einem Ende der Welt bis zum andern wieder aufathmete und sagte: Wir sind frei.

Um so mehr, als nach Nerva und seinen drei Nachfolgern, die alle drei in seine Fußstapfen traten, Antoninus, der friedfertigste, mildeste, väterlichste von allen, der von persönlichen Leidenschaften am meisten freie, man kann auch sagen, der glücklichste gekommen war, sollte man nicht glauben, daß die Freiheiten des römischen Reiches thatsächlich waren? Darin besteht der Vortheil der faktischen Freiheiten, daß sie durch die Dauer zunehmen, während die geschriebenen Freiheiten höchstens so bleiben, wie sie geschrieben sind und nichts mehr. Die Inschriften, die das Munizipalleben bezeugen, sind zahlreich unter Antoninus.[1] Bovillä datiert von ihm die Zeit seiner ersten Komitien, das heißt, seiner munizipalen Existenz. Cäre dankt ihm für seine fortwährende Abgabenfreiheit. Man verwendet ungezwungen sein Vermögen, um seine Geburtsstadt zu schmücken, man gibt ihr Tempel, Theater, Geld, Wein, Festmale. Die Städte und Familien, schließen Bündnisse; man wird der Bürger, Freund, beständige Gastfreund, der Patron einer Stadt, der man nicht angehörte, und dies Privilegium geht auf die Nachkommen über. Man wird von seiner Stadt durch Errichtung einer Statue geehrt, und sehr oft weist man sie bescheiden zurück; aber die dankbare Stadt errichtet dennoch ohne daß man es weiß die Statue und zwar auf Kosten ihrer Magistrate. Hat Jemand die Sache einer Stadt vor dem Senate oder dem Kaiser

1) Inschriften von Bovillä im Jahre 158. (Orelli, 3701), — von Cäre, dankend für die Konzession einer beständigen Abgabefreiheit (id. 3692), — von Lyon (Henzen, 7009), — von Uselli in Sardinien im Jahre 158, Hospitien-Vertrag, (Henzen, 6443) — „Dem Kaiser ..., dem Wolthäter und Erhalter der Stadt Hadriana (oder Mopsu estia in Kilikia) der heiligen, freien, unverletzten, autonomen, der dem römischen Volke befreundeten und verbündeten Stadt, weil der Kaiser durch die göttliche Milde, die in seinen Bestimmungen herrscht, die alten Privilegien dieser Stadt bestätigt und ratifiziert hat." (Griechische Inschrift vom Jahre 140, gefunden in Rom. Onuphre, p. 225) — „Dem Kaiser ..., der Senat und das Volk von Laurentum, weil er ihre Privilegien nicht nur erhalten, sondern noch vermehrt hat." (Rom. Gruter, 256).

plädiert, so hat er seine Beredsamkeit unentgeltlich zum Dienste seiner Vaterstadt angewendet, hat ihr Gebiet erweitert, hat sie bereichert, hat ihrer obersten Magistratsperson zum römischen Bürgerrecht verholfen; Alle wollen ihm entgegengehen, ihm danken. Aber seine Bescheidenheit läßt es nicht zu, man gibt seinen Dank zu erkennen, indem man den Vater ehrt und ihm feierlich Glück wünscht, einen solchen Sohn zu haben.[1] Alles das geschieht nicht in einem Reiche, wo kein Lokalpatriotismus vorhanden ist, und was für einen Patriotismus gibt es in der Welt, als den Lokalpatriotismus?

Auf solche Weise war man frei unter einem Antoninus, und das Reich blühte; denn nur dann ist Leben da, wenn Freiheit vorhanden ist. Man muß gestehen, daß das Phänomen in vieler Hinsicht wunderbar schien: Rom gab den Frieden und nahm nicht alle Freiheit. Das römische Volk hatte jeder Nation das gelassen, was dieselbe von ihm trennte, sein Land, seine Sitten, seine Gesetze. Und außerdem gewährte ihm Rom eine bis dahin unerhörte Sicherheit; der fast in das Reich der Fabel verwiesene Krieg an den fernen und öden Grenzen wurde in seltenen Zwischenräumen geführt, ohne Gefahr für die Völker und fast ohne daß sie davon wußten. Hundert und zwanzig Millionen Menschen, der ganze herrliche Küstenstrich des Mittelmeeres, gehörten mit zu der Gemeinschaft, die die materiellen,

1) Inschriften, von Falerii: Geschenk einer Statue und Geschenke an das Volk (Henzen, 5128), — von Fossombrone (Forum Sempronii): verweigerte und desungeachtet errichtete Statue (Gruter, 417, Orelli, 4039). von Tuficum: Erlassung der Steuern (Henzen, 7084): — von Eclana: drei Meilen Weges gepflastert von einer Mutter zum Andenken an ihren Sohn (ed., 7082): — von Gabii: Wiederherstellung der Säulenhalle und Schauspiel von einer zu einem Sacerdotium erwählten Frau (Monum. Gab., p. 148): — von Limosa: Gastmal den Dekurionen und den Augustuspriestern veranstaltet, mit Geschenken an das Volk (Orelli, 842): — von Perusia: Verweigerung einer Statue und Geldvertheilung (Orelli, 4038): — von Triest: Ehrenbezeigung für den Redner, der die Sache der Stadt vertheidigt hat (Orelli 4040): — von Setiva: Geschenk von 6000 Sesterzen zur Verschönerung der Stadt, außer was gesetzlich war, für Erhaltung der Aedilität (Renier, 3268): — von Thamugas in Numidien: Geschenk von 5000 Sesterzen, um dem Kaiser eine Statue zu errichten, außer der schuldigen Summe zur Erhaltung eines Amtes (id., 1492): — Entscheidung des Antoninus in Betreff der von einem Bürger einer Stadt verheißenen Geschenke. Dig., 9, 15, de Pollicitationibus (L, 12); 5, de Operibus publicis (L, 10); über ein einer Stadt gemachtes Legat für öffentliche Bauten. (Dig., 7, ibid.)

intellektuellen, sittlichen Schätze verzehnfachte, indem sie dieselben von dem Einen zum Andern übergehen ließen; eine gemeinsame Masse von Eigenthum und Erkenntnissen, wozu alle etwas beitrugen, um sie zu vergrößern, woraus alle schöpften, ohne sie zu verringern. Waren so viele Güter, sagte man, nicht das Opfer, von ein wenig politischer Freiheit, historischer Eitelkeit oder selbst nationaler Unabhängigkeit werth? Athen war allerdings nicht mehr eine kleine unabhängige Republik, aber sie war die intellektuelle Herrin der Welt; und Völker, deren Namen sie zur Zeit ihres Ruhmes nicht einmal kannte, holten von ihr ihre Bildung. Gallien besaß nicht mehr seine wilde Freiheit; aber es war reich, zivilisiert, gelehrt, und es brachte nach Britannien Bildung und Einsicht. Alexandrien war nicht mehr der Sitz einer Dynastie von entarteten Königen und blutschänderischen Königinnen; aber es war der Mittelpunkt des ganzen Verkehrs, die Schule der erhabensten Philosophie, die Königin des Orients. Wahrlich, wenn diese staunenswerthe Einheit ohne Anstoß und ohne Gewalt ihren Fortgang nahm, dann war es kein Wunder, daß man sich glücklich fühlte und daß man auf diesem herrlichen Schiffe, das den Frieden, die Zivilisation, die Geschicke der Welt trug, mitfuhr, vorausgesetzt, daß ein günstiger Wind in die Segel blies.

Deshalb steht diese Zeit des Antoninus und seines Nachfolgers trotz vielen Leiden und vielen Flecken in der Erinnerung der Nationen gleichsam als ein goldenes Zeitalter da. Deshalb ist es geschehen, daß die römische Herrschaft, die durch Gewalt und List sich einführte, populär, beliebt, im Allgemeinen befriedigend geworden ist. Wenn der Kaiser schlecht war, so haßte man den Kaiser, und man versuchte, einen andern hinzustellen. Aber man liebte das Kaiserthum und hätte es nicht gern erschüttert. Man liebte das Kaiserthum, so lange es ein wenig Freiheit gab oder ließ.

Das römische Reich des Nero war ein großes Unglück, um so mehr, da Nero dem Tiberius, Caligula und Claudius folgte und die Tyrannei Zeit gehabt hatte, zu reifen. Das römische Reich unter Antoninus war ein Glück, ein wahres wiewol relatives Glück, um so mehr, da Antoninus dem Hadrianus, Trajanus und Nerva folgte, und da die Freiheit Zeit gehabt hatte zu reifen. Wenn ich von der Freiheit jener Zeit und von dem Zwange in unserer Zeit sprach, so leugne ich darum nicht die Superiorität der modernen Jahrhunderte. Ich werde genauer angeben, worin sie besteht. Die Kompensation,

die traurige und schreckliche Kompensation des Sichwolbefindens und der Freiheit des römischen Reiches war die Möglichkeit, man kann sagen die Wahrscheinlichkeit eines Commodus nach einem Marcus Aurelius. Warum hält man in den modernen Zeiten einen Commodus oder einen Nero für unmöglich? Warum ist ein Tyrann, welches auch sein Maß von Tyrannei sei, etwas Seltenes? Warum? weil wir Christen gewesen sind und es noch sind. In Frankreich hat man einmal einen Versuch mit der Widerchristlichkeit in Betreff der Regierung und der Sitten gemacht; und sofort war ein größerer Tyrann da als Nero, Robespierre. Man versuche es noch einmal, und man wird sehen.

Drittes Kapitel.

Die Ideen.

Hinsichtlich der Intelligenz konnte Rom ebenfalls, wenn nicht mit vollem Rechte, doch wenigstens mit einem wol verzeihlichen Stolze, wie es mir scheint, sich seines Fortschrittes rühmen.

Das römische Reich verlieh den Wissenschaften und Künsten den Frieden und das, was ich die Freiheit genannt habe. Ich gehöre nicht zu denen, die meinen, daß die Künste und Wissenschaften nothwendig der politischen Freiheit bedürfen. Weder Rom zur Zeit des Augustus, noch Italien im sechszehnten Jahrhundert, noch Frankreich im siebzehnten sind was man nennt freie Länder gewesen. Und es heißt seltsamer Weise den Horizont des menschlichen Geistes beschränken, wenn man ihm als das nec plus ultra seines Ehrgeizes diese Regierungsfragen beimißt, die um so unwichtiger sind, je weniger sie in den Vordergrund treten, und die sehr oft nur der dürftige Schleier von kleinlichen persönlichen Leidenschaften sind. Es gibt etwas viel Fruchtbareres, die Phantasie; etwas viel Wahreres, das Herz; etwas viel Erhabneres, der Glaube. Die Freiheit des Geistes, der uneigennützige Ehrgeiz der Intelligenz, die idealen Freuden der Poesie, so wie die Würde des Menschen und das Gewissen des Gläubigen scheinen mir ganz unabhängig von der Frage, zu wissen, ob in einem Lande eine Kammer, zwei Kammern oder gar keine Kammern sein werden.

Aber was die Geistesarbeit bedarf, ist das Leben, der Friede. Das Leben fand sie in der faktischen Freiheit der Person, des Munizipiums, der Korporation, der Familie, der Rede, die das römische Reich unter einem guten Fürsten, ich will nicht sagen, ihr verlieh, sondern sich nie im Stande fand ihr zu nehmen. Der Friede war ihr durch die innere Ruhe und die äußere Sicherheit des Reiches

gegeben. In den Schulen herrschte mehr Leben, je weniger es in den Lagern und auf dem Forum herrschte.

Die Zeit der Antonine ist nicht die Zeit der größten Genies des Alterthums (die antiken Nationen hatten keine zweite Jugend und konnten ihren einmal verlorenen Höhepunkt nicht wieder erreichen); aber es ist die Zeit, wo die Pflege der Wissenschaften sich wenn nicht als die geistigste, doch wenigstens als die universellste zeigt; die Thätigkeit des Geistes, wenn nicht als die erfolgreichste, doch wenigstens als die allgemeinste; die Wissenschaft, wenn nicht als die tiefste, doch wenigstens als die populärste. Plinius, glaube ich, hätte sich nicht mehr gewundert, daß es in Lyon Buchhändler gab, Juvenalis hätte nicht mehr so ironisch von dem Rhetor gesprochen, der die Schule von Thule sich wollte kommen lassen, er hätte mehr an die Menge neuer Athens geglaubt, die in jedem Lande erstanden.[1] Der Fortschritt, über den Plinius und Juvenalis sich schon wunderten, war nach ihrer Zeit noch größer geworden. Obgleich es nicht die Zeit der großen Genies war, so hatte die Wissenschaft doch einen Ptolemaios, den Begründer der wissenschaftlichen Astronomie und der mathematischen Geographie, dessen Name bis auf unsere Tage berühmt geblieben ist. Die Philosophie nennt zwanzig berühmte Namen, aber deren Geistesprodukte bei dem großen Schiffbruche des fünften Jahrhunderts untergegangen sind, einen Sextus, den Enkel des Plutarchos, einen Demonax, den Lehrer des Lukianos. Die Beredsamkeit nennt den Fronto, einen konsularischen Rhetor, den Lehrer, Freund, Korrespondenten des Marcus Aurelius. Diejenigen, die man Sophisten, Rhetoren, Grammatiker nannte (die Benennungen vermischen sich), waren zahllos; Alle übrigens weit öfter Griechen als Latiner; denn die römische Litteratur alterte schneller, als die griechische, ihre Mutter. Die Wissenschaft der Geschichte ist in dieser Zeit reich, und das Jahrhundert, das uns so seltene Denkmäler von seinem eignen Leben hinterlassen hat, hat uns zahlreiche Arbeiten über das Leben der ihm vorangegangnen Jahrhunderte hinterlassen. Der Annalist Phlegon; Philo aus Byblos, der Uebersetzer der phönizischen Annalen; Arrianos, der

1) Nunc omnis Graias nostrasque habet orbis Athenas,
Gallia causidicos docuit facunda Britannos;
De conducendo loquitur iam rhetore Thule.
Juven. Sat. XV, 110—112.

Geschichtschreiber des Alexandros; Suetonius, der Biograph der Cäsaren; Florus, der beredte Verfertiger eines Auszuges der römischen Geschichte; Appianos aus Alexandrien, der Geschichtschreiber der Könige Roms; vielleicht auch Justinus (denn es begann die Aera der Auszüge) schrieb unter Hadrianus und unter Antoninus.

Alle diese Talente blühten unter dem kaiserlichen Adler. Antoninus machte zwar nicht, wie Hadrianus, Ansprüche auf einen Gelehrten und Künstler; man ließ in seinem Palaste weniger seinen Geist leuchten, und die Rhetoren konnten unter seiner Regierung vielleicht weniger auf ein Konsulat oder eine Statue hoffen. Dagegen hatten Gelehrte und Künstler weder die Ungnade, noch das Exil, noch den Henker zu fürchten. Wenn Antoninus ihnen gegenüber sich nicht zu einem Genossen herabließ, so war er auch nicht eifersüchtig.[1]

Sie hatten eine edle Aufgabe. Wenn sie in dem Palaste als Hofleute, Freunde oder Gesellschafter des Fürsten etwas weniger galten, so galten sie als Erzieher sehr viel. Die beiden Adoptivsöhne des Antoninus, Marcus Aurelius und Verus, die das Glück des Reiches ausmachen sollten, wurden in der Philosophie und in den Wissenschaften unterrichtet. Die Jugend des Einen und die Kindheit des Andern wurden den berühmtesten und gelehrtesten Männern, die die römische Welt besaß, anvertraut. Herodes Atticus, ein berühmter Redner, der durch die Rhetorik Konsul geworden und der außerdem ein Millionär war, unterrichtete sie in der griechischen Beredsamkeit; Fronto in der römischen. Apollonios war aus Chalkis berufen worden, um sie in den erhabenen Grundsätzen der Stoa zu unterweisen. Viele andere Philosophen, wie der Peripatetiker Severus, der Platoniker Maximus, dessen Tod M. Aurelius bitter beweinte, Junius Rusticus, der Enkel eines berühmten Verbannten des Domitianus, der Erbe der patrizischen und politischen Philosophie,

1) Seine Liebe zu den Grammatikern, Rhetoren, Philosophen, Aerzten. Er versah fast alle Städte mit ihnen; Capitol.; Marc. Aurel., I, 16. Er erklärte sie frei von der Uebernahme von Vormundschaften und von allen städtischen Abgaben bis auf die Zahl von fünf Aerzten, drei Sophisten (Rhetoren), drei Grammatikern in den kleinen Städten; sieben Aerzte und vier von jedem der beiden andern Stände in den großen Städten, das heißt in den Städten, die Jurisdiktion haben: zehn Aerzte, fünf Rhetoren, fünf Grammatiker in den ganz großen Städten, das heißt in den Metropolen (metropoles gentium). Modestin., Dig. 6, § 2, de excusat. (XXVII, tit. 1.)

die den Tyrannen Roms mutigen Widerstand geleistet hatte.[1] Sextus aus Chaironeia, der Enkel des Plutarchos, den M. Aurelius als Kaiser noch in seiner Schule hörte, waren die zahlreichen Lehrer der jungen Cäsaren. Dieses Zusammentreffen von allen Philosophien, oder wenigstens von allen anständigen Philosophien, diese eklektische Erziehung, dieser vielfache Unterricht machte die Hoffnung von Rom aus und bereitete ihr den M. Aurelius vor.

Und selbst wenn man tiefer eindrang und sich fragte, was diese Philosophie und dieser Unterricht sei, so konnte man auch da einen Fortschritt erkennen. Ich habe früher nachgewiesen, daß zur Zeit des Trajanus die Philosophie sich getheilt hatte, in die des Epiktetos und die des Plutarchos, den Stoicismus und Pythagoreismus. Die eine Seite möchte ich die mehr religiöse, die andere Seite die mehr heidnische nennen; jene, sich wenig darum kümmernd, ob das Heidenthum zerfällt, wenn nur der Gedanke an Gott sich aus diesen Trümmern erhebt; diese bemüht, das Heidenthum zu retten und lebendig zu machen, indem sie den Gedanken an Gott eintreten läßt. Aber durch beide, durch diejenigen, die das Heidenthum retten wollten und durch diejenigen, die es verließen, wurde der Glaube an einen Gott der Glaube des Jahrhunderts.

Ebenso ist es unter Antoninus; die beiden Tendenzen bestehen fort, die eine ist die negative, die andere die gläubige; beide dienen in einem gewissen Maße von fern der Sache der Wahrheit. Die negative Tendenz wird durch Enomaos repräsentiert, der unter Hadrianus die Orakel scharf angreift, den delphischen Apollon anklagt, durch den er geteuscht worden ist, und durch den so viele Andere geteuscht worden sind, ihm seine Lügen, seine kindischen Umschweife, die Tödtungen, die er geboten, die Laster, zu denen er ermuntert hat, verwirft, und sich fragt, ob darin das Orakel eines Gottes besteht. — Dieselbe Richtung hat auch Demonax, ein Schüler des

1) Ueber Junius Rufus s. M. Aurel., 1, 7; Capitol., in M. Anton., 3; Dio, LXXI, 35; Themist., Orat., 13 und 17; Rescr. des M. Aurelius und Verus ad Junium Rustic., praefectum Urbis, amicum nostrum; Dig., I, de appellat. (XLIX). Er war consul ordin. im J. 162, Präfekt von Rom 167 und 168 (als solcher fungierte er bei der Verurtheilung des Justinus M.) Seine bärtige Büste mit der Inschrift: L. Jun. Rustici, philosophi stoici, von einem seiner Freigelassenen errichtet. (Visconti, Icon. rom.) Inschriften: Gruter, p. 221, Orelli, 4345.

Epiktetos und des Demetrios, der aber frei in seinen Ansichten war und sehr frei in Bezug auf die Götter. Gern hätte ihm Athen den Giftbecher des Sokrates gemischt, oder wenigstens ihn wie den Diagoras verbannt; aber diese Zeiten waren vorüber. Man klagte ihn fast ebenso an, wie man den Sokrates angeklagt hatte, daß er niemals öffentlich opfere, und daß er allein in Athen nicht in die eleusinischen Mysterien eingeweiht sei. Er erschien vor seinen versammelten Richtern, das Haupt mit Blumen bekränzt und in weißer Tunica anstatt in Trauerkleidern, die die Angeklagten gewöhnlich annahmen: „Athener, sagte er, ihr seht mich schon bekränzt; opfert mich.“ Darauf erwiederte er seinen Anklägern: „Es ist wahr, ich habe der Athene nie Opfer dargebracht; ich ahnte nicht, daß sie meiner Opfer bedürfe. Wahr ist auch, daß ich in die Mysterien von Eleusis nicht eingeweiht bin. Was wollt ihr? Wenn ich eingeweiht gewesen, und wenn dieser Kultus mir schlecht erschienen wäre, wahrhaftig, ich hätte Jeden davon zurückgehalten; wäre er mir gut erschienen, dann hätte ich aus Menschenliebe die Geheimnisse aller Welt mitgetheilt, in keinem Falle hätte ich sie für mich bewahren mögen.“ Diese ungezwungene Weise mit den Göttern zu verfahren, misfiel den Athenern nicht, die schon die Steine in der Hand hatten, um den Angeklagten zu steinigen. Sie entließen ihn nicht allein freigesprochen, sondern sie überhäuften ihn mit Ehren, und Demonax blieb unter ihnen bis zu einem Alter von fast hundert Jahren. Verehrt und mit einer gewissen Gutmütigkeit die Verehrung annehmend, die im Alterthum wenig selten war; keine Feinde habend und nie Jemanden angeklagt habend (was ihm das entartete Athen hoch anrechnete), wurde er von dem Volke überall zu Rathe gezogen, die Magistratspersonen erhoben sich vor ihm, durch seine alleinige Gegenwart wurde ein Aufstand unterdrückt. Eine Art von abergläubischem Respekte umgab diesen Feind des Aberglaubens; die Kinder folgten ihm auf der Straße nach, um ihm Früchte zu überreichen, die Bäckerfrauen, um ihm ihr Brot darzubieten, in dem Glauben, daß das ihnen Glück bringen würde; und wenn der alte Demonax, der keine Familie hatte, sich das Haus öffnen ließ und sich an den Tisch des ersten Besten setzte, so freute sich sein Wirth, als wenn ein Gott oder ein guter Genius ihn besucht hätte.[1]

1) Lucian., Demonax.

Was die gläubige Philosophie betrifft, so haben wir einen merkwürdigen Typus in Maximus Tyrius, einem der ersten Lehrer des Marcus Aurelius. Er ist in vieler Hinsicht ein Nachfolger des Plutarchos. Er vertheidigt wie dieser das Heidenthum und will die Religion Griechenlands. Allein dieser zweite Vertheidiger des Heidenthums läßt uns erkennen, wie viel das Heidenthum seit der Zeit des Plutarchos in der Vorstellung der Gebildeten von seinem Ansehn verloren hatte. Verweilen wir ein wenig bei diesem Schriftsteller.

Maximus aus Tyros ist, wie Plutarchos, ein Platoniker, oder vielmehr, wenn ich so sagen darf, ein Homeriker; er wollte die poetische und religiöse Tradition Griechenlands, seiner Mutter, nicht verlassen. Er gleicht dem Demodocus Chateaubriands in den M a r t y r s, insoweit dieser Demodocus jemals hat existieren können. Aber von einem umfassenderen Geiste als Plutarchos, hängt er nicht wie er an den Kleinlichkeiten der Tradition und an dem kindischen Rituale. Er nimmt an, daß die homerische Tradition wahr, göttlich, inspiriert ist, aber daß die Wahrheit eine verborgene ist: „Homeros und die Dichter waren große Philosophen, größere als diejenigen, die in den Schulen lehren; ihre Poesie ist in Bezug auf das Alter eine ältere Philosophie, in Bezug auf die Form eine harmonischere, aber in Bezug auf den Gedanken eine verborgenere, während die Philosophie der Modernen eine Poesie neuerer Zeit, freierer Form, klareres Sinnes ist. Nein, Homeros hat nicht geglaubt, daß die Götter an ewigen Festmalen Ambrosia genießen, ebensowenig wie Platon, wenn er uns den Zeus auf seinem Wagen schildert, an den Wagen des Zeus geglaubt hat. Alles ist voller Räthsel, sowol bei den Dichtern, wie bei den Philosophen, und ich ziehe die Ehrfurcht, die bei den erstern die Wahrheit verschleiert, der Keckheit vor, die sie uns bei den andern in ihrer Nacktheit zeigt. In den Dingen, die die menschliche Schwäche nicht klar zu begreifen gestattet, ist der Mythus der erwünschteste Dolmetscher. . . Die menschliche Seele ist keck und ungezwungen; was sie begreifen kann, das achtet sie gewöhnlich wenig; was außer ihrer Fassungskraft liegt, das verehrt sie.“ Hier sehen wir deutlicher als je das buchstäbliche Heidenthum in den Schatten gestellt und ganz den bequemen Deutungen der Allegorie preisgegeben.

Was lehrt uns nun diese Deutung? Was verhüllte uns dieser poetische Schleier? Maximus sagt es, wie Plutarchos: was er uns verhüllte, ist der eine, höchste, persönliche, einsichtsvolle Gott:

„Mitten in den Spaltungen und dem endlosen Streite, der unter den Menschen über die Natur der Götter besteht, sagt der einstimmige Gedanke aller Völker und die Stimme der ganzen Erde, daß es einen Gott gibt, den Vater und König aller Dinge; unter ihm vielfache Götter, Kinder dieses Gottes, die mit ihm zusammen wirken. So spricht der Grieche, so der Barbar, der Bewohner des Festlandes und der der Inseln, der Unwissende und der Weise. . . Und wenn unter allen Völkern zwei oder drei vorhanden sind, die das leugnen, Atheisten und Wahnsinnige, deren Augen nicht sehen, deren Ohren nicht hören können, deren Seelen verschlossen sind, so sind solche Geschöpfe das, was in der Natur ein Löwe ohne Mut, ein Stier ohne Hörner, ein Vogel ohne Flügel wäre. . . Gott ist also der Vater und der Urheber aller Dinge, der Herr des Himmels, der Lenker des Mondes und der Sonne, der Führer der himmlischen Revolutionen, der Leiter der Jahreszeiten, der Herr der Winde, der Urheber des Meeres, der Baumeister der Welt, der Wegweiser der Flüsse, der unveränderliche und untheilbare Gedanke, der allen Wesen mit der Schnelligkeit des Augenblickes kommt, der Alles, was er berührt, erleuchtet, wie die Strahlen der Sonne, die auf die Erde fallen, überall hindringen, und Alles erleuchten. . . Gott ist erhaben über Zeit und Ewigkeit; es ist der unbekannte Gesetzgeber, die unartikulierte Stimme, das unsichtbare Auge, das alle vergängliche Naturen regiert.“ Plutarchos, so schön auch schon seine Sprache war, näherte sich nicht so sehr dem christlichen Gedanken und Ausdrucke.

„Und nun sitzt Gott wie ein großer König mitten unter seinen Unterthanen; die Grenzen seines Reiches sind nicht der Halys, noch der Euphrat, es ist der Himmel oben und die Erde unten.“ Aber von dem Himmel bis zur Erde ist der Raum mit untergeordneten Göttern erfüllt, die mit der Regierung des großen Gottes verbunden sind: „In der ganzen Natur ist, wie in der Musik, eine gewisse Harmonie, eine Abstufung von dem höchsten bis zum niedrigsten Wesen, von dem hellsten bis zum tiefsten Tone. Es gibt also einen leidenlosen und unsterblichen Gott; es gibt unsterbliche, aber leidensfähige Dämonen; es gibt zugleich sterbliche und leidensfähige Menschen; es gibt Thiere, wol mit einem Sinn begabt, aber ohne Vernunft; es gibt endlich lebende, aber nicht empfindende Pflanzen. Der Dämon schließt sich Gott an durch die Unsterblichkeit, der Mensch

dem Dämon durch die Leidensfähigkeit, das Thier dem Menschen durch das Empfindungsvermögen, die Pflanze dem Thiere durch das Leben, das sie besitzt. Es gibt also zwischen Gott und dem tiefsten Wesen Tausende von Mittelwesen. Gewisse Dämonen zugelassen zur Vorhalle der göttlichen Majestät sind verwandte und bei dem höchsten Gotte Zutritt habende Könige. Andere sind die Diener von diesen, und haben ebenfalls ihre Untergebenen. Und die Kette bildet sich ohne Unterbrechung und ohne plötzlichen Uebergang von dem Himmel, dem Sitze des Königthums und der Macht, bis zur Erde, dem Kerker der Leiber, dem Sitze der Bestrafung und des Schmerzes.[1]

Das sind hier klar die Dämonen des Plutarchos, die sich aber mehr den Engeln des Christenthums nähern. Maximus von Tyros nennt sie wie die Engel Boten (εἰςαγγελούς). Die Dämonen des Plutarchos sind dem Leiden, der Krankheit, dem Tode unterworfen; die Dämonen des Maximus weder dem Schmerze, noch dem Tode. Fern davon daß der Dämon sterben kann, der Ruhm der menschlichen Seele, dieser unsterblichen Seele, wird sein, nach dem Tode ein Dämon zu werden.[2]

Aber wie die Fabeln, die Riten, die Zärimonien erklären? Ist es möglich, wie es Plutarchos will, aus Achtung vor gewissen blinden und mit Leidenschaften erfüllten Dämonen, so viele kindische, unedle, thörichte, obszöne, grausame Gebräuche aufrecht zu erhalten? Maximus von Tyros spricht sich darüber nicht deutlich aus; aber es ist klar, daß er sich genöthigt fühlt, von der Allegorie einen größern Gebrauch, als jemals zu machen, überall einen verborgenen und sittlichen Sinn zu suchen statt des sichtbaren und widerstrebenden. Es ist klar, daß die Mythologie immer mehr zurücktritt; und wenn Homeros, wie Maximus behauptet, ein großer Weiser ist, so ist das nur dann der Fall, wenn er ganz anders verstanden wird, als man ihn bisher verstanden hat.[3] Maximus seufzt zwar über diese Erscheinung

---

1) Dissertat., 1, in fine, p. 16; XVII, 5, ed. Davis.

2) Dissert. XXXVI., p. 280. S. auch XVII, 18; XV, 7; XVI, 3—9. Diese Theorie von den Dämonen findet sich noch im Apulejus, de Deo Socratis, aber sich mehr dem gewöhnlichen Heidenthume anschließend. Es ist die der ganzen platonischen Schule.

3) „Apollon, Athene &c. sind einfach Dämonen, wie die des Sokrates ... Niemand stellt sie sich so vor, wie sie Polygnotos gemalt, oder Phei-

des mysteriösen Sinnes, den die Weisheit der Alten verborgen hatte, über diese dem Blicke Aller ausgesetzten unverschleierten Nacktheit der Philosophie, über das Verschwinden dieser lieblichen und poetischen (μουσικῆς δὲ καὶ πρᾳοτέρας) Philosophie, die den Völkern Fabeln erzählte, um sie nach ihrem Belieben zu regieren, wie die Ammen den Kindern Fabeln erzählen, um sie einzuwiegen. Er seufzt darüber, aber er muß sich darein finden und muß mit seinem ganzen Jahrhundert zu der nackten, unverhüllten Wahrheit, die ohne falschen Glanz in ihrem eignen Lichte strahlt, herantreten.

Und die Idole, muß man sie nicht auch opfern? Daß der Gott in dem Idole enthalten, daß das Idol der Gott ist, wie es das Alterthum lehrte, und wie es noch die Volksmassen glauben, behauptet Maximus nicht mehr. Er rechtfertigt das Idol als Symbol, oder vielmehr, er gibt das Idol auf und behält nur das Bild: „Die Götter, sagt er, bedürfen keines Bildes, ebenso wenig wie das Alphabet für den Gedanken nothwendig ist, aber die menschliche Schwäche bedarf dieser sichtbaren Zeichen, um der Blindheit unserer Seele abzuhelfen und der Schwäche unsers Gedächtnisses zu Hilfe zu kommen. Der schwache Mensch, von Gott entfernt, wie es der Himmel von der Erde ist, hat diese Symbole erfunden, die ihn an die Namen und die Attribute der Götter erinnern. Die Geister bedürfen sie nicht, die mit einem stärkern Gedächtnisse, einem erhabenern Herzen zur Höhe des Himmels emporsteigen können; aber solche Geister sind selten ... Der Gesetzgeber muß dem Volke die Hilfe, deren er bedarf, gewähren, wie der Grammatiker in zarten Strichen die Buchstaben auf das Papier zeichnet, damit die Kinder ihnen folgen und sich an die Formen der alphabetischen Zeichen gewöhnen ... Diese Bilder von der Gottheit sind verschieden, weil Gott weit über unsern Verstand hinausgeht, und weil wir genöthigt sind, bei der ganzen Natur Hilfe zu suchen, um uns bis zu ihm zu erheben ... Aber wie auch diese Verschiedenheit der Bilder sein mag, das göttliche Wesen bleibt immer Eines in unserm Geiste ... Mögen die Griechen zur Erkenntnis Gottes durch die Meisterwerke des Pheidias erweckt sein, die Aegypter durch ihre Ehrfurcht vor gewissen Thieren, Andere durch ihren Kultus der Flüsse oder des Feuers, ich weise diese Mannigfaltigkeit nicht zurück, wenn sie nur alle Einen Gott erkennen, Einen Gott fragen, an Einen

---

dias gemeißelt hat; ... sonst muß man Homeros verwerfen und Sokrates aufgeben." Dissert. XXVI, p. 271.

Gott denken.[1] Ich brauche nicht zu sagen, wie weit hier Maximus das alte und das populäre Heidenthum hinter sich läßt.

Er läßt ebenso die Philosophie der vergangenen Jahrhunderte hinter sich. Ehemals ließen selbst die erhabensten Geister, wie Cicero, nicht zu, daß das Gebet etwas Anderes, als die Güter der Erde begehren könne. Die Götter um Tugend bitten, die von uns und nicht von ihnen kommt, sagten sie, ist eine Thorheit. Aber Demonax hat eine demütigere und wahrere Philosophie: „Es ist menschlich, sich zu irren, sagt er; es ist Sache eines Gottes oder eines den Göttern ähnlichen Menschen, denjenigen, der sich geirrt hat, wieder auf den rechten Pfad zu bringen.“[2] Maximus von Tyros aber erklärt es für unnütz, den Himmel um die Güter dieser Welt zu bitten, man darf ihn nur um geistige Güter bitten: „Die äußere Welt, sagt er, wird von einem unwandelbaren Gesetze regiert, das das Gebet nicht ändern kann. Mit der inneren Welt verhält es sich nicht so. Das Gebet des Philosophen wird also nicht eine ängstliche Bitte um die Güter, die er nicht hat, sein; es wird vielmehr eine Unterredung mit den Göttern über die Güter, die sie uns verliehen haben, sein . . . Glaubst du, daß Sokrates in seinem Gebete um Reichthümer bat? Was er von den Göttern erbat, ist, was er durch sie schon in sich selbst fand, die Tugend seiner Seele, die Ruhe seines Herzens, ein unbescholtenes Leben und eine schöne Hoffnung auf den Tod,[3] ein herrliches Geschenk der Unsterblichen.“

Eine schöne Hoffnung auf den Tod! Das ist wieder gar nicht heidnisch. Maximus hat uns schon gesagt, daß die Seelen der Gestorbenen das werden, was er Dämonen nennt. Er führt diesen Gedanken weiter aus: „Eine solche Seele (die Seele eines Weisen), vor dem Tode zu Gott erhoben, eine Tochter des Himmels, verläßt die Erde, wie eine fremde Wohnung, um in ihre Heimat zurückzukehren, wie man den barbarischen Boden verläßt, um zu den Hellenen zurückzukehren, wie man eine Stadt voll Ungesetzlichkeit, Tyrannei und Parteiungen verlassen würde für eine Stadt, die ihren König, ihre Gesetze, ihren Frieden hat . . . Der Himmel ist ein Wohnsitz

1) *Θεὸς εἰς γνώμην ἱστῶ μόνον . . . ἱστώσαν μόνον, ἐρωτωσαν μόνον, μνημονευητώσαν μόνον.*

2) Lucian., Demon., p. 548 A.

3) *Θάνατον εὔελπιν.* Anderswo sagt er: „Die Philosophie ist das Einzige in uns, was beten kann.“

des Friedens, der frohen Lobgesänge, der göttlichen Chöre. Die Erde ist gestört durch die Vielfältigkeit der Werke, die Dissonanz der Stimmen, die Verschiedenheit der Gesinnungen. Aber sobald einmal die Seele diese Welt verlassen, sich von dem Körper befreit und ihn der Erde gelassen hat, wo er sich auflöst; in demselben Augenblicke und nach demselben Gesetz wird sie ein Dämon; und um das Schauspiel der göttlichen Dinge zu betrachten, hat sie nunmehr ein reines Auge, das das Fleisch nicht mit seiner Finsternis umhüllt, das die körperliche Welt nicht mit ihren Schrecknissen umgibt, das die Verschiedenheit der Bilder nicht verwirrt, dessen Blick die Dichtigkeit der Luft nicht hemmt. Mit ihren eignen Augen und ohne Mittelglied sieht sie die höchste Schönheit,[1] sie ergötzt sich daran: sie beklagt ihr vergangenes Leben; sie preist ihr gegenwärtiges Leben; sie beklagt die Schwesterseelen, die noch auf der Erde wohnen, und aus Liebe zu ihnen möchte sie zu denselben und ihre wankenden Schritte stützen.[2] Auch Gott befiehlt ihr, die Erde zu besuchen, sich unter alle Völker zu mischen, unter alle Stände, unter alle menschlichen Gedanken, den Guten Hilfe zu bringen, die Unterdrückten zu rächen, das Urtheil über die Unterdrücker zu fällen.[3]

Was möchten Cicero, Platon, Sokrates dazu gesagt haben, daß die mythologische Tradition in ihrem buchstäblichen Sinne vernichtet und zu einer Allegorie zurückgeführt war, worin jeder erkennen kann, was er will; — daß die Einheit des höchsten Gottes in herrlicheren Worten ausgesprochen, wie noch kein Heide es gethan hat; — daß die Dämonen der hellenischen Tradition mit den Engeln des Christenthums verglichen; — daß die Fabeln aufgegeben; — daß die Idole zu bloßen Bildern gemacht; daß das Gebet besonders nur für die geistigen Bedürfnisse des Menschen anerkannt; — daß die unsterbliche Seele als Belohnung für den Dienst Gottes berufen und für die Anschauung der göttlichen Dinge: — was würden sie zu dem Allem gesagt haben? Würden sie nicht bei ihrem bescheidenen Schüler Maximus die mehr oder weniger nahe Einwirkung des von ihnen

1) *Αὐτὸ κάλλος αὐτοῖς ὀφθαλμοῖς ὁρῶσα.* Seneca: „Tunc in tenebris vixisse dices, cum totam lucem totus aspexeris (Ep. C II). Und die Quelle: Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in ein Räthsel; dann aber von Angesicht zu Angesicht. 1. Kor. 13, 12.

2) Dissert., XXVI, p. 280.

3) Dissert., XXVII, p. 282.

auf der Erde erwarteten und endlich den Menschen manifestierten Gottes erkannt haben?

Allerdings hielt Maximus diesen Theil der Inspiration, den er erhalten haben konnte, nicht für möglich allen Menschen mitzutheilen. „Der Theil der Weisheit ist, sagt er, in dem Menschengeschlechte sehr gering.“[1] Die Ernte ist reich, aber die Arbeiter sind selten, sagt er auch nach dem Evangelium.

Welcher Grund konnte dem Menschen, der so sprach, noch sein, um diejenigen zu verdammen, die kühner und hochherziger wie er sich nicht begnügten, in der Tiefe ihrer Seele diesen Lebenshauch sorgsam zu verschließen, sondern die ihn allen Menschen mittheilen wollten? Welcher Beweggrund blieb dem Philosophen, um die Christen zu verdammen, wenn nicht ein elender politischer Schlendrian, der, ohne daran zu glauben, das Gerüst einer offiziellen Religion stützen wollte, oder um einfacher zu sprechen, die Furcht, die Furcht derer, das heidnische Volk zu reizen, das der Philosoph nicht zu überzeugen wagte, dessen Unwissenheit er verachtete, aber dessen Fanatismus er fürchtete?

Wie dem auch sein mag, so drückte sich in einer Sprache, die bei M. Aurelius nicht ihren Ersatz findet, der Lehrer des M. Aurelius aus. Ich habe mich bei diesem Philosophen aufgehalten, wie ich es bei Dio Chrysostomos gethan habe, weil beide in unserer Zeit zu sehr in Vergessenheit gerathen sind, weil beide das Zeichen ihrer Zeit an sich tragen, weil Maximus von Tyros besonders zu der platonischen Schule dieses Jahrhunderts gehört, weil er sogar reiner ist, als was ihm vorangegangen, und was ihm gefolgt ist; weil beide ohne im Geringsten Christen zu sein, und ohne ein Wort vom Christenthume zu sagen von ihrem Jahrhundert den Reflex des Christenthums erhalten haben; weil wir endlich sowol in dieser negativen Philosophie, die sich vom Heidenthume entfernte, und in dieser gläubigen Philosophie, die es reformieren wollte, und die beide auf den Glauben an die göttliche Einheit hinausliefen, deutlich sehen, welche Gedanken die höhern Seelen bewegten, während die Masse des Volkes, man muß es aussprechen, ihr so abergläubisches, grobes, brutales Heidenthum festhielt, wie es jemals gewesen war.

1) *Τὸ γὰρ καλὸν ἐν ἀνθρωπίνῃ φύσει, οὐ πολύ.*

Viertes Kapitel.

Die Gesetze und Sitten.

Diese Weisheit einer kleinen Anzahl trug nichts desto weniger einige Früchte. Diese Weisen und Philosophen waren die Freunde der Macht, und was die Macht in dem Sinne der Billigkeit, Humanität, Sittlichkeit thun kann (oft ist es sehr wenig), das versuchte sie wenigstens. Mag man in unsrer Zeit ganz entgegengesetzt denken; die Ideen, die den Menschen näher zu Gott führen, sind auch diejenigen, die den Menschen für den Menschen besser machen.

Es war übrigens ein Zeichen der Pietät des Antoninus, daß er hier nicht weniger that, als Nerva gethan hatte, trotz der kurzen Zeit seiner Regierung; als Trajanus, trotz seines Ehrgeizes; als Hadrianus, trotz seiner Fehler. Er hatte mehr Muße und besaß mehr Ruhe und mehr Tugend. Er unternahm, sagt sein Geschichtschreiber, große Reformen in der Jurisprudenz. Ein Rath von Rechtsgelehrten war um ihn, von denen einige große Berühmtheit in ihrer Wissenschaft erhalten haben.[1] Wir besitzen nur Bruchstücke von ihren Arbeiten, die aber hinreichen, um den Gedanken, der sie leitete, kennen zu lernen.

Uebrigens ist es derselbe Gedanke, der die vorangehenden Kaiser beseelt hatte. — Es ist dieselbe Mäßigung in der Vertheidigung ihrer Macht. Unter den tyrannischen Fürsten machte man einen Misbrauch von dem Schrecken, den ihr Name einflößte, und von dem Kultus, den man für ihre Bildnisse verlangte. Gewappnet mit dem Bildnisse des Fürsten, wagte man Alles, man insultierte, mishandelte, und Niemand wagte zu widerstehen. Antoninus verurtheilt solche vermeint-

1) Ummidius Verus, Salvius Valens, Volusius Montanus, Ulpius Marcellus, Javolenus.

lichen Rächer der kaiserlichen Majestät zum Gefängnisse.[1] — Es ist dieselbe Vorurtheilslosigkeit gegen die unterworfenen Völker; man nennt den Antoninus den ampliator civium; Pausanias nennt ihn den Vater der Menschen; die Städte danken ihm, daß er ihnen ihre Privilegien gelassen und sie vermehrt hat, die freien Ortschaften preisen ihn.[2] — Es ist dieselbe Billigkeit vor Gericht; Antoninus, liberaler als die meisten modernen Gesetzgeber, läßt nur diejenigen ins Gefängnis setzen, die der schwersten Verbrechen angeklagt sind, und für die Andern nimmt er eine Bürgschaft an;[3] er gestattet der oberen Behörde nicht, auf den bloßen Bericht der unteren Behörde hin zu verurtheilen, sondern verlangt von dieser eine genaue Untersuchung, von jener eine gewissenhafte Prüfung;[4] und endlich befestigt er das zu allen Zeiten gegebene und zu allen Zeiten übertretene Gesetz, daß Niemand zweimal für dieselbe That bestraft werden soll.[5] — Es ist dieselbe Tendenz, die Eingriffe des Fiskus und seiner Helfershelfer, der Delatoren,[6] zurückzuhalten. Der Angeber wird mit dem Gefängnisse bedroht, und nicht allein der Angeber, sondern auch derjenige, der ihn dazu vermocht und sich hinter demselben versteckt hat.

Es ist auch dasselbe Mitgefühl für die Sklaven. — Der Tempel der Götter, die Statue des Fürsten war seit langer Zeit ein

1) Eum qui imaginem Caesaris in invidiam alterius praetulit, in vincula publica coerceri D. Pius rescripsit Dig., 28, § 7, de poenis (XLVIII, 19).

2) S. die Münzen, die Inschriften der Städte: Mopsu estia (Gruter, 255); Laurentium (id. 256), — Tergeste (408).

3) D. de Custod. reor. (XLVIII, 3).

4) D. ib.

5) Capitol. u. Dig., 7, de Accusationib. (XLVIII, 2). Ebenso in Betreff der Bestimmung, daß Stimmengleichheit zu Gunsten des Angeklagten sei. D. 38, de Re iudicata. (XLII, 1.) Erlaubnis, die angeklagten alten oder schwachen Personen frei zu sprechen. 22, D. de poenis (XLVIII, 19).

6) D. 2, § 5, de Iure fisc. (XLIX, — 14), Vorschrift gegen die Denunziation der erledigten Güter. Ibid., 1, § 2. — Erlaubnis, die dem Fiskus gemachten Deklarationen zurück zu nehmen. 15, § 9. — Zurückweisung von gewissen dem Staate gemachten Schenkungen 22, § 2. — Beschränkungen des Rechtes der Konfiskation, 3, § 1 u. 8, de Bonis eor. (XLVIII, 20). — S. auch über die Konfiskationen, 7, 6, § 4, de Bonis damnat. (XLVIII, 21). — Ueber die an den Fiskus fallenden Fideikommisse, 3, § 4: 13, § 7, de iure fisci. — Ueber die durch die Verurtheilten erlangten Güter, 12, ibid.

Zufluchtsort für den mishandelten Sklaven. Antoninus hält das Asylrecht aufrecht und befestigt dasselbe: „An Aelius Martianus, den Prokonsul von Bätica. — Die Gewalt der Herrn über ihre Sklaven soll unverletzt bleiben, und Niemand soll in seinem Rechte gekränkt werden; aber es muß den Herren selbst daran liegen, daß unter den Qualen des Hungers oder einer unerträglichen Pein der Sklave, der mit Recht Klage führt, nicht ohne Hilfe bleibe. Erforsche also, welche die Beschwerden derjenigen von den Sklaven des Julius Sabinus sind, die ihre Zuflucht zu dem Fuße der (kaiserlichen) Statue genommen haben; und wenn du erkennst, daß sie zu streng gezüchtigt worden sind, oder eine entehrende Behandlung erfahren haben, dann laß sie verkaufen, aber so, daß sie nicht wieder zu ihrem frühern Herrn kommen. Wenn Jemand diese meine Bestimmung übertritt, so wisse er, daß ich seine Uebelthat bestrafen werde." [1] So tritt die Staatsgewalt mehr und mehr zwischen den Herrn und den Sklaven. Die Rechtsgelehrten anerkennen, „daß es weder den römischen Bürgern, noch den andern Unterthanen des Reiches erlaubt ist, unvernünftig und maßlos gegen die Sklaven zu verfahren." Hadrianus hat das Leben des Sklaven in Schutz genommen; Antoninus schützt seinen Leib gegen die schlechte Behandlung, seine Scham gegen Entehrung. [2]

Es ist dieselbe Begünstigung der Freilassungen, derselbe Schutz für den, der nach seiner Freiheit verlangt. — In Kriminalangelegenheiten soll Stimmengleichheit der Richter zu Gunsten der Freisprechung gedeutet werden, in den Staatsangelegenheiten zu Gunsten der Freiheit. [3] Die einmal vor dem Richter ausgesprochene Freiheit kann, selbst bei einem faktischen Irrthum, nicht wieder zurückgezogen werden, Die Freisprechung unter einer eventuellen Bedingung setzt provisorisch in Freiheit. [4] Die durch Fideikommis hinterlassene Freiheit ist dem

1) Instit. 2, de iis qui sui vel alien. iuris sunt.

2) Institut. ibid., et Dig., 2, de iis qui sui vel alieni (1, 6) Gaius. I, 53. Das Recht, den Sklaven bei gerichtlicher Untersuchung zu foltern erfährt einige Restriktionen: D., 9, pr. u. § 1, de quaestionibus (XLVIII, 18).

3) Constit. des Antoninus, D. 38, de Re iudicata (XLII, 1). 9, § 1. De manu miss. vindict. (XL, 2). Und auch 8, statu hominum (1, 5).

4) Solche Sklaven hießen statu liberi, 9, § 16. D. de Poenis (XLVIII, 19).

Sklaven immer zugesichert; mag der Fideikommiserbe sich sträuben, mag er minderjährig, ein Kind, gesetzlich unfähig sein, das Gesetz gehorcht darum nicht weniger dem Testator und macht einen freien Menschen mehr.[1] Und sollte die so vermachte Freilassung bis zum Tode des Sklaven sich verzögern, so haben seine Kinder noch den Nutzen davon.[2]

So derselbe Schutz für die Frau.[3] — Ein von Augustinus angeführtes Reskript des Antoninus (oder M. Aurelius) und was verdient, von ihm angeführt zu werden, billiger, als alle Gesetzgebungen der modernen Völker, stellt den Ehebruch des Mannes dem der Frau gleich, eine ungeheure Aenderung in den Sitten des Alterthums! „Deine Frau Eupasia ... wird verurtheilt wegen Ehebruchs ..., wofern ..., in dem Falle, daß festgestellt wird, daß du ihr durch eine unbescholtene Lebensweise das Beispiel der Treue gabst. Es wäre ungerecht, wenn der Mann eine Keuschheit verlangte, die er selbst nicht bewahrt. Dieser zweifache Ehebruch, wenn er festgestellt würde, würde angesehen werden, nicht für eine gegenseitige Kompensation und einen Grund zur Freisprechung, sondern als Motiv zu einer zwiefachen Verurtheilung.[4]

Endlich zeigt sich in der Familie dieselbe Rückkehr zur Billigkeit, dieselbe Verwahrung des Naturrechtes gegen das historische Recht. — Die Ehe des Sohnes kann durch den alleinigen Willen des Vaters nicht aufgelöst werden.[5] Antoninus gestattet in gewissen Fällen, einen Güterbesitz, der kraft eines nicht regelrechten Testamentes verliehen werden kann, und der also den Testator von gewissen Nichtbeobach-

---

1) Antoninus folgt nur streng dem Trajanus. D. 12, § 2; 24, § 6. de Fideic. libertatib. (XL, 5), 30; ib., § 3, 6, 7, 50, § 9.

2) So wenn eine Sklavin, die durch Fideikommis die Freiheit erhalten sollte, es nicht geworden ist, so werden die von ihr nach dem Tode ihres Herrn geborenen Kinder nicht allein frei, sondern ingenui, das heißt Söhne eines Freien. Ibid. 26, § 2. Die in dem Verkaufsinstrumente nach dem Tode des Erwerbers stipulierte Freiheit, 10, de servis exportandis D. XVIII, 7.

3) Reskripte des Antoninus bezüglich auf das vellejanische Senatuskonsult, was die von einer Frau geleistete Bürgschaft annuliert. 2, § 3; 4 pr.: ad. s. c. velleian. (D. XVI, 1).

4) Augustin., de Adult. coniug., II, 8 (in Codice Gregoriano).

5) Paul., V. tent., VI, 15.

tungen der Form losspricht.[1] Durch Erweiterung der früheren Gesetze läßt man für den Erben ab intestato, dem Fideikommisse, die die Erbschaft erschöpfen, übertragen sind, ein Recht der Vorwegnahme dieser Fideikommisse, indem man hier gegen den Testator die gesetzlichen Rechte des Erben in Anspruch nimmt.[2] Seinerseits erhält das adoptierte Kind in seiner natürlichen Familie ein Viertel von dem Erbschaftsrecht; das fremde Kind eines römischen Bürgers (denn das dem Vater verliehene Bürgerrecht nützte dem zuvor gebornen Sohne nichts), das fremde Kind beerbt seinen Vater, als wenn es ein Römer gewesen wäre.[3] Das waren unter dem Antoninus Pius die pietätvollen Errungenschaften des Geistes der Gerechtigkeit und der Familie.

Ist es nun noch nöthig, über die Beschränkungen der Gladiatorenkämpfe zu sprechen? Antoninus, sagt man uns, verminderte den Aufwand für dieselben.[4] Sollte darin blos der Gedanke an Sparsamkeit oder ein Gedanke des Mitleids enthalten sein? Gewiß ist, daß man unter Antoninus nicht Tausende von Paaren anführt, die auf den Kampfplatz gebracht wurden. Man führt als Kämpfende nur Löwen und Elephanten an. Ich möchte, daß seine Pietät vor diesen Menschenschlächtereien zurückgeschreckt wäre; indessen wir werden sehen, daß in dieser Hinsicht seinem Nachfolger noch Etwas zu thun übrig blieb.

Soll ich endlich noch über eine Bemühung die Sitten seines Jahrhunderts zu veredeln sprechen? Antoninus hatte indessen das Unglück gehabt schwach zu werden; aber, sagt M. Aurelius, er wußte sich zu ermannen und er blieb frei von diesem schimpflichen Joche. Er bemühte sich, die Jugend des M. Aurelius zu behüten; er behütete sie vielleicht nicht gänzlich. Aber bei beiden blieb der Haß gegen das Böse lebendig, die Scham nach dem Fehler und der Schrecken, wieder zurückzufallen. Ihr Freund Maximus aus Tyros hätte gern eine reine Freundschaft an die Stelle einer schimpflichen Liebe, der Neigung der Seelen zu den fleischlichen Leidenschaften, setzen mögen; es war ein Lieblingsgedanke. Aber am Ende lassen

1) Gaius, Instit., 11, 120, 121, 151. Analoge Entscheidung bei militärischen Testamenten. Dig. 15, § 2., de testamilit. (XXIX).
2) Paul., 18, pr. Dig. Ad leg. Falcid. (XXXV, 2).
3) Pausan., VIII, 43.
4) „Sumptum gladiatoriis muneribus instituit.“ Capitol.

diese Rathschläge, diese Besorgnisse, diese Danksagungen, diese Warnungen nicht mehr das Heidenthum erkennen. Wie auch ihr Lieblingsgedanke beschaffen sei, diese über ihre Erniedrigung beschämten Seelen erfassen ihn mit Freuden; es ist ein Schimmer von Tugend, der ihnen in der Finsternis erschienen ist; es ist ein Weg, dem sie folgen in der Hoffnung, den Tag wiederzufinden. Ja M. Aurelius entsagt nicht allein den Lastern des Alterthums, er will sogar den Gedanken läutern: „Entferne, sagt er in einer christlichen Sprache, jeden wollüstigen Gedanken; der Mensch, der so handelt, gibt sich selbst die wahre Weihe; ein Gott wohnt in ihm, dessen Priester und Tempel er ist.“ [1]

So schritt die römische Welt fort zu dieser Zeit, die ich als den Kulminationspunkt der kaiserlichen Aera bezeichnen zu können geglaubt habe. Sie schritt mächtig, friedlich, glücklich, würdevoll vor; sie konnte sich frei nennen, sich für aufgeklärt halten, ja sie hatte gewissermaßen das Recht, sich besser zu nennen. Für die Römer und diejenigen, die die Vergangenheit lieben, gab es eine edle Sorge, die Erinnerungen an das republikanische Rom und die Politik Roms, wie sie zur Zeit des Augustus war, zn bewahren; für die Philosophen und diejenigen, die den Fortschritt wollten, gab es in dem edeln und moralischen Sinne des Wortes einen gewissen Fortschritt zur Humanität, zur Gleichheit, zur Freiheit, zum Lichte, zur Tugend.

Auch war es ein großer Tag, als an dem elften Tage vor den Kalenden des Mai unter dem Konsulate des Largus und Messalinus (21. April 147) Rom den neunhundertsten Tag seiner Gründung feierte.

---

1) M. Aurel., III, 4. Ueber die Jugend des M. Aurelius und die Beispiele des Antoninus s. ibid., I, 16, 17. — Julian., de Caesarib. — Fronto rühmt die Keuschheit des Antoninus (de Feriis Alsiens., 3), und er nennt den M. Aurelius decus morum (Ep. ad M. Caesar., 1, 8); aber das beweist wenig.

Der griechische Brief (ed. Maï, p. 380) Fronto's an M. Aurelius (?) könnte vielleicht nur eine rhetorische Uebung gewesen sein, wie diejenigen, die er im entgegengesetzten Sinne geschrieben hätte, nach dem Beispiele des Lysias (S. ad Marc. Caes., 1, 10, und die Bemerkung Maïs, p. 378). — In dem anonymen Briefe (ibid. Ep. graec., p. 420) scheint mir Fronto, wenn er es ist, ziemlich derb die tugendhaften Rathschläge, die er in dem ersten gibt, zu dementieren. — S. nach Maxim. Tyr. Diss., 8, 11. *Περὶ τῆς Σωκράτους ἐρωτικῆς*. Dieselben Ideen in Apulejus (Apolog.)

Man weiß, daß seit dem Bestehen des Kaiserreiches dieses Säkularfest schon dreimal gefeiert worden war: zuerst unter Augustus (im Jahre 16 der gewöhnlichen Zeitrechnung); dann unter Claudius, sechzig Jahre nachher, unter dem Vorwande eines chronologischen Irrthums, den Augustus begangen habe; sodann ein und zwanzig Jahre nach Claudius von Domitianus, der die Rechnung des Augustus wieder aufnahm, wie Antoninus die des Claudius. Rom hatte so sein Säkularfest zweimal in einem Jahrhundert.

Wir wollen hier weder von dem Säkularfest des Claudius, noch von dem des Domitianus sprechen, mögen sie chronologisch richtig sein oder nicht, für den Ruhm des Reiches waren sie sehr zur Unzeit, unter der Regierung eines Schwachkopfes und unter der Regierung eines Ungeheuers. Aber kam das Fest des Augustus selbst dem des Antoninus gleich? Und konnte nicht seit diesen hundert und drei und sechzig Jahren Rom ohne Scham zurückblicken?

Das Fest des Augustus hatte nur sieben Jahre nach der Schlacht bei Actium Statt gefunden in der Zeit zwischen der kaum erloschenen Republik und der kaum entstandenen Monarchie, zwischen dem Bedauern der Einen, der Unruhe der Andern, der Erschöpfung Aller.

Das Fest des Antoninus dagegen wurde mitten in einem tiefen Frieden, in einem ausgedehnteren Reiche, das einheitlicher, friedlicher mehr als je geachtet war, gefeiert. Die römische Herrschaft in allen Provinzen, Dakien ausgenommen, bestand wenigstens ein Jahrhundert; die Völker waren nicht allein unterworfen, sondern mit einander verbunden. Die von dem nationalen Unabhängigkeitsgeiste angefochtenen Aufstände waren selten gewesen, sie wurden mit jedem Tage seltener. Diese Aggregation von Völkern, die sich freilich nicht identifizierten, aber sich einander näherten, war eine Nation unter einem Herrn. Diese Nation besaß, um sie nach Außen hin zu schützen, eine militärische Macht, deren Prestige nicht erloschen war; um sie als eine und im Innern geregelte zu erhalten, besaß sie eine durch die Erfahrung gewonnene politische Richtschnur, die folglich für jeden, der einen gesunden Sinn hatte und von Rechtlichkeit erfüllt war, leicht zu beobachten war. Die beiden Regierungen des Trajanus und Hadrianus hatten dies Resultat vervollständigt; der erstere hatte durch die Erweckung des militärischen Geistes, der zweite durch die weise Praxis eines bewaffneten Friedens, beide hatten durch die Mäßigung in ihrer innern Verwaltung begonnen, diese kolossale Macht von Rom das

Gute hervorzubringen, was sie nur hervorzubringen im Stande war. Nach der mühevollen Arbeit der von Trajanus beendeten Eroberung, nach der noch mühevolleren Vorbereitung, weil sie für die Seelen demütigender war, die die Tyrannei der ersten Cäsaren die Welt ein Jahrhundert hindurch hatte machen lassen, trug die römische Macht ihre Früchte. Als der Strom der Tyrannei vorüber war, richtete die Welt das Haupt wieder empor, wie nach der Sinflut. Das Menschengeschlecht konnte nach langer Arbeit sich in voller Ernte glauben und die durch die Thränen, den Schweiß und das Blut seiner Ahnen benetzten Aehren sammeln. Diese Generation, die seit ein und funfzig Jahren keinen Tyrannen, seit sechs und dreißig Jahren keinen großen Krieg gesehen hatte, konnte sie sich nicht für glücklicher, reiner, selbst freier halten, als die Generation des Augustus, die während der Bürgerkriege geboren und unter Tiberius gestorben war?

Die Welt war also voller Freude. Sie hatte nicht allein den Frieden der Gegenwart, sondern die Sicherheit der Zukunft, mit andern Worten, sie hatte M. Aurelius neben Antoninus. M. Aurelius, damals sechs und zwanzig Jahre alt, Adoptivsohn und Schwiegersohn des Kaisers, zum ersten Male Vater geworden, hatte so eben die tribunizische und konsularische Gewalt erhalten, das heißt, er war deutlicher als je zum Nachfolger des regierenden Fürsten designiert worden.[1] Schon nahm er an allen Staatsgeschäften Theil, und die Welt hatte zu seiner schon reifen Jugend ein Vertrauen wie zu dem noch männlichen Alter des Antoninus. Zahlreich sind die Beweise der allgemeinen Freude aus dieser Zeit. Die Münzen der Städte, die Inschriften der Provinzen huldigen dem Antoninus, dem friedlichen Eroberer der Welt[2] „demjenigen der das Glück und die Zahl der Bürger gemehrt hat, dem Wolthäter und Erhalter des Gemeinwesens, dem vortrefflichen Fürsten." Münzen erinnern an

1) Capitol. in M. Anton., 6.

2) SVBIVGATORI ORBIS TERRARVM (Orelli, 838) ... AMPLIATORI CIVIVM ... BENEFICO ET SERVATORI ... OPTIMO PRINCIPI ... LIBERALITAS ... MVNIFICENTIA AVG ... FELICITAS TEMPORVM ... CONCORDIA ... LAETITIA. (Münzen aus den Jahren 149, 151.) — FORTVNA OBSEQVENS (Münze aus 158). Unter Antoninus findet man zum ersten Male auf den Münzen die Erwähnung der Gelübde für die Kaiser nach zehnjähriger Regierung: VOTA SVSCEPTA X, im Jahre 148 u. 159.

„die kaiserliche Munifizens, an die glücklichen Zeiten, an die Pietät des Fürsten, an die Eintracht seiner Familie.“ Zum ersten Male erscheint im vierzehnten Regierungsjahre des Antoninus (151) auf den römischen Münzen die Inschrift Freude mit weiblichen Gestalten, die Aehren auflesen, Früchte sammeln, oder die auf ihren Armen Kinder tragen. Diese lieblichen Bildnisse statt der kriegerischen geben Zeugnis von dem Glücke der Völker und von der milden Politik der Regierenden. Man kann sagen, daß es die glückliche Periode der römischen Macht ist.

Denn hundert Jahre später,[1] als das Säkularfest von Rom zum letzten Male[2] gefeiert wurde, war Alles ganz anders geworden. Das Reich eilte schnell seinem Verfalle entgegen; die politischen Institutionen, das militärische Leben war ausgeartet; die Sicherheit nach Außen, die Einheit im Innern fieng an abzunehmen. Das Reich war kaum noch ein römisches; ein Araber war mit dem Purpur bekleidet. Und dieses Freudenfest mußte den durch die verhängnisvollen Zeichen der Zukunft erleuchteten Römerherzen einem Trauerfeste gleichen.

Zwischen diesen beiden Säkularfeierlichkeiten, derjenigen, die unter Augustus den Anfang des Kaiserreiches einweihte, und derjenigen, die unter Philippus Arabs dem Verfalle desselben vorhergieng, steht also die des Antoninus, ebenso ruhmvoll, wie die erste, glücklicher als alle beide. Sie bezeichnet die zivilisierteste, ruhigste Epoche der römischen Welt; sie läßt einen der vollständigsten Ruhepunkte, die das menschliche Geschlecht auf seinem Gange gehabt hat, erkennen; und der Wunsch, den mitten unter den Säkularspielen des Augustus Horatius ausgedrückt hatte, brauchte nicht mehr wiederholt zu werden,

---

1) Es fanden Säkularspiele unter Severus im Jahre 205 Statt (ohne Zweifel in Folge der abweichenden Berechnungen, die ich schon erwähnt habe) Zosim., II. Herodian., III. Censorin., de Die natali. 17. Fasti consulares. Münzen von Septimius Severus. (Bei Gelegenheit dieser Spiele schrieb Tertullianus seine Abhandlung de Spectaculis.)

2) Den tausendsten Jahrestag von Rom feierte Philippus Arabs. Nach demselben fand dieses Fest nicht mehr Statt: „Et quoniam nomen admonuit, nostra quoque aetate, post mille centesimus, consule Philippo (im Jahre 348 unter dem Kaiser Constans) excessit, nullis uti solemnitatibus frequentatus: adeo in dies cura minima Romanae urbis! sagt Aurel. Victor, de Caesar., 29.

denn er konnte für erfüllt gelten: „Holder Sonnengott, möchtest du nichts Größeres sehen, als Roma!"

Dieser Friede und dies Glück, wenigstens das äußerliche, dauerten so lange, wie das Leben des Antoninus Pius währte. Es scheint, als ob unter seiner Regierung Alles Milde und Ruhe geathmet habe. Bei dem Anblicke dieses schönen Greises von hoher und noch gerader Gestalt,[1] von edelm und heiterm Antlitze, dessen Stimme stets angenehm und wolklingend war, schien es, als ob Alle, Barbaren, Verschwörer, äußere und innere Feinde sich vereinigten, um nicht das Reich, so lange Antoninus leben würde, zu beunruhigen. Sein Tod scheint so friedlich, wie sein Leben gewesen zu sein. Ein wenig Alpenkäse, den er zu unmäßig genossen, verursachte Erbrechen und Fieber. Drei Tage nachher fühlte er sich in Gefahr, er ließ den M. Aurelius, seinen Eidam und Adoptivsohn, kommen; in Gegenwart seiner beiden Präfekten des Prätoriums anempfahl er ihm seine Tochter, für die M. Aurelius übrigens nur zu besorgt war, und den Staat, für den er nicht genug besorgt sein konnte. Um die stets ungewisse Erbschaft des Reiches sicher zu stellen, ließ er in das Zimmer des M. Aurelius eine kleine goldene Statue der Glücksgöttin bringen, die die Fürsten gewöhnlich in ihrem Zimmer hatten; denn dies Bild des blinden Geschickes war das Hauptsymbol der kaiserlichen Macht. Bald blieben ihm von seiner Herrschaft nur seine Fieberphantasien, in denen er von den öffentlichen Angelegenheiten sprach und gegen den Eigensinn seiner untergebenen Könige eiferte. Im letzten Augenblicke trat ein Tribun zu ihm heran und bat um die Losung. Er sagte: Aequanimitas, und treu diesem Worte, kehrte er sich um, als wolle er schlafen und starb in der Villa von Lorium, wo seine Vorfahren gelebt hatten, wo er geboren war, wo er einen großen Theil seiner Regierung zugebracht hatte.

Sein Vermögen hinterließ er seiner Tochter, zahlreiche Vermächtnisse seinen Freunden. Er starb in hohem Alter, sagt ein Historiker, aber bedauert wie ein junger Mann. Der Senat ehrte dies theure

---

1) Er unterstützte seine gerade Haltung durch Brettchen von Lindenholz, die durch Bänder zusammengehalten wurden. Aurel. Vict., Ep.; Capitol., in fine. S. seine Büste mit dem Kostüm der Arvalbrüder, ein dichter Schleier über den Kopf gelegt und darüber ein Kranz von Kornähren. Augenscheinlich lag in dem Gedanken des Künstlers eine Erinnerung an Numa.

Andenken ungemein hoch, votierte ihm die Göttlichkeit, einen Flamen, Spiele, einen Tempel, ein Priesterkollegium, alle erdenkbaren Privilegien. Rom verglich ihn mit dem Numa, dem glücklichen Monarchen, dem Manne der Religion und des Friedens, wie es den Trajanus mit dem Romulus, dem Manne des Krieges, verglich.[1]

Das Andenken an den Antoninus ist lange populär geblieben. Es hatte sogar eine Art Popularität erlangt, die er selbst gewiß nicht erwartet hatte. Obgleich auch er eine Rebellion der Juden zu bekämpfen hatte, so ist er doch bei den Juden in Gunst geblieben. Vielleicht haben ihm die geringere Strenge bei dem Siege, als Trajanus, Hadrianus und M. Aurelius ausübten, vielleicht ein von uns angeführtes Reskript, das die Beschneidung gestattet, diese Gunst erworben. Wenigstens sprechen die Rabbiner von ihm, wie von einem versteckten Proselyten, der sich selbst beschnitten hätte, um das Osterlamm essen zu können; der die Rabbiner im Geheimen besuchte, indem er die Thür durch zwei Schildwachen bewachen und bei seiner Rückkehr diese beiden Soldaten ermorden ließ, um nicht von denselben verrathen zu werden, so daß ein jeder von diesen Besuchen zwei Menschen das Leben kostete. Lassen wir den Rabbinern des Mittelalters diese wunderbaren Träume und die Unterredungen des Antoninus Pius mit dem Rabbi Judas dem Heiligen, der vierzig Jahre nach ihm geboren wurde, und der dennoch mit ihm vertauscht worden wäre.

Der Name Antoninus behielt im römischen Reiche eine wichtigere Popularität. Die Kaiser, die ihm während fast eines Jahrhunderts folgten, fügten um die Wette seinen Namen dem ihrigen hinzu. M. Aurelius und Kommodus führten diesen Namen, wie ihren Familiennamen. Nach ihnen glaubten Monarchen von einem Tage, die durch die Laune der Soldaten zur Macht erhoben waren, sich dadurch befestigen und legitimieren zu können, daß sie mit dem Purpur den Namen Antoninus annahmen. Septimius Severus gab ihn seinen zwei Söhnen, in der Meinung, „daß kein Name ein glücklicherer sein könne, als derjenige, den vier Fürsten hinter einander geführt hätten,“ unter ihnen Antoninus Pius und M. Aurelius.[2] Dann gab Ma-

1) Capitol., 12, 13.

2) Quod nemo videretur felicior ad commodandum nomen eo principe cuius proprium nomen iam per quattuor principes cucurrisset. Spartian. in Geta.

crinus, der durch den Tod dieser beiden neuen Antonine Cäsar geworden war, diesen in dem Heere zu populären Namen seinem Sohne Diadumenus, damit die regierende Familie nicht so großen Werth darauf lege, denselben zu führen. „Ich weiß, sagte er zu den Soldaten, daß ihr unter euch den Namen Antoninus behalten wollt.“[1] Der Vatermörder Bassianus war von den Völkern geliebt worden, weil er Antoninus hieß.[2] Elagabalus wurde Kaiser, weil er M. Aurelius Antoninus hieß.[3] Alexander Severus, der allein würdig war diesen Namen zu führen, wollte ihn trotz den Bitten des Senates nicht annehmen, aus Furcht desselben nicht würdig genug zu sein.[4] Septimius Severus wollte gern, daß der Name Antoninus wie der Name Augustus eine offizielle Bezeichnung der kaiserlichen Macht wäre.[5] Und in der That erinnerten diese beiden Namen an dieselbe Politik, die von Cäsar's Adoptivsohne begründet, von dem Adoptivsohne des Hadrianus zur vollen Entwicklung geführt war.

---

1) Lamprid. in Diadumen. in princ., und der Brief des Macrinus an seine Gemahlin. Tantum desiderium huius nominis fuisse, ut nisi populus et milites Antonini nomen audirent, imperium non putarent. Capitol. in Macrino.

Et fuit tam amabile in temporibus illis nomen Antoninorum, ut qui eo nomine non niteretur, mereri non videretur imperium. Lamprid. in Diadumen.

2) Id. in Heliogab., in princ.

3) In M. Aurelium Antoninum caritate nominis inclinavit exercitus. (Lamprid., in Diadum. in fine) Ita nomen Antoninorum inoleverat, ut velli ex animis hominum non posset, quod omnium pectora velut Augusti nomen obsederat Spartian., in Antonino Caracalla.

4) S. den Zuruf des Senats und die Antwort des Alexander. Lamprid., in Alexandro.

5) Spartianus in Geta. Severus war dankbar gegen Antoninus, der ihm gewogen gewesen war, und außerdem sagte er, er habe mit dem M. Aurelius wie mit einem Bruder gelebt.

Capitolinus zählt acht Kaiser auf, die den Namen Antoninus geführt haben, das heißt außer der Familie des Antoninus Pius: Caracalla, Geta, Diadumenus und Elagabalus. Eine Prophetin zu Karthago hatte diese Herrschaft von acht Kaisern vorhergesagt. In Macrino.

Lampridius (in Diadum.) gibt die Erklärung, warum dieser Name jedem von diesen Fürsten gegeben wurde. Er fügt hinzu, daß mehrere aus Artigkeit diesen Namen dem Severus, Pertinax, Didius Julianus, den beiden Gordianus gaben.

Aber weil wir jetzt die Macht und die Zivilisation des kaiserlichen Roms bis zu ihrem höchsten Punkte geführt haben, ist es nicht an der Zeit, auf eine Macht und Zivilisation neben ihr hinzuweisen, die erst in ihrem Entstehen sind, aber deren Fortschritt zugleich schneller, dauernder und fruchtbarer ist? Weil wir bei diesem Studium über den Gipfel der römischen Größe den Trost gehabt haben, etwas Anderes zu finden, als die Macht und die Größe, den materiellen Wolstand, weil wir die Morgenröthe der Wahrheit, der Gerechtigkeit, der Humanität, der Sittlichkeit haben anbrechen sehen, ist es nicht an der Zeit diese heilsamen Prinzipien da zu betrachten, wo ihre Quelle und ihre Fülle war? Nachdem wir einen Blick auf das römische Reich in seiner höchsten Blüte und die christliche Kirche in ihrer schon mächtigen Jugend geworfen haben, werden wir nun beurtheilen können, in welchen Punkten sie sich berührten, was ihr gegenseitiges Wirken war, und was sie hätte werden können.

Viertes Buch.

Die Kirche.

Erstes Kapitel.

Die Einheit der Kirche.

Welchen Nutzen hatte die Wolfahrt der römischen Welt, diese Zeit der Ruhe zwischen der Tyrannei des Domitianus und der Tyrannei des Commodus? Diese unerhörte Pause in der Reihe der Revolutionen und Kriege, diese Pause von fast einem Jahrhundert, während welcher dieselben Institutionen und dieselbe Politik der ganzen zivilisierten Welt denselben Frieden und dieselbe Macht des Fortschrittes zusicherten? Was lag in der Absicht der Vorsehung bei diesem außerordentlichen Phänomen, wenn nicht das, daß Gott der Welt Muße geben wollte, sich zu sammeln und die Wahrheit anzuschauen? Das Christenthum hatte unter Domitianus und Nero, jenen gemeinsamen Tyrannen der Menschheit, gelitten; als die Welt unter bessern Fürsten wieder aufathmete, war es nicht recht, daß das Christenthum vergleichungsweise eine kleine, allerdings noch sehr gestörte Frist erhielt; daß es sich in seiner Betrachtung und in seinem Bestreben sammeln konnte, und daß, nachdem es der unterdrückten Welt das Beispiel des Märtyrertodes gegeben hatte, der in Freiheit gesetzten und der philosophischen Welt die Lehren der göttlichen Philosophie gab.

Das Christenthum war dem römischen Reiche gegenüber ein anderes Reich. Es hatte sich mitten im römischen Reiche errichtet, gestützt auf die faktische Freiheit, die die römische Politik, die weniger geschickt war, als die modernen, den Nationen nicht zu nehmen verstand. Was war es für ein Reich? Worin nahm es sich das römi-

sche Reich zum Muster, oder worin entfernte es sich von demselben? Worin war es ihm feindlich oder freundlich?[1]

Das christliche Reich war wie das römische Reich durch die Eroberung, durch eine durchaus friedliche und doch in einer ganz andern Art schnelle Eroberung errichtet. Das Christenthum war in Asien, aber an den Ufern des großen europäischen Meeres geboren; inmitten des römischen Reichs, aber nicht fern von dem parthischen Reiche. Asien und Europa, das parthische und das römische Reich öffneten sich beide vor ihm.

Wir kennen wenig die einzelnen Umstände von seinem Fortschritte nach dem Orient und dem Reiche von Ktesiphon. Wir wissen nur, welche Hilfe es auf seinem Vorschreiten fand. In den Eroberungen der Rede sind die Dialekte die Waffen. Das erste Werkzeug des Christenthums war die syrisch-chaldäische Sprache, die damals die Juden von Palästina sprachen, und die mehr oder weniger verwandt mit den andern Sprachen Westasiens dem Christenthum seinen Weg über den Euphrat eröffnete. Mit ihm, unterstützt durch den Handel der Juden nach dem Oriente, konnte es die Schranke des parthischen Reiches überschreiten und in Persien eindringen, so mit einem Sprunge dem Fluge der römischen Adler zuvorkommend. Indien öffnete sich ihm, und die syrisch-chaldäische Sprache führte es in den Orient ein über das römische Reich hinaus.

Im Occidente und im Innern des römischen Reiches hatte es einen andern Bundesgenossen. Der Proselytismus und die jüdische

---

1) Hierüber siehe die apostolischen Väter, Clemens, Ignatius, Hermas, Barnabas, vorzugsweise in den Ausgaben von Hefele (Tübingen 1855) und Dressel (Leipz. 1857) — Justinus, Athanagoras, Tatianus, Tertullianus, Minutius Felix.

In Bezug auf die Apokryphen: Clementin., etc. ed. Dressel (Göttingen 1853 u. Leipzig 1859) Evangelia et Acta apocrypha ed. Tischendorf (Leipz. 1843, 1851, 1853). Von ältern Publikationen, Fabricius, Thilo u. s. w. spreche ich nicht.

Unter den neueren Werken nach Baronius, Tillemont, Mamachi, Stolberg u. s. w. Tzschirner, Fall des Heidenthums (Leipz. 1822). — Tholuk und Neander, Denkwürdigkeiten (Berlin 1820). — Gfrörer, Allg. Kirchengesch. und die Werke von Döllinger, Heidenthum und Judenthum (Regensb. 1857. Das Christenthum und die Kirche, 1860. Hippolytus und Kallistus, 1855).

Hieran schließen sich die vortreffl. Abhandlungen von Freppel (Paris, Bray, 1859, 1860).

Kolonisation hatten ihm schon ein wenig den Weg gebahnt. Es konnte sich in Syrien, Kleinasien, Griechenland, die von jüdischen Kolonien angefüllt waren, ausbreiten. Seine Missionäre standen als Juden auf den Kanzeln der Synagogen, ihren Brüdern in Israel die Bücher des Moses auslegend: „den Juden vornehmlich und auch den Griechen“ sagt Paulus.[1] Auf dieser ersten Station des Christenthums hatte es noch zum Hauptwerkzeug die Sprache der Juden, wie es noch Jerusalem zum Mittelpunkte hatte. Jerusalem und die Sprache von Jerusalem verschafften ihm Eintritt in die Synagogen von Palästina, Syrien, dem römischen Oriente. Aber bald stießen die Synagogen in ihrer Verblendung das Christenthum zurück; die Apostel schüttelten nun ihre Kleider aus und sagten, wie Paulus zu Korinthos: „Euer Blut komme über euer Haupt; rein werde ich von nun an zu den Heiden gehen.“[2] Das Christenthum gieng von der Synagoge zur Agora über.

Dort trat, um das griechisch-römische Heidenthum zu erobern, statt des syrisch-chaldäischen Idioms ein anderes in den Dienst des Glaubens. Das Griechische war für die in den römischen Provinzen zerstreuten Juden ihre wahre Muttersprache geworden; man mußte sogar in den Synagogen das Hebräisch der heiligen Bücher ihnen ins Griechische übersetzen. Das Griechische war in gleicher Weise für den ganzen östlichen Theil des römischen Reiches[3] seit Alexandros die Sprache der Zivilisation und des Verkehrs. Endlich war das Griechische für die Römer selbst die Sprache der Bildung und der Wissenschaft. Diese Sprache war also das große Band zwischen dem Occident und dem Orient, zwischen Rom und seinen asiatischen Provinzen, zwischen dem Heidenthume und Judenthume, es war unbestritten das verbreitetste Idiom des römischen Reiches. Statt der jüdischen

1) Rom. I, 16.; II, 10, 11.

2) Act., XVIII, 6. Ebenso zu Antiochia in Pisidien: Euch mußte zuerst das Wort Gottes gesagt werden; nun ihr es aber von euch stoßet, und achtet euch selbst nicht werth des ewigen Lebens, siehe, so wenden wir uns zu den Heiden. Act., XIII, 46.

3) Und selbst über das römische Reich hinaus. Man kennt die Existenz des griechischen Königreiches Baktriana an den Grenzen des Indus. Die Urkunden waren in griechischer Sprache abgefaßt, auf den Münzen befanden sich griechische Umschriften, überhaupt war die griechische Sprache und Litteratur dort sehr verbreitet. S. Reinaud, Relations publiques, etc., § 2, p. 163, 164.

Sprache wurde also das Griechische die christliche Sprache; statt Jerusalem wurde Antiochia eine Zeit lang der Mittelpunkt des Christenthums. Die hellenische Sprache wird also in dieser Zeit das Hauptbeförderungsmittel des Glaubens. Die Septuaginta hatte, indem sie in denselben das mosaische Dogma ausdrückte, sie für den Ausdruck des christlichen Glaubens vorbereitet. Der ganze christliche Sprachschatz, alle technischen Ausdrücke der Hierarchie und des Kultus gehören der griechischen Sprache an.

Diese zweite Station des Christenthums wird bezeichnet durch die Residenz des Petrus in Antiochia, das sein Zufluchtsort geworden war, nachdem die Verfolgung ihn aus Jerusalem verjagt hatte. In Antiochia, dieser ersten Kirche, die in dem Heidenthume ihren Ursprung hatte, begann der Name Christ gebräuchlich zu werden und diente den Anhängern des neuen Glaubens zur bessern Unterscheidung von den Juden.[1] Antiochia, diese griechisch-orientalische Hauptstadt der römischen Welt, eröffnete dem Christenthum Kleinasien, Griechenland, Italien. Von Antiochia ausgehend und die hellenische Sprache sprechend, konnte das Christenthum bald nach Rom kommen, und es kam vor seinem zehnten Jahre dahin. Die Christenheit von Rom war orientalisch ihrem Ursprunge und hellenisch ihrer Sprache nach. Während eines und eines halben Jahrhunderts sprach die Kirche von Rom, die vorzugsweise aus Griechen, Juden und Orientalen bestand, vor allen andern Sprachen griechisch.[2]

Auf diese Weise hatte der christliche Glaube schnell die ganze orientalische Hälfte des römischen Reiches erobert. Als er aber nach dem Mittelpunkte kam, begann für ihn eine ganz andere Reihe von Eroberungen. Was ihm noch zu erobern übrig blieb, war die west-

---

1) Act., XI, 26.

2) Paulus schreibt seine Epistel an die Römer in griechischer Sprache; Petrus und Clemens, die im Namen der Kirche von Rom schreiben, bedienen sich auch des Griechischen. Unter den Christen von Rom, die Paulus nennt (Rom., XVI, 7—15, 21—23; Koloss., V, 10—12; 2. Tim., IV, 21—23), haben drei und zwanzig griechische, zwei jüdische, sechzehn römische Namen. Der Pabst Victor (193—202) wird als der Erste angeführt, der in der Kirche von Rom Schriften in lateinischer Sprache abgefaßt hat. Die christlichen Inschriften von Rom sind häufig in griechischer, oder mit griechisch vermischter, oder in lateinischer Sprache aber mit griechischen Buchstaben geschrieben. S. Döllinger, Christenthum und Kirche, II, § 7.

liche Hälfte des Reiches, ein noch vor wenig Jahren barbarisches Land; ein Land, das Rom, wie es gern sagte, für seinen Ruhm, für die Zivilisation und, was es nicht wußte, für den Glauben erobert hatte. Für die Eroberung des Occidents mußte Rom der Ausgangspunkt der Verkündigung des Christenthums, und die von dem Occidente als die Sprache der Wissenschaft, der Zivilisation und der Macht angenommene römische Sprache das Hauptwerkzeug der Verkündigung des Christenthums werden.

Die Welt sollte so bekehrt werden durch drei Sprachen und zugleich durch drei Städte. Das Christenthum, seinen Weg wie die Sonne nehmend, nemlich von Osten nach Westen, traf nach und nach die drei Städte an, die nach und nach die Residenz des Petrus und die Hauptstadt der entstehenden Kirche waren, Jerusalem, Antiochia, Rom. Und diesen drei Städten entsprechen die drei Sprachen, die die großen Werkzeuge der Verkündigung des Christenthums waren, in Jerusalem das Hebräische, oder richtiger das syrisch-chaldäische, das die Sprache des Christenthums auf seinen Reisen nach dem Oriente war; in Antiochia das Griechische, die zivilisierte Sprache, die das Christenthum bis Rom führte; in Rom endlich das Lateinische, das im ganzen römischen Reiche die herrschende Sprache, und das von Rom bis zum Ocean die gelehrte Sprache war. Diese drei Sprachen sind diejenigen, die auf den Balken des Kreuzes geschrieben waren, und die vorzugsweise, wenn nicht ausschließlich, die drei liturgischen Sprachen der christlichen Kirche geblieben sind.

Allein diese Eroberung, die das in Rom, wie in seinem Mittelpunkte, bestehende Christenthum von dem Occidente, das heißt von Gallien, Britannien, Hispanien und Afrika zu machen hatte, mußte langsamer und schwieriger als die andern sein. Griechenland konnte seinen Antheil dabei haben; aber sie war vor Allem der römischen Kirche, der souveränen Mutter vorbehalten. Die Eroberung geschah langsam, unbemerkt unter oft noch halb barbarischen Völkern und Mundarten durch Bischöfe, die von dem Bischofe von Rom abgesendet waren. Von Rom aus wurde das Christenthum nach Alexandria verpflanzt und verbreitete sich schnell in ganz Aegypten. Rom begann vielleicht zu der Zeit, von der wir sprechen, den christlichen Glauben nach Afrika hinüber zu bringen. Rom war es, das ihn gebracht hatte oder ihn einst bringen sollte dem Norden und Westen von Gallien; Rom allein konnte ihn nach Britannien entsenden.

Noch mehr; die römische Verkündigung begann schon über die nördliche und südliche Grenze zu dringen, Dank den Kaufleuten und den Heeren, Dank der lateinischen Sprache, die am Rhein, an der Donau, am Atlas nach und nach den Barbaren als die Sprache ihrer Sieger oder ihrer Beschützer, oder selbst ihrer Feinde bekannt wurde. Völker, die mit Rom in Feindschaft waren, wie die Gätulen in Afrika und die Daker an der Donau, fiengen an, von Rom das Geschenk des Glaubens zu erhalten; der Glaube fand am Nil unter den Zelten der Sceniten seinen Schutz; er gelangte auf den Nomadenwagen der Hamaxobier bis in die Ebenen der Großen-Tartarei. Es gab schon in der Welt tausend unbekannte und der Zivilisation noch fern stehende Völkerschaften, bei denen man „im Namen des gekreuzigten Jesus dankte.“ Nach Verlauf von zwanzig Jahren erstreckte sich das Christenthum vom Ocean bis an den Indus. Es hatte die Grenzen überschritten, wo Rom stehen geblieben war, diejenigen, die Alexandros nicht überschritten hatte; und als es einige Jahre später sich als ein universelles fühlte, scheute es sich nicht zu sagen, daß, „wenn für die größten Eroberer noch Grenzen vorhanden gewesen waren, es selbst keine mehr hatte.“ [1]

Solche Fortschritte hatte das Christenthum gemacht. Wie aber wurde dieses neben, in dem römischen Reiche und über dasselbe hinaus gegründete Reich regiert?

In gewisser Hinsicht schien es nach dem Muster des römischen Reiches eingerichtet zu sein; es war wie dieses hierarchisch und diszipliniert. In jeder Stadt hatte die Kirche, die christliche Versammlung, wie das römische Munizipium, ihre plebs, ihr Volk (*λαός*), die Laien; ihre Vorsteher (praepositi, *ἡγούμενοι*); ihre untergeordneten Diener, die Diakonen (*διάκονοι*); ihren Senat der Priester oder der Alten (*πρεσβύτεροι*); ihren Oberaufseher, den Bischof (*ἐπίσκοπος*), oder, wie man sagte, den Engel der Kirche. Man konnte selbst sagen, daß die von den Gläubigen geschiedenen Katechumenen eine untere Klasse ausmachten, die durch die Taufe noch nicht mündig geworden war, und die augenblicklich in der christlichen Gesell-

1) Tertull., Adv. Jud., 7. S. auch Apol., 1, 5. 37, 42; ad Nationes, I, 1; ad Scapulam, 2; Bardesan., de Fato apud Euseb., Praep. evang., VI, 8; Justin., Dial. c. Tryphon., 117; Irenaeus, I, 3; Origen., C. Cels., I, 7, 26, 27; II, 13; III, 9; VIII, 68; Minut. Fel., 9.

schaft die Stelle einnahmen, die in der profanen Gesellschaft die der Sklaven war. Es war also die römische Gemeinde; aber es war auch die jüdische Versammlung, die Synagoge mit ihrem Synagogen-Oberhaupte und ihrem Rathe der zehn Alten. Es war auch das mosaische Priesterthum mit seinem durch den Bischof dargestellten Oberpriester. Dem jüdischen Priesterthume entsprach das christliche Presbyterium, den Leviten die Diakonen, dem Volke die Gläubigen, den Proselyten die Katechumenen.[1] Besonders aber stellte von einem höheren Gesichtspunkte aus der Bischof Jesus Christus dar; der Rath der Priester, den man gern aus zwölf Mitgliedern bestehen ließ, die Apostel; die Diakonen die zwei und siebzig Schüler.[2]

Diese hierarchischen Unterschiede erscheinen uns von Anfang an und besonders in den Briefen des Paulus deutlich festgesetzt und dem Gehorsam und der Achtung dringend anempfohlen. Das Episkopat ist nur das übertragene und vervielfältigte Apostolat. Der Bischof wird durch einen Apostel eingesetzt, durch andere Bischöfe geweiht, „durch den heiligen Geist hingestellt, um die Kirche Gottes zu leiten,[3] und Paulus stellt die Bedingungen auf, die bei der Wahl des Bischofes zu erfüllen sind.[4] — Der Bischof hat dem Priester die Hände aufgelegt, wie der Apostel dem Bischof; Paulus redet mehrmals von solchen Ordinationen, und gibt dabei auch Regeln, um nur eine würdige Wahl zu treffen.[5] — Endlich ist das Diakonat fast unmittelbar nach dem Abendmale von den Aposteln gegründet worden, und eine große Anzahl von Kirchen behalten die Zahl der sieben Diakonen bei

1) Ueber diese Unterschiede und besonders den zwischen den Laien und der Geistlichkeit siehe Tertullianus, de Baptismo, 17, de Exhortatione castitatis, 6. Das Wort κλῆρος (Los, Theil u. s. w.) wird in dem griechischen Alterthume von den Priesterkollegien und der Versammlung der Würdenträger der religiösen Brüderschaften, die θίασοι der ἔρανοι heißen, gebraucht. S. die Inschriften.

2) Den apokryphischen Büchern zufolge hätte Petrus zu Tripolis und Cäsarea ein Kollegium von zwölf Priestern eingesetzt. Recognit. Clem., III, 2, VI, 15; Clem., Homil., III, 36; de Gestis Petri, 39. Auf gleiche Weise hätte Marcus zu Alexandria zwölf Priester eingesetzt (Eutychius Alex.); Aber Andere sagen nur drei.

3) 1. Tim., IV, 14. Act., XX, 28.

4) 1. Tim., III, 1—7; Tit., I, 7, 9.

5) 1. Tim., V, 22; Act. XIV, 22.

zum Andenken an die sieben, die damals gewählt wurden.[1] Wie für das Episkopat und das Priesterthum, so schreibt Paulus Regeln vor auch für die Wahl der Diakonen und für die Wahl der heiligen Wittwen, die unter dem Namen von Diakonissinnen für ihr Geschlecht ähnliche Funktionen hatten.[2] Indem er diese Hierarchie bestätigt, verlangt er Gehorsam: „Gehorchet euern Vorstehern (ἡγουμένοις) und folget ihnen; denn sie wachen über eure Seelen, als die Rechenschaft geben sollen; auf daß sie das (das Wachen) mit Freuden thun und nicht mit Seufzen; denn das ist euch nicht gut.“[3]

Ein wenig später zeigt uns der heilige Clemens, der wie sein Lehrer Paulus spricht, diese Hierarchie als bestehend und diese Disziplin als eine sehr wirksame: „Ihr seid euern Vorstehern gehorsam gewesen, ihr habt eure Priester geehrt.“[4] Indem er die mosaische Hierarchie als das Vorbild der christlichen Hierarchie aufstellt, will er, daß diese in allen ihren Rechten und in allen ihren Abstufungen geregelt, geachtet, aufrecht erhalten werde, wie jene es war: „Fehlen wir, die wir eine höhere Stufe betreten haben, auf derselben, so setzen wir uns größern Gefahren aus . . . Christus, sagt er weiterhin, ist von Gott gesendet worden, die Apostel von Christus . . . Indem sie in den Provinzen und Städten predigten, haben sie aus den ersten Gläubigen die Bischöfe und die Diakonen aus den spätern Gläubigen gemacht.“ Und das war keine neue Einrichtung; denn Jahrhunderte vorher hat die heilige Schrift von den Bischöfen und Diakonen gesprochen: „Und ich mache zu deiner Obrigkeit den Frieden und zu deinen Vögten die Gerechtigkeit.“[5] Und wie Moses vorausgesehen hatte, daß sich Streit über das Priesterthum erheben würde, „so haben unsere Apostel durch Jesus Christus unsern Herren erkannt, daß in Betreff des Episkopats Streit entstehen würde. Darum haben sie in ihrer hohen Einsicht, nachdem sie die ersten Bischöfe eingesetzt hatten, eine Nachfolge (ἐπινομὴν δεδώκασι) festgestellt, damit, wenn diese gestorben wären, erprobte Männer wie sie die Erben ihres

1) Act., VI, VII, VIII.

2) 1. Tim., III, 8—13; V, 9—13. Tertullianus ist darüber aufgebracht, daß man zu einer Diakonissin eine Jungfrau gewählt hatte, die noch nicht zwanzig Jahre alt war. de Virg. velandis, 9.

3) Hebr., XIII, 17.

4) 1. Kor., 1.

5) Isaias, LX, 17.

Amtes würden. Diejenigen, die zuerst von den Aposteln eingesetzt worden sind, alsdann nach denselben von Andern mit Zustimmung der Kirche, und die die Herde Christi in demütiger, friedfertiger, tadelloser Weise geführt haben . . . können nicht ohne Ungerechtigkeit von ihrem Amte entfernt werden." Und um die Gläubigen von Korinth, die untadlige Priester willkürlich ihres Amtes entsetzt haben, wieder auf die rechte Bahn zu führen, befiehlt Clemens „daß diejenigen, die sich widersetzt haben, zum Gehorsam zurückkehren, daß sie die Buße, die ihnen wird auferlegt werden, thun, daß sie in ihrem Herzen das Knie beugen; daß sie, wenn es nöthig ist, Korinth verlassen und dahin gehen, wohin ihnen anbefohlen wird; daß die Herde Christi in Frieden bleibe mit denen, die über sie als Wächter gesetzt sind." [1]

Ignatius, der letzte Ueberlebende unter denen, die das Antlitz Christi gesehen haben, hält entschieden darauf, daß die von dem Herrn eingesetzte Rangordnung fest bestehe und geachtet werde: „Ich rief, sagt er, als ich mitten unter euch war, und ich rufe noch laut: Gehorchet dem Bischofe und dem Presbyterium und den Diakonen; gehorchet dem Bischofe wie Jesus Christus, dem Sohne des himmlischen Vaters; dem Presbyterium als dem Senate Gottes und dem Rathe der Apostel; ehret die Diakonen als die Diener Jesu Christi."

Und dieser Gehorsam ist nicht allein äußerlich und eingeschränkt. Es ist der Gehorsam in allen Dingen des Gewissens und des Herzens: „Heißet nichts gut von dem, was daneben geschieht . . . Wer ohne den Bischof, ohne das Presbyterium und ohne die Diakonen handelt, hat kein reines Gewissen . . . Nichts, was die Kirche betrifft, geschehe ohne den Bischof; die Eucharistie habe nur Werth, insofern sie von dem Bischofe oder von demjenigen, den er damit beauftragt hat, gefeiert wird; man gestatte sich nicht, ohne den Bischof weder zu taufen, noch die Agape zu halten. Da, wo der Bischof ist, da sei das Volk; wie da, wo Jesus Christus ist, die allgemeine Kirche ist . . . Wer den Bischof ehrt, wird von Gott geehrt; wer vor dem Bischofe verborgen handelt, ist ein Anbeter des Bösen."

Und durch die so respektierte Rangordnung wird die bewundrungswürdige und fruchtbare Einheit der Kirche hervorgebracht: „Wenn

---

1) Clem., ad Corinth., 40, 41, 42, 44, 54, 57. — Siehe noch 3, 19, 20, 21, 38.

das Gebet eines oder zwei Gläubigen eine so große Macht hat, wieviel mehr das Gebet des Bischofs und der ganzen Kirche? Wer nicht in die Versammlung der Kirche kommt, ist ein hochmütiger, der sich selbst richtet und abscheidet ... Seid also vereinigt, wie in einem und demselben Tempel Gottes, wie um einen und denselben Altar, bei Jesus Christus, der der Eine ist, der von Einem allein ausgegangen, zu Einem allein zurückgekehrt ist, und der in Einem allein besteht ... Die Danksagung sei eine. Eines ist das Fleisch unsers Herrn Christus; eines ist das Brot, das für uns das Mittel zur Unsterblichkeit ist; einer ist der Becher, durch den sein Blut eines mit uns wird; es gibt nur einen Altar, wie es nur einen Bischof gibt ... Alle also, Bischof, Priester, Gläubige mögen in einem und demselben Gedanken zusammen kommen. Das Presbyterium sei im Einklange mit dem Bischofe, wie die Saiten der Leier unter einander. Eure einige und übereinstimmende Liebe sei ein fortwährender Lobgesang auf Jesus Christus, damit der himmlische Vater euch höre und euch erkenne als die Glieder seines Sohnes." [1]

Gehen wir nicht weiter. Diese Zeugnisse des ersten christlichen Jahrhunderts genügen, und die der folgenden Jahrhunderte bestätigen sie nur.

Aber das genügte nicht, daß die Rangordnung und die Disziplin in dem Schoße jeder Kirche vorhanden waren; sie mußten auch von Kirche zu Kirche da sein. Wie die freien Städte des römischen Reiches von einer Metropole ressortierten, so schlossen sich die christlichen Kirchen, obgleich geschieden und jede für sich bestehend, bald Mutterkirchen an. Entweder bewahrte die römische Metropole, die die christliche Metropole geworden war, oder eine durch einen der Apostel gegründete Kirche, eine unmittelbarere Verwahrerin des Glaubens einen mütterlichen Vorrang vor ihren Tochterkirchen oder ihren jüngern Schwestern.

Aber vor allem mußte in der christlichen Rangordnung, wie in der politischen Alles in seinem Mittelpunkte sich vereinigen. Gleich von den ersten Jahren des Heils war, wie wir gesagt haben, die Stadt der Cäsaren die Stadt der Apostel geworden. Wie das

---

1) Ad Ephes., 4, 6, 20. — Magnes., 2, 3, 4, 7. — Trallens., 2, 7, 13. — Philad., 2, 3, 4, 7, 8. — Smyrn., 8, 9. — Polycarpum, 14, 6. — S. auch Polycarp. ad Philipp., 5.

profane Rom seinen Namen durch die ganze Erde fürchten ließ, so ließ, sagt Paulus, das christliche Rom „seinen Glauben in der ganzen Welt verkündigen, und seinen Gehorsam zu Aller Kunde kommen.“ [1] Das politische Rom war von zwei gegen einander bewaffneten Brüdern begründet worden, und das durch eine strafbare Hand vergossene Bruderblut hatte seine Mauern befestigt; das religiöse Rom war auch das Werk zweier Fürsten, wie das kanonische Alterthum sie nennt, nicht dem Fleische nach, sondern durch den Glauben, der die entstehende Stadt durch ihr Blut befestigt hatte, aber durch das gemeinsam im Märtyrertode vergossene Blut. Die eine war eine Königin durch das Kriegsrecht, die andere war, wie Ignatius sich ausdrückt, die Präsidentin der christlichen Liebe.[2] Die Tradition der Macht bestand bei der einen mit dem Zepter, der die Besiegten regierte und die Stolzen beugte, und alle Völker kamen zu ihr, um das Gesetz, das sie regieren sollte, kennen zu lernen; die andere „hatte, dem Irenäus zufolge,[3] von den Aposteln den Zepter der Tradition erhalten, um diejenigen, die sich jemals von ihr trennen würden, zu beschämen, und sie war der Mittelpunkt, woher die gesammte christliche Welt den Glauben holte, durch den sie lebte.“ Wie die eine ihren Senat hatte, so hatte die andere ihre Versammlung, die über alle christlichen Versammlungen erhaben war; eine Körperschaft von Priestern, deren Suprematie überall anerkannt war. Wie die eine ihre höchste Obrigkeit, Pontifex, Tribunus, Prokonsul hatte, so hatte die andere ihren höchsten Episkopos, den Bischof der Bischöfe, den Wächter über alle Wächter. Die Kirche hatte, wie das weltliche Reich, ihre Königsstadt, die über den unterworfenen Städten stand, über dem Senate der Munizipalstädte ihren souveränen Senat; über ihren Provinzialobrigkeiten ihren Cäsar.[4]“

In der christlichen Kirche herrschte also, wie im römischen Reiche, eine vollständige Ordnung; es war eine Stadt, der weder eines von ihren Gebäuden, noch eine von ihren Schutzmauern fehlte: „Jerusalem,

---

1) Rom., I, 8; XVI, 19.

2) Προκαθημένη τῆς ἀγάπης und er setzt hinzu: „Gottes, der Ehre, des Glückes, des Lobes, der Erfüllung ihrer Wünsche, Alles durch ihre Lauterkeit würdig (ἀξιαγνός).“ Ignat., ad Rom. in Prooem.

3) Iren., III, 3.

4) Tertullianus nennt den Bischof von Rom Pontifex maximus, episcopus episcoporum. (de Pudic., 1.)

sagt der Psalmist, du wieder Aufgebauete: Als eine fest in sich geschlossene Stadt." [1] Es war, um mich eines Ausdrucks zu bedienen, vor dem, ich weiß nicht warum, die heutigen Rechtsgelehrten schaudern, ein Staat im Staate, ein geistiger, göttlicher und lauterer Staat in einem zeitlichen, menschlichen und verdorbenen Staate. So wird es mit Ausnahme des letzten Ausdruckes sein, so lange es einen Staat und so lange es eine Kirche geben wird.

Bis hierher kann man den römischen Staat mit der christlichen Kirche vergleichen. Aber wir gelangen nun zu einem Punkte, wo eine große Verschiedenheit zwischen beiden herrscht.

Eine weltliche Gesellschaft ist und besteht fort in Ermangelung eines andern Prinzips durch die Gewalt, die sie als ungetheilt aufrecht erhält. Eine religiöse Gemeinde, bei der die Gewalt fehlt, ist und besteht nur durch ihren Glauben als eine ungetheilte. Die Identität ihres Glaubens macht ihr Leben und ihr Wesen aus. Wenn die Religion Christi nicht eine ungetheilte gewesen wäre, wenn sie nur eine unbestimmte, den endlosen und widersprechenden Auslegungen des menschlichen Geistes unterworfene Idee gewesen wäre; wenn es in der Welt nur ein veränderliches, verschiedenes, wandelbares, unbestimmtes Christenthum gegeben hätte; wenn dieser Name Christenthum nicht die Idee von einer klar bestimmten und unveränderlich gebliebenen Lehre enthalten hätte; wenn es nicht immer irgendwo eine Gesellschaft von Menschen gegeben hätte, die sich Christen nannte und durch Raum und Zeit hindurch über eine bestimmte Anzahl von klar ausgesprochenen Lehrsätzen einverstanden war; dann würde, man kann es ohne Furcht aussprechen, in Allem nur Irrthum oder Teuschung gewesen sein. Jesus Christus würde weder Gott, noch Gottes Sohn sein; das Christenthum würde weder göttlich, noch wahr sein.

Von der Zeit an war, wenn man inmitten von so vielen Sekten fragte, wo ist die christliche Wahrheit? die Antwort einfach: Da, wo die Einheit ist. Die Wahrheit erzeugt die Einheit und die Einheit ist ein Beweis von der Wahrheit. Wo soll man die christliche Wahrheit suchen, wenn nicht da, wo sich das Christenthum in seiner Ganzheit findet, das Christenthum aller Zeiten, das Christenthum aller Orte, das Christenthum von heut und das von gestern, das des

1) Ps. CXXII, 3.

verflossenen Jahres, das des verflossenen Jahrhunderts, der verflossenen Jahrhunderte; das Christenthum von Europa und das von Asien, das geschriebene und das gesprochene Christenthum? Da, wo sie alle zusammenkommen, da ist die Wahrheit.

Das geschriebene Christenthum kann in der That nicht genügen. Lange Zeit hindurch existierte nicht einmal die geschriebene Basis des christlichen Glaubens. Zwanzig Jahre wenigstens giengen dahin, ehe ein einziges von den Büchern des Neuen Testamentes geschrieben war. Drei und sechzig Jahre verflossen, ehe das Neue Testament, wie wir es besitzen, vollständig war. Wenn die christliche Wahrheit nur auf dem Papiere vorhanden sein soll, wo war die christliche Wahrheit während jener Zeit? — Außerdem ist die heilige Schrift für denjenigen, der sie nicht liest, nicht vorhanden; und in der römischen Welt glaubten viele Ungelehrte,[1] außerhalb derselben „Tausende von Barbaren, ganze Nationen, die die Wissenschaften und die hellenischen Sprachen nicht kannten, ohne die Hilfe von Dinte und Papier, an den Heiland und übten das Evangelium aus nur kraft des in ihrem Herzen geschriebenen Glaubens.“[2] Wo war für diese die christliche Wahrheit? — Und endlich, was für Schwierigkeiten für diejenigen selbst, die alle Bücher, die wir vom göttlichen Geiste inspiriert annehmen, besaßen und lasen! Welche Schriften sollte man für heilige halten? welche für apokryphische? Es gab unechte Evangelien, unechte Apostelgeschichten, unechte Briefe, unechte Apokalypsen; die einen waren von den Häretikern angefertigt; wie sie erkennen? Die andern, von orthodoxen Händen geschrieben, wurden häufig in den Kirchen neben den sicherlich begeistertsten Büchern gelesen; wie sie unterscheiden? — Erst gegen die Mitte des zweiten Jahrhunderts begann man eine Auswahl zu machen und zwar durch einen Akt der Autorität der Kirche, die zum ersten Male den Kanon des Neuen Testamentes feststellte; konnte vor dieser Zeit jeder besonders diese Auswahl machen und machte er sie? — Nicht genug; die authentischsten Bücher wurden fortwährend verändert, verstümmelt, von den Häretikern interpoliert.[3]

---

1) Clemens Alex. kommt zweimal auf diese Idee zurück, daß der Mensch, mag er lesen oder nicht lesen können, gleicher Weise der christlichen Philosophie, wie er es nennt, fähig ist. Strom., IV, 8. Paedag., III, 11.

2) Iren., III, 4.

3) Tertull., de Praescript., 38.

Um den Text derselben festzustellen, haben wir die Presse; wir haben eine Jahrhunderte hindurch von der ganzen christlichen Wissenschaft zu Stande gebrachte gründliche Arbeit. War jeder besonders, der weder die Wissenschaft, noch die Presse besaß, im Stande, diesen Text festzustellen? — Weiter; diese Bücher waren oft dunkel, geschrieben von Juden, die voll von Erinnerungen an das alte Gesetz waren, in denen der von dem griechischen oder römischen Gedanken so verschiedene jüdische Gedanke fest eingewurzelt war, mit einem Worte, sie waren für die aus dem Heidenthum hervorgegangenen Proselyten unverständlich. Für die modernen Protestanten sind, wie es scheint, die heiligen Schriften klar wie der Tag; aber sie waren es nicht für Petrus, der in seiner Bescheidenheit bekennt, daß in den Briefen seines „geliebten Bruders Paulus Etliches schwer zu verstehen ist, was die Unwissenden und Unbefestigten verdrehen, wie auch die andern Schriften, zu ihrem eignen Verderben.“ [1] Wie sich in dieser Finsternis zurecht finden, und wenn die christliche Wahrheit nur auf dem Papiere sein kann, wo wäre dann die christliche Wahrheit gewesen? — Man muß bekennen, daß die durch die Schriften allein gegebene Thesis des Glaubens im ersten Jahrhunderte nicht haltbar war, und sie wurde auch nicht durch dieselben gestützt.

Selbst als ein wenig später die Gnostiker begannen, nicht diese Thesis auf eine absolute Weise aufzustellen, sondern nur sich hier und da der nach ihrer Weise ausgelegten Schrift gegen die Lehre der Kirche zu bedienen, fand sich sehr bald ein Irenäus und ein Tertullianus, um zu antworten: „Was nützt es, über die Schriften zu disputieren? Es gibt Schriften, die von dieser Häresie zugelassen, von einer andern verworfen oder nicht ganz zugelassen werden; andere deutet oder verstümmelt sie je nach den Bedürfnissen ihrer Lehre; andere verändert sie durch Interpretationen. Die Wahrheit leidet durch die Auslegung, die den Text fälscht, ebenso sehr, wie durch das Radiermesser, das ihn ausradiert. Wird sich der Irrthum jemals der Stelle, die ihn verdammt, fügen? Wird er jemals die Stelle, die er angenommen, oder die Stelle, die er falsch aufgefaßt hat, aufgeben?“ [2] Für Irenäus und für Tertullianus ist der Schiedsspruch der Schrift ein Schiedsspruch, der nicht entscheidend ist.

---

1) 2. Petr. III, 16.

2) Iren. III, 4. Tertull. de Praescript., 15—18, 38.

Man mußte also zu dem gesprochenen Christenthum kommen: „Was du von mir gehört hast vor vielen Zeugen, sagte Paulus dem Timotheus, das theile treuen Menschen mit, die da tüchtig sein werden, auch Andere zu lehren." [1]

Er stellte also als ein Hauptmittel der Fortpflanzung und der Gewißheit des Christenthums die Tradition auf. Aber durfte man mit dem Namen Tradition Alles bezeichnen, was Volksgerücht ist, Alles, was der Eine oder der Andere sagte, was die Meinung dieser oder jener Stadt, dieser oder jener Gemeinde, dieser oder jener Schule, dieser oder jener Koterie ist? Dann wäre die Tradition etwas sehr Veränderliches, Widersprechendes, Irrthümliches gewesen. Es fehlte nicht an vermeintlichen Schülern der Apostel, die den Aposteln gemäß, sagte man, seltsame Dinge erzählten. Karpokrates führte, wie er meinte, den Aposteln durch den Herrn im Geheimen anvertraute Worte an. Der Häretiker Basilides nannte sich den Schüler eines Glaukias, eines Gefährten des Petrus.[2] Valentinus gab vor, seine Häresie von Theudas, einem Schüler des Paulus, zu besitzen. Ein dem Diakonus Nikolaus, einem der sieben ersten Diakonen, beigelegter schlecht wiederholter oder schlecht gedeuteter Ausspruch war hinreichend gewesen, um eine verabscheuungswürdige Sekte hervorzurufen. Wenn man Alles, was Tradition oder gar apostolische Tradition sein sollte, hätte glauben wollen, so wäre man verloren gewesen.

Aber was die Kirche ihre Tradition nannte, war auf eine andere Art wirklich und authentisch. Sie wußte, woher sie zu ihr gelangte, und durch welche Hände. „Als unser Herr Jesus Christus auf der Erde wandelte, lehrte er eigenmündig entweder das ganze Volk, oder seine Apostel im Besondern ... Als er später nach seiner Auferstehung zu seinem Vater emporstieg, befahl er seinen elf Aposteln in alle Welt zu gehen nnd alle Völker zu lehren ... Durch die Welt zerstreut verkündeten dieselben für alle Völker dieselbe Lehre eines und desselben Glaubens. In jeder Stadt gründeten sie Kirchen, die andern Kirchen die Tradition des Glaubens und den Kern der Lehre überlieferten und täglich überliefern. Dadurch, daß sie diesen Glauben erhalten, werden sie Kirchen und zwar apostolische Kirchen ... Sie alle sind nichts Anderes als die erste und apostolische Kirche, von

1) 2. Tim., II, 2.
2) Clem. Alex., Str. VII, 17.

der sie sämtlich ausgegangen sind. Sie sind die erste Kirche, und sie sind apostolisch, insofern sie alle ihre gegenseitige Einheit bekunden, insofern sie unter sich die Gemeinschaft des Friedens, die gegenseitige brüderliche Benennung, die gegenseitige Verpflichtung der Gastfreundschaft bewahren; alles Rechte, die keine andere Grundlage haben, als die eine Tradition desselben Glaubens. Da also der Herr Jesus Christus Apostel gesendet hat, um uns zu predigen, so wollen wir keine andere Predigt hören, als die seiner Apostel ... und wenn es sich darum handelt, zu wissen, was sie gepredigt haben und was Christus ihnen geoffenbart hat, so wollen wir unsern Glauben durch den Glauben dieser Kirche selbst, die die Apostel gegründet haben, stärken ... Jede Lehre, die mit diesen apostolischen Kirchen im Einklange steht, muß man für wahr halten, weil diese Kirchen sie von den Aposteln, die Apostel von Christus, Christus von Gott erhalten haben; jede andere Lehre ist ohne Prüfung als lügnerisch zu verwerfen, sobald sie mit der Wahrheit der Kirchen, der Apostel, Christi, Gottes nicht im Einklange ist."[1]

---

1) Tertull., Praescr., 20. 21. S. noch 14, 22, 28, 29, 30, 31, 32. Und im Apologet., (47): Denen, die unsere Lehre fälschen (adulteris nostris) wollen, antworten wir, daß die wahre Lehre diejenige ist, die wir von Christus haben, die uns durch seine Jünger überliefert ist, die, was leicht zu beweisen ist, früher sind, als irgend einer von denen, die nachher diese Lehre nach ihren Einfällen haben verbessern wollen. Alles, was man gegen die Wahrheit hat aufstellen wollen, ist aus den der Wahrheit selbst entlehnten Trümmern aufgestellt." S. noch Clem. Alex. (Strom.) VII, 17) der, nachdem er die neuen Häresien der alten Kirche gegenüber gestellt hat, fortfährt: „Dadurch wird es offenbar, daß es nur eine wahre Kirche gibt, diejenige, die ursprüngliche ist, zu der die wahren Gerechten gehören. Wie es nur einen Gott und Herrn gibt, so ist auch das das Vorrecht von allem Ehrwürdigen in der Welt, einzig zu sein und durch seine Einheit die Einheit des höchsten Wesens darzustellen. So ist also das Vorrecht der Kirche, einzig zu sein trotz der Häresien, die sich bemühen, dieselbe in mehrere Kirchen zu theilen. Wir behaupten also, daß es ihrem Wesen, ihrem Prinzipe, ihrer Herrschaft nach nur eine Kirche gibt, die alte und allgemeine Kirche ... Die falschen Lehrer ... haben nicht den Schlüssel zur heiligen Pforte, sie haben nur einen Nachschlüssel, mit dem sie den Vorhang nicht wegnehmen können, wie die Tradition des Herrn uns gestattet es zu thun; aber sie erbrechen die Pforte, sie dringen im Verborgenen durch die Mauer der Kirche; sie treten die Wahrheit mit Füßen; sie werden die Mystagogen der gottlosen Seelen. Es ist nicht schwer zu beweisen, daß ihre menschlichen Versammlungen später als die allgemeine Kirche sich gebildet haben. (Folgen die chronologischen An-

Die christliche Tradition war also nicht die unbestimmte und unsichere Volkstradition, es war die authentische und bestimmte durch die Hierarchie versicherte Tradition. „Wenn es wahr sein sollte, sagt, Irenaios, daß die Apostel ein tieferes Geheimnis gewußt haben, was sie nicht Allen haben sagen wollen, sondern nur den vornehmsten unter ihrern Zuhörern, so haben sie das Geheimnis, wenn sie es Jemandem anvertraut haben, denjenigen anvertraut, denen sie die Leitung der Kirchen anvertrauten? ... Suchen wir also nicht bei Andern die Wahrheit, die wir von der Kirche erhalten können: hier haben die Apostel, wie in einer reichen Schatzkammer, alle Schätze der Wahrheit niedergelegt; wer da will, der kann hier das Wasser des ewigen Lebens schöpfen; es ist der Weg zum Leben; draußen sind nur Betrüger und Diebe."[1]

Und auf diese Weise erhält sich die Einheit der Kirche. „Verbreitet durch die ganze Welt, wohnt die Kirche in derselben, wie in einem einzigen Hause, sie lebt darin mit einer einzigen Seele und einem einzigen Herzen, sie lehrt dasselbe Wort, als wenn sie nur einen Mund hätte. Die Idiome sind verschieden, der Werth der Tradition ist überall derselbe. Die Kirchen in Germanien glauben und lehren nichts Anderes, als die in Hispanien, im Oriente, in Aegypten, in Afrika. Wie die von Gott erschaffene Sonne die eine

---

gaben.) ... Weil dem so ist, so ist klar, daß aus dem Schoße unserer Kirche, die früher und wahrer ist, als jede andere, die Häresien, die ich genannt habe, und diejenigen, die noch später als diese sind, mit dem Stempel der Neuheit und der Nachahmung hervorgegangen sind. Es gibt also nur eine einzige und wahre Kirche, eine wahrhaft ursprüngliche, die zu ihren Gliedern jeden rechnet, der gerecht sein will. Es gibt nur einen Gott und einen Herrn; denn derjenige, der höchst anbetungswürdig ist, muß den Ruhm der Einheit Ihaben ... aber zu diesem Ruhme der Einheit ist auch die Kirche berufen, die eine Kirche, die man in eine große Anzahl von Häresien zu zerstückeln sich bemüht. Und ihrem Wesen, ihrer Lehre, ihrem Prinzipe und ihrer Vortrefflichkeit nach behaupten wir, daß sie die eine ist, unsere alte allgemeine Kirche, gegründet in der Einheit des Glaubens durch die Testamente oder vielmehr durch das Testament, einzig ungeachtet der Verschiedenheit der Zeiten, durch welches der Wille eines alleinigen Gottes, durch die Macht eines alleinigen Herrn, die prädestinierten Gerechten vereinigt hat. Und die Vortrefflichkeit der Kirche, wie auch das Prinzip, auf das sie gegründet ist, ist die Einheit, durch die sie Alles übertrifft und nichts Aehnliches noch Gleiches haben wird." Clem. Alex. (Strom., VII, 17.)

1) Iren., III, 3, 4.

und alleinige in dieser Welt ist; so erleuchtet eine und dieselbe Lehre der Wahrheit Jeden, der die Wahrheit kennen lernen will. Unter den Häuptern der Kirche setzt der Beredetste nichts der Tradition hinzu, und das Wort des Einfachsten nimmt ihr nichts."[1] Derselbe Gedanke tritt bei Hegesippos hervor. Dieser, ein Jude von Geburt, hat lange die Wahrheit theils unter den Juden, seinen Brüdern, theils bei den Christen, zu denen er früh sich hingezogen fühlte, theils bei den mit den Christen so oft vermischten Häretikern gesucht. Aber er erkannte, daß die Wahrheit sein müsse, wo die Einheit war. Er gieng also von Kirche zu Kirche, von Bischof zu Bischof, fragte, was man denke und verglich diese Glaubensbekenntnisse mit einander.

---

1) Iren., I, 3. (griech. Text in Epiphan., Haer., 31): „Gott, sagt St. Paulus, hat in seine Kirche zuerst Apostel, dann Propheten, zuletzt Lehrer gesetzt." Da also, wo die Gaben Gottes sind, da muß man die Wahrheit suchen, das heißt bei denjenigen, in denen die Hinterlassenschaft der Kirche fortbesteht und die mit untadelhafter Sittenreinheit die reine Lehre unverändert bewahren. Diese sind es, die unsern Glauben an den einen Gott den Schöpfer behüten, die unsere Liebe gegen den Sohn Gottes, den Urheber so vieler Woltthaten für uns, vergrößern. Diese sind es, die ohne Gefahr zu irren uns die heilige Schrift auslegen." Iren. IV, 15.

„Die wahre Gnosis (agnitio) ist die Lehre der Apostel und die alte Tradition der Kirche (antiquus Ecclesiae status) in der ganzen Welt; es ist der Körper Christi, dargestellt durch die Aufeinanderfolge der Bischöfe, denen an jedem Orte die Apostel die Kirche anvertraut haben. Denn durch sie ist sie bis zu uns gelangt, ist ohne Unwahrheit erhalten, bewahrend die Integrität der Schriften (Scripturarum tractatione plenissima) ohne Verkürzungen noch Zusätze erlitten zu haben. Mit ihr ist die wahre Erkenntnis, die richtige und besonnene Auslegung der Schriften auf uns gekommen, ohne Gefahr und ohne Gotteslästerung. Mit ihr ist auch die Gabe der christlichen Liebe zu uns gekommen, die kostbarer ist als die der Wissenschaft, ruhmvoller als die der Weissagung, die Gabe, die höher ist als alle andern Gaben." IV, 63.

„Die Häretiker gehen in der Irre ... Aber diejenigen, die in der Kirche sind, gehen einen sichern Weg, da sie die feste Tradition der Apostel haben und überall und bei Allen einen und denselben Glauben erkennen ... Die Kirche lehrt überall die Wahrheit; sie ist der siebenarmige Leuchter, der das Licht Christi trägt ... Diejenigen, die die Lehre Christi verlassen, scheuen sich nicht, den heiligen Priester der Unwissenheit anzuklagen, da sie nicht wissen, wie viel besser ein ungelehrter und frommer Mensch ist, als ein unverschämter und gotteslästerlicher Sophist." V, 20. S. noch über die nicht geschriebene Tradition, ihren Werth Tertull., de Corona, 23.

Er begab sich nach Korinthos, und hier erschien ihm die Meinung des Bischofs Primus übereinstimmend mit dem Briefe, den der Pabst Clemens ehemals an die Korinthier schrieb. Er begab sich nach Rom, und hier erschien ihm die Meinung des Soter, des Anicetus, des Eleutheros, die er während zehn Jahren auf dem päbstlichen Stuhle auf einander folgen sah, übereinstimmend mit der Meinung des Primus. Kurz, er erkannte, daß alle diese Bischöfe und alle diese Kirchen nur einen Geist und eine Stimme hätten. In jeder Kirche verfolgte er die Reihe der Bischöfe, und diese Reihenfolge der Bischöfe führte ihn immer zu derselben Quelle, zur ursprünglichen Kirche der Apostel und des Heilandes, zurück. Nun verfaßte er seine fünf Bücher über den Glauben, worin er die Einheit des Christenthums darstellt und in dieser Einheit die Wahrheit erkennt.[1]

Sollen wir nun noch Hegesippos und Tertullianus fragen, wer diese Mutterkirchen der Lehre sind, und die man vor allen befragen muß? wer die unmittelbaren Töchterkirchen der Apostel sind, die die Wahrheit bewahren, und wo man dieselbe suchen muß? Diese Kirchen „die noch in ihrer Mitte die Stühle der Apostel bewahren, die ihre authentischen Briefe lesen und beim Lesen derselben den Ton ihrer Stimme zu hören und die Züge ihres Gesichtes zu erkennen glauben; diese Kirchen sind leicht zu finden. Ist Achaia in deiner Nachbarschaft? Du hast Korinthos. Wenn du nicht weit von Makedonien bist, so hast du Philippi und Thessalonike. Willst du nach Asien segeln, so hast du Ephesos."[2]

Aber „wenn du in der Nähe von Italien bist, dann hast du insonderheit Rom, Rom, das, sagt Tertullianus, über uns Afrikaner unmittelbar die Autorität der Kirche ausübt."[3] Und der Gallier spricht hier wie der Afrikaner: „Ist es nöthig, sagt Irenaios, die Reihenfolge aller Kirchen anzuführen, wenn wir die Tradition der größten, der ältesten haben, derjenigen, die Alle kennen, derjenigen, die zu Rom von den beiden glorreichsten Aposteln, Petrus und Paulus, gegründet und festgestellt ist: die Tradition, die sie von den Aposteln erhalten hat, anfangs direkt, nachher bis zu unserer Zeit durch die Aufeinanderfolge ihrer Bischöfe? Das reicht hin, um die-

---

1) Euseb., IV, 22.

2) Tertull., Praescr., 36.

3) Roma ... unde nobis auctoritas praesto est, Praesc., 36.

jenigen zu beschämen, die aus einer tadelswerthen Selbstgefälligkeit, oder aus eitelem Ruhme, oder aus Irrthum, oder aus Verblendung illegitime Versammlungen bilden. Denn in dem Schoße dieser Kirche müssen wegen ihrer Oberhoheit alle Kirchen sich vereinen, das heißt die Gläubigen aller Welttheile; weil in ihrem Schoße vollständiger wie in jedem andern Theile der Welt die Tradition der Apostel sich erhalten hat."[1] — „Glückliche Kirche, ruft Tertullianus aus, der diese beiden Apostel ihre ganze Lehre und all ihr Blut übergeben haben; wo Paulus für würdig erachtet worden ist, wie sein Herr zu leiden; wo Paulus bekränzt worden ist, wie Johannes der Täufer; wo der Apostel Johannes, nachdem er in siedendes Oel getaucht worden ist, ohne etwas zu leiden, zu einer Verbannung auf eine Insel verurtheilt worden ist! Laßt uns wissen, was sie vernommen hat, laßt uns wissen, was sie lehrt, und welche Symbole sie mit unsern afrikanischen Kirchen ausgetauscht hat. Sie glaubt (gegen die Gnostiker) an einen alleinigen Gott, den Schöpfer der Welt, an Jesus Christus, den Sohn Gottes des Schöpfers, der geboren ist von der Jungfrau Maria, an die Auferstehung des Fleisches. Bei ihr vereinigen sich das Gesetz und die Propheten mit den Evangelien und den apostolischen Briefen, und daraus schöpft sie den Glauben. Diesen Glauben bezeichnet sie mit dem Wasser der Taufe, sie rüstet ihn aus mit dem heiligen Geiste, sie nährt ihn mit der Eucharistie, sie gibt ihm den Mut, den Märtyrertod zu erdulden; und sie nimmt Nie-

1) Sed quoniam valde longnm est, . . . omnium enumerare ecclesiarum successiones, maximae et antiquissimae et omnibus cognitae, a gloriosissimis duobus apostolis Petro et Paulo Romae fundatae et constitutae Ecclesiae, eam quam habet ab Apostolis traditionem et annuntiatam hominibus fidem, per successiones episcoporum pervenientem, usque ad nos, indicantes, confundimus omnes eos qui quoquo modo, vel per sui placentiam malam, vel vanam gloriam, vel per coecitatem [et?] malam sententiam, praeterquam oportet colligunt. Ad hanc enim Ecclesiam propter potiorem principalitatem necesse est omnem convenire ecclesiam, hoc est eos qui sunt undique fideles, in qua semper ab his [qui sunt undique?] conservata est ea quae est ab Apostolis traditio. Iren., III, 3.

Der griechische Text des Irenaios ist verloren. Die Worte praeterquam oportet colligunt sind wahrscheinlich eine misverstandene Uebersetzung des griechischen παρασυνάγωσιν, praeterquam oportet congregantur, perperam conveniunt.

manden auf, der nicht diesen Glauben hat. Sie hat nicht allein die Häresien vorausgesagt; sie hat sie aus ihrem Schoße hervorgehen sehen."[1]

Und damit Rom leichter für den Mittelpunkt des Glaubens erkannt werde, hat Gott gewollt, daß es auch der Mittelpunkt der christlichen Liebe, der schönsten unter den christlichen Tugenden sei. Nach Rom gehen nicht allein die Irrlehrer selbst, wie gegen ihren Willen getrieben, um entlarvt und verurtheilt zu werden; nach Rom kommen nicht allein die heidnischen Philosophen, die sonst überall gegen die Wahrheit kämpfen, um sich bekehren zu lassen, sondern, was noch mehr ist, diese Mittheilungen von Kirche zu Kirche, die das Leben der christlichen Liebe und Brüderlichkeit sind, haben in Rom ihren Mittelpunkt und ihren Herd. In Rom weiß die Kirche sich als eine durch den Glauben, aber in Rom fühlt sie sich auch als eine durch die Liebe. Von da strahlt, wie Dionysos von Korinthos sich ausdrückt, das Licht für die Unwissenden, die Unterweisung für die Gläubigen, der Trost für die Armen: „Bei euch, sagt er zu den Römern, hat sich die Sitte festgestellt, den betrübten Brüdern beizustehen und allen Kirchen Hilfe zu senden. Ihr helft den Dürftigen, ihr unterstützt die zu den Gruben verurtheilten Brüder ... Das ist römische Sitte; und euer Bischof Soter beobachtet dieselbe nicht allein treulich, sondern er geht noch weiter, indem er in den Liebeswerken nicht müde wird; er sendet seine Schätze, um die Heiligen in ihren Leiden zu unterstützen, er behandelt die Brüder, die zu ihm kommen, wie ein Vater voll Nachsicht seine Kinder behandelt, er leitet sie durch die Weisheit seiner Worte auf den Weg der Tugend."[2] So erhält also Rom durch seine Lehre sowol, als durch seine Liebeswerke die herrlichste Einigkeit und die herrlichste Bruderliebe unter den christlichen Kirchen aufrecht.

Also dasselbe Prinzip damals, wie es heut ist: der Glaube als Grundlage und Band aller geistigen Gemeinschaft, ein Glaube, damit diese Gesellschaft eine sei, ein allgemeiner, damit diese Gesellschaft sich überall hin ausbreite, ein perpetueller, damit diese Gesellschaft eine beständige sei; die Einheit, Universalität, die Beständigkeit des Glaubens, gesichert durch die Tradition; und die Tradition konstatiert durch die Hierarchie.

1) Tertull., Praescr., 36.
2) Apud Euseb., H. E., IV, 22.

In vieler Hinsicht allerdings bot die damalige katholische Kirche (denn so nannte sie sich schon)[1] in der äußern Erscheinung nicht denselben Anblick dar, den sie heut darbieten kann. Sie war in ihrem Entstehen, heut ist sie fast 19 Jahrhunderte alt; sie wurde verfolgt, sie hat ein gewisses Maß von Freiheit; sie war arm, sie hat ein großes oder kleines Maß von Reichthum und temporärer Macht. Ferner, wiewol das Symbol des Glaubens für ewig dasselbe sein muß und ist, so war die tausendjährige Arbeit, durch welche die Kirche, unterstützt von der göttlichen Inspiration und von der Arbeit so vieler erleuchteten Köpfe, in bestimmten und wissenschaftlichen Ausdrücken jedes der Dogmen, das ihr der heilige Geist anvertraut, abgefaßt und die Schätze der Wahrheit, wenn ich mich eines populären Ausdrucks bedienen darf, bezeichnet hat, diese Arbeit, sage ich, war kaum begonnen. Die Theologie hatte noch nicht ihre Sprache, die Sprache, die sich mit Jahrhunderten gebildet hat, und für die die Väter und die Konzilien Worte haben erfinden müssen, die die heidnischen Sprachen nicht kannten. Die Theologie der ersten Jahrhunderte sprach nur in einer ganz vom Heidenthum durchdrungenen Sprache: ihre Lehren hatten zum größten Theile selbst eine heidnische Bildung erhalten; die Christen hatten keine andere menschliche Vorbereitung genossen, als den jüdischen Formalismus oder die allgemeinen und sich widerstreitenden Philosophien Griechenlands. Auch die Hierarchie war ohne allen Zweifel dieselbe; aber so lange die Verfolgungen herrschten, stand jeder Gläubige der Kirche ferner; es war schwieriger, sich Rath bei ihr zu holen, ihre Einwirkung war weniger schnell und nicht zu jeder Zeit, ihre Gegenwart wurde weniger thatkräftig gefühlt, als es seit dem vierten Jahrhundert und unter den christlichen Kaisern der Fall war. Man darf sich also nicht wundern, wenn bei demselben Symbole, bei derselben Kirche, die es erklärte, bei derselben Autorität in den Händen der Geistlichen die Sprache der Theologie in jener Zeit zuweilen weniger präzis ist; wenn ihre Auslegungen des alten Testamentes weniger sicher, ihre philosophischen Bedenken häufiger sind, ihre Abweichungen von einander ein wenig stärker hervortreten. Das Feld, worauf die Theologie sich damals bewegte, war ebenso genau, aber weniger eng begrenzt. Viele Streitfragen, die später beseitigt

---

1) Ignat., Smyrn., 8; Tertull., de Praescript., 30; de Monog., 2; Clem. Alex., Str., VII, 18.

worden sind, waren noch nicht entschieden,[1] und die Spaltung konnte weiter gehn, als sie jetzt geht, ohne darum den Bruch herbeizuführen. Was liegt übrigens daran? Das Kapital des Glaubens, wenn ich so sagen darf, sein Schatz war derselbe. Mochte die Kirche mehr oder weniger gelehrt haben, sie hatte nichts Anderes gelehrt, und was sie gelehrt hatte, wurde für gleich heilig gehalten. Jene Christen wußten vielleicht weniger, wie wir, aber sie glaubten ebensoviel wie wir, weil sie wie wir explicite oder implicite an Alles, was die Kirche weiß, glaubten. „Nichts gegen die Regel wissen, heißt Alles wissen,“ sagte merkwürdiger Weise Tertullianus.[2]

Gewisse Gelehrten unserer Zeit haben eine Theorie aufgestellt, die das damalige Christenthum in zwei feindliche und unvereinbare Hälften theilt. Ihnen zufolge gab es damals, wie jeder weiß, nicht allein Häretiker, sondern diejenigen, die wir Orthodoxe nennen, diejenigen, die den großen Haufen der Kirche und die Pflanzschule der Märtyrer bildeten, dieselben schieden sich in zwei Parteien. Entweder waren sie exklusive Schüler des Petrus, Jakobus und Klemens und neigten sich wie die Ebioniten dem mosaischen Gesetze zu, oder es waren exklusive Schüler des Paulus, die wie die gnostischen Häretiker, Feinde des mosaischen Gesetzes waren. — Jene ließen nur das Evangelium des Matthäus, diese nur die Briefe des Paulus und das Evangelium des Lukas zu; — jene geboten die jüdischen Gebräuche als eine Pflicht, diese verwarfen dieselben als einen Aberglauben; — jene fanden das Heil der Seele in den Werken ohne den Glauben, diese legten den Werken nur mit dem Glauben einen Werth bei; — jene stellten die Ehe über die Jungfräulichkeit, diese legten der Jungfräulichkeit einen so großen Werth bei, daß sie die Ehe verhöhnten und verwarfen; — die Einen waren die Petriner, die Andern die Pauliner; so sollte die damalige Kirche gewesen sein. Petrus einerseits, um nicht zu sagen Ebion; Paulus anderseits, um nicht zu sagen Simon Magus; petrinische Christen, paulinische Christen, nichts dazwischen.

---

1) So die Streitfrage über die Lehre vom tausendjährigen Reiche. Justin., Tryph., 80, 81; die über das Osterfest, Euseb., H. E., IV, 26, V, 23, 24; die über die jüdischen Gebräuche, Justin., ib. Die Christen waren ebenso getheilt über den Werth der sibyllinischen Orakel. Orig., C. Cels., VII, 61.

2) Adversus regulam nil scire, omnia scire est. Tert., Praesc., 14.

Diese Ansicht findet sich nur in einigen Büchern der Neuzeit, nirgens weiter. Man nehme die Denkmäler des christlichen Alterthums zur Hand und suche zu erkennen, inwiefern sie sich in Judenthum oder Heidenthum scheiden. — Zuvörderst, ist Klemens petrinisch oder paulinisch? Er ist Nachfolger des Petrus, aber er ist des Paulus Schüler. Er hält die Ehe hoch, aber er rühmt die Virginität. Die Ebioniten haben ihn zu dem Ihrigen machen wollen, aber auf jeder Seite seines Briefes an die Korinther zitiert er den Paulus und erwähnt denselben, er rühmt zugleich den Märtyrertod der beiden Apostel.[1] — Ferner Hermas sein Zeitgenosse und sein Schüler. Er rühmt die Enthaltsamkeit, wie Paulus; aber zu gleicher Zeit glaubt er fest an das Heil durch die Werke und die Buße, wie der Brief des Jakobus und die ganze petrinische Schule. — Was die ganze römische Kirche jener Zeit betrifft, so ist sie hierarchisch, und man macht ihr den Vorwurf, daß sie das Hierarchische aus dem Judenthume entlehnt habe; sie wäre also judaisirend und petrinisch. Aber anderseits stellt sie die Virginität sehr hoch, und das ist ein anderer Vorwurf, den man ihr macht; sie wäre also antijüdisch und paulinisch. Sie steht also ganz zwischen beiden. — Nimmt Ignatius, der Asiate, am Ende des ersten Jahrhunderts eine andere Stellung ein? Er donnert in jedem Augenblicke gegen den Judaismus, als wenn er durch und durch paulinisch wäre. Aber in jedem Augenblicke beruft er sich auch auf das alte Testament; er assimiliert die christliche Hierarchie dem mosaischen Priesterthume, als wenn er petrinisch wäre. — Ist Justinus anders? Er eifert sehr gegen die Juden, aber er stützt sich stets auf ihr Gesetz. Er beobachtet nicht die jüdischen Observanzen, aber er läßt zu, daß man dieselben beobachtet. Er schmäht weder auf Paulus und die Virginität, noch auf Petrus und die Ehe. — Dasselbe gilt von Tatianus und Athenagoras. — Was Irenaios, Tertullianus, Klemens von Alexandrien, Origines betrifft, so ist ihre Lehre, da ihre Schriften zahlreich sind, deutlich zu erkennen. Welche Stellung nehmen sie ein? Man gibt ihnen keine besondere. Weder der Eine noch der Andere zeigen sich spezifisch paulinisch oder petrinisch.[2]

---

1) V, 21, 24, 27, 29, 30, 35, 36. Seine Zitationen des A. T., 28, 29, 31, 32, 33, 34.

2) Man sehe, wie sie sich äußern über die Vorwürfe, die von Paulus dem Petrus gemacht werden. Tertull., Praescr., 23. Irenaeus.

Das ist also eine Menge von christlichen Denkmälern, ja die Totalität der authentischen Denkmäler des Christenthums in den ersten Jahrhunderten sind weder paulinisch, noch petrinisch; und um mich des Ausdrucks des Apostels zu bedienen, sie sind weder mit Apollo, noch mit Paulus, sondern mit Gott. Diese Mitte, deren Existenz zwischen den exklusiven Schülern des Petrus und den exklusiven Schülern des Paulus man bestreitet, nimmt nicht allein die Majorität, sondern die Totalität der christlichen Lehrer, die auf uns gekommen sind, ein. Es zeigt sich keine Spur von Paulinianismus noch Petrinianismus, außer in der Wissenschaft und in den Köpfen einiger neuern Gelehrten.

Wenn wir also alle entgegengesetzten Häresien und alle widersprechenden Einflüsse durchgehen, so finden wir, daß es nur eine große christliche Schule, eine große religiöse Gemeinschaft gab, die die Masse der Christen in sich vereinigte; und unter andern alle christlichen Schriftsteller in den auf uns gekommenen Werken. Sie war weder eine paulinische, noch eine petrinische, weder eine ebionitische, noch eine gnostische; sie ließ den verschiedenen Sekten ihren besondern oder nationalen Namen; sie hieß ganz einfach eine allgemeine und ganz einfach eine christliche. Sie allein fürchtete sich nicht, sich die große Vereinigung, den Körper der Gläubigen, das Christenthum zu nennen. Sie allein war es, die an allen großen apostolischen Sitzen, die Anfeinanderfolge ihrer Bischöfe bewahrte; zu Jerusalem, zu Antiochia, zu Rom von Petrus an; zu Korinthos und in ganz Griechenland von Paulus an; zu Ephesos und in ganz Asien von Johannes an; zu Alexandrien und in ganz Aegypten von Markus[1] an; alle diese bischöflichen Deszendenzen gehörten ihr ausschließlich an. Sie allein war es, die die nothwendigen Fragen entschied, und die über die andern die Freiheit durch ihr Schweigen autorisierte. Diese Hierarchie hatte schon durch feierliche Beschlüsse auf dem Konzil zu Pergamum (152) die Sekte des Kolorbazos verdammt; dieselbe verdammte auf dem Konzil zu Hierapolis (173) die Sekte des Montanus. Von dem römischen Stuhle aus hatte sie durch den Mund des Bischofs Clemens, „der die Apostel gekannt, der noch ihre Tradition gegenwärtig hatte, und deren Stimme gleichsam noch in seinen

1) Tertull., Praescr., 32; Iren., III, 2, 3.

Ohren erklang,“[1] über die Debatten der Kirche von Korinth gerichtet. Trotz ihrer Schlauheit und ihren unwahren Beschränkungen verdammte, oder, wie man sagte, trennte sie Cerdo und Marcion. Die Heiden ließen sich nicht teuschen, und stets erwies man diesem Zweige des Christenthums die Ehre der Verfolgung an; außer einigen Marcioniten vielleicht ist die ganze Reihe der Märtyrer aus ihrer Mitte; die Häretiker hüteten sich kluger Weise vor dieser Art von Heroismus. Selbst die Karpokratianer, die durch ihre Ausschweifungen Veranlassung zu Verfolgungen geben konnten, wurden nie verfolgt, während die Katholischen es immer wurden. Also weder die aufrichtigen Neophyten, noch die Henker teuschten sich hierin, sie wußten sehr gut, wo jene die wahren Apostel, wo diese die wahren Märtyrer zu finden hatten.

Diese Gesellschaft brauchte nicht, wie viele Häretiker, zu behaupten, daß die Apostel nicht Alles gewußt, oder nicht Alles gesagt hätten.[2] Ihr zufolge hatten die Apostel Alles gesagt, und sie wußte Alles; sie bewahrte die Tradition derselben vollständig und ohne Beimischung, nichts mehr, nichts weniger. Dieser Glaube konnte zu jeder Zeit bewährt werden, der Glaube eines jeden Einzelnen durch den seines Bischofs nnd seiner Kirche, der seiner Kirche durch den der andern Kirchen, der Glaube eines jeden Landes durch den der andern Länder, der Glaube jeder Zeit durch den der frühern Zeiten, der Glaube Aller durch den der einen, apostolischen, allgemeinen Kirche, deren Haupt zu Rom ist, und deren Glieder überall sind. Durch diese Glaubensregel bewahrte die Kirche die Einheit, und durch die Einheit die Ordnung, den Frieden, die Universalität. Sie bewahrte die Ordnung und den Frieden: „Betrachtet, sagte Tertullianus, der damals noch kein Häretiker war, das Leben der Häretiker, was für ein werthloses, irdisches, menschliches Leben ohne Ernst, ohne Autorität, ohne Disziplin, gerade wie ihr Glaube! Wer bei ihnen ist Katechumene? wer ist ein wahrer Christ? man weiß es nicht. Alle laufen in die Versammlung, hören die Ermahnungen an, beten durch einander. Heiden könnten kommen, und man würde nicht fürchten, die Perlen

1) Iren., III nnd die ganze erste Epistel des Clemens: „Wir senden euch Claudius, Ephebus, Valerianus, Viton und Fortunatus; sendet uns dieselben bald in Frieden und in Freude zurück, daß sie uns Nachricht von eurer Einigkeit bringen.“ 59.

2) Tertull., Praescr., 22.

vor die Säue werfen. Den Umsturz der Disziplin nennen sie Einfachheit; die Sorge für die Aufrechterhaltung der Disziplin nennen sie Charlatanerie. Ihren Frieden geben sie Allen; mögen die Dogmen verschieden sein, sie kümmern sich wenig darum, wenn sich nur Alle verbinden, um die Wahrheit zu bekämpfen. . . . Hochmut herrscht bei Allen, Alle sind von ihrer Wissenschaft eingenommen. Kaum haben ihre Katechumenen den ersten Unterricht erhalten, so halten sie sich schon für vollkommen. Welche Keckheit zeigen ihre Weiber! Sie lehren, disputieren, beschwören Geister, verheißen Heilungen, ja taufen vielleicht. Ihre Anordnungen geschehen aufs Gerathewol, oben hin und dauern nicht lange. Sie ordinieren Neophyten, Leute, die der Welt noch anhangen, Apostaten, die uns kaum verlassen haben, und zwar deshalb, weil sie dieselben durch die Bande des Ehrgeizes anstatt der Bande der Wahrheit an sich fesseln wollen. Man macht in dieser Gesellschaft schnelle Fortschritte; denn es ist schon ein großes Verdienst, ihr anzugehören. Heut ist dieser ihr Bischof, morgen ein Anderer; aus diesem macht man einen Diakonen, der morgen ihr Lektor ist; dieser wird ein Priester, der morgen ein Laie ist."[1]

Ferner, die Kirche war eine universelle. Die Häresien waren nothwendiger Weise exklusiv. Sie waren fast alle national, wie die des Ebion, die von den Vorurtheilen oder dem Schmerze der Juden beherrscht wurden, wie die des Valentin, die unter der Herrschaft der ägyptischen Theogonie stand, wie die des Marcian, die das Gepräge des asiatischen Dualismus trug. Zuweilen waren sie philosophisch, indem sich die eine dem Pythagoräismus, die andere dem Platonismus oder Stoicismus zuneigte. Zuweilen waren sie politisch, in dem Sinne, daß sie je nach dem Geiste ihres Gründers oder ihrer Anhänger bestimmte Leute, bestimmte Stände, bestimmte Klassen zuließen oder abwiesen. Dagegen verbanden sich in dem Schoße der großen christlichen Gemeinschaft Millionen von Menschen, verschieden an Abstammung, Sprache, Sitten, Klima, Stand,[2] in der vollkommensten Unabhängigkeit von allen lokalen, nationalen, sozialen, philosophischen, politischen Einflüssen. Von dem Tage seiner Entstehung an, von dem Tage, wo das Christenthum in allen Sprachen und Menschen

---

1) Tertull., Praescr., 41.

2) Non gentes nationesque distinguimus; Deo una domus est, mundus hic totus. Minut. Felix, 27.

aller Klassen gepredigt wurde, war diese Religion von Tausenden von Menschen im Prinzip eine universelle Religion.

Das war Etwas, was die heidnische Welt am meisten in Staunen versetzte, und einer von den Grundzügen, den die Apologisten am meisten hervorhoben. „Den Armen wird das Evangelium gepredigt," hatte der Heiland gesagt, eines der Hauptkennzeichen seiner Mission, und in der That, die Armen, die Ausgeschlossenen, die Verbannten aller Art, arm an irdischem Gute, arm an Wissenschaft, arm an Heimat, arm an Familie, arm selbst an Tugend und Ehre, wenn sie nur das, was sie verloren hatten, wieder zu gewinnen suchten, hatten, wie die Reichen und Bevorzugten, Antheil an der Wolthat des Evangeliums. — Die weltlichen Gemeinden schlossen mehr oder weniger streng die Sklaven, die Freigelassenen, die Fremden, die Ankömmlinge, die Proletarier, die Frauen aus; das war eine Hauptsorge der hellenischen Gesetzgeber gewesen, den Eintritt in ihre Republiken verschlossen zu halten; sie wollten nicht, daß eine Einwanderung von außen her, oder selbst im Innern eine zu starke Vermehrung des Stammes über eine zu große Anzahl von Köpfen die Privilegien der Gemeinde ausbreitete. Aber die christliche Gemeinde, sie kannte weder Metoiken, noch Fremde, noch Ansiedler, noch Ausländer, noch Sklaven; die christliche Gemeinde war das Reich Gottes, „worin es weder Griechen, noch Juden, noch Fremdling, noch Freien, noch Sklaven, noch Mann, noch Weib gab": eine Gemeinde, die groß genug war, um ihre Glieder, so zahlreich sie auch sein mochten, in sich zu schließen, und deren zahllose Privilegien ihren Werth nicht verloren, wenn sie sich vertheilten. — Die Schule der Philosophen erstreckte sich nur auf eine kleine Anzahl von wissenschaftlich Gebildeten. Ungeachtet des Beispieles des Epiktetos legte sie wenig Werth auf die Sklaven; ungeachtet des Beispieles der Theano, wenig Werth auf die Weiber; was die Ausländer betrifft, so kannte sie nicht deren Sprache;[1] in Betreff der Handwerker gab sie sich nicht einmal die Mühe, mit ihnen zu sprechen; die Kinder überließ sie ihren Ammen, daß diese ihnen alberne Lieder vorsangen. Dagegen stand die christliche Schule Allen

1) Apollonius sagt sogar: Man muß die Ausländer vermeiden und keine Gemeinschaft mit ihnen haben. Schon dadurch, daß sie Ausländer sind, ist es nicht recht, ihnen Gutes zu thun." Brief an Scopelianus, in Philostratus.

offen; sie sprach in allen Zungen, und sie schrieb in allen Schreibarten. Wie sie für die Philosophen zu schreiben und zu philosophieren verstand, so verstand sie sie für diejenigen, die des Lesens unkundig waren, zu reden, sie verstand es, sich der Einfachheit des Handwerkers anzupassen, den Sklaven aus seiner Tiefe emporzurichten, das Herz des Weibes zu rühren, die Sprache des Fremden zu reden, das Stammeln des Kindes zu achten. Was Sokrates nur ganz leise zu sagen gewagt hatte, das wiederholten schlichte Arbeiter ganz laut; was Platon nicht hatte begreifen können oder nicht zu erklären verstanden hatte, das erklärten arme junge Mädchen, ihre Spindel in der Hand, in der ländlichen Einfachheit ihrer Sprache. „Diese Dinge waren den Philosophen und den Hochmütigen verborgen gewesen, den Unwissenden und den Demütigen waren sie offenbar." Der Christ war also Bürger der einen und universellen Republik, der die Welt mit Recht gehörte; er war Schüler der einen Schule, deren Pforten Allen geöffnet waren; er athmete in dem reinsten Lichte der Lehre, in der am wenigsten exklusiven Freiheit, kurz, in der umfassendsten Einheit, die jemals vorhanden war.[1] Die Gesellschaft, in der er lebte, war mehr als eine Schule, mehr als eine Nation, mehr als ein Reich, ja mehr als eine Kirche. Es war die Kirche. Ja, wahrlich, dieser Baum, unter dem so viele Völkerstämme, so viele Stände, so verschiedene Verhältnisse Schutz suchten, war nicht allein ein Nebenzweig, auch nicht der Hauptzweig des Christenthums; es war der Stamm, der Stamm, der gerade zum Himmel emporstrebte, während gewisse trockene Zweige sich zur Erde senkten. Dieser Stamm muß kräftig und lebendig sein, denn ohne dies würde der Baum kein Leben haben; dieser Glaube muß ein einer und sich selbst identischer

1) S. Justinus, Apol., I, 4, 8, 12, 39; II, 10, 11, 12, 13; Cohortatio ad Graecos, 4. — „Derjenige, der mit uns philosophieren will, braucht nicht lesen zu können; Ausländer, Grieche, Greis, Kind, Weib, Sklaven, Alle sind derselben Natur, Alle in gleicher Weise zur Tugend berufen." Clem. Alex., Strom., IV, 8; s. auch Protrept., 3. — Tertull., Apol., 46: Unam omnium rempublicam agnoscimus, mundum. — Orig., C. Cels., I, 18, III, 54, 73, VI. 1, 4, VII, 60. — Tatian., 27, 32, 33. — Athanag., Leg., 11. — Minut. Fel., 16. — Lactant., Dio Just., III, 25. — Es scheint, als ob ihr fürchtet, spricht Justinus zu den Philosophen, daß, wenn die Welt christlich wird, Alle Euersgleichen sind. Apol., I, 12.

sein, denn ohne dies würde das Christenthum weder ein eines, noch wahres, noch göttliches, noch lebendiges sein.

So war diese eine Herrschaft der Kirche, so ist das Lebensprincip des andern universellen Reiches, das sich dem sogenannten universellen römischen Reiche gegenüber erhob. Welches war nun die Bewegung seines Lebens und des moralischen Lebens eines Jeden seiner Glieder? Wie wurde man Christ, und was that man, wenn man Christ war?

Zweites Kapitel.

Die Wiedergeburt.

Stellen wir uns einen Griechen oder Römer, eine von den unruhigen Seelen vor, wie es damals deren so viele gab. Lange hat er zwischen zwei Seiten hin und hergeschwankt, zwischen Freuden, die ihn nicht befriedigten, und zwischen Angst, von der er sich nicht losmachen konnte, sich fragend, was seinem Leben einen sichern Halt geben kann, und was aus ihm nach diesem Leben wird; ob er eine Seele hat, und was aus seiner Seele wird. Er hat die Schulen der Philosophen besucht und hat hier nur sich widersprechende, verschiedene Lehren gefunden, Lehren, die von ebendemselben, der sie vorgetragen hatte, am nächsten Tage verleugnet wurden. Er versuchte es nun mit der Tugend und bemühte sich zu leben, als wenn er eine Seele hätte, ohne zu wissen, ob er eine habe; aber wie konnte er die ausdauernde Aufregung, das Opfer, die Arbeit der Tugend auf den Glauben einer bloßen Hypothese hin ertragen? Er wäre sogar zu den Hierophanten von Aegypten hingegangen, um sie zu bitten, einen Todten zu beschwören, damit er die Geheimnisse des zukünftigen Lebens kennen lerne, wenn man ihn nicht zurückgehalten hätte durch die Vorstellung, daß er durch diesen unerlaubten und zugleich gottlosen Versuch die Richter reizen und die Götter beleidigen würde und am Ende vielleicht doch nichts erführe.[1]

Stellen wir uns noch irgend einen Andern vor, etwa einen von den eifrigen Christen, die von Dorf zu Dorf, von Flecken zu Flecken mit eigner Lebensgefahr wanderten, um in der Welt den Samen des

---

1) Das ist die vermeintliche Geschichte des heiligen Clemens, wie sie in den Homilien, die ihm beigelegt werden (Hom., 1) erzählt wird. Man kann dieser Erzählung einen historischen Charakter nicht geben; aber sie kann als ein Gemälde von der Zeit für wahr gehalten werden.

Evangeliums auszustreuen;[1] vielleicht hat ein armer Handwerker, der, um Arbeit zu erhalten, zu diesem Heiden kam, und dem er vielleicht seine Seelenangst verrieth, vielleicht hat seine eigne Gefährtin, eine Christin, ohne daß er es wußte, und der die Unruhe in seinem Gesichte und seine Schlaflosigkeit die Bewegungen seines Geistes offenbarten, zu ihm ganz einfach gesagt: „Was du wissen willst, ich weiß es; was du suchst, ich besitze es. Ein Gott ist auf die Erde herabgekommen, um es euch zu lehren und es mir zu geben, damit ich es dir gebe und es dich lehre."

Der Heide klopfte also an die Pforte des Bischofs und bestand als Auditor oder Katechumen das Noviziat des Evangeliums. Viele Tage hindurch blieb er an der Schwelle der christlichen Versammlung; denn wenn die ersten Gebete verrichtet waren, schloß der Diakonus die Katechumenen von der Versammlung aus. Längere Zeit stand er an der Schwelle der christlichen Lehre; denn er kannte nicht die Mysterien der Kirche, die man den Profanen verbirgt. Er weiß nur, daß Jesus, der Sohn Gottes, von einer Jungfrau geboren ist, daß er gelebt, gelehrt, gekreuzigt, auferstanden ist; daß er einst kommen wird, die vom Tode Erweckten zu richten[2] und einem Jeden nach seinen Werken zu vergelten; mit einem Worte, er hat das symbolum apostolicum kennen gelernt, das gleichsam das öffentliche Programm des Christenthums ist; er hat vielleicht die Propheten und Moses gelesen, die die Heiden selbst kannten; aber die Evangelien, die apostolischen Schriften, das Mysterium der Trinität und vor Allem das Mysterium von dem eucharistischen Dogma sind nur den Getauften vorbehalten.[3]

---

1) Orig., C. Cels., III, 55.

2) Ueber das Katechumenat s. Tertull., de Praescr., 6; ad Uxorem, II, 5.

3) Ueber die Lehre von dem Geheimnis in der Kirche s. Minutius Felix, 9, 19; Orig., c. Cels., III, 52, 53, 61; Justin., in Tryphon., 117 (die dunkle Weise, in der er hier von der heiligen Eucharistie spricht); Clem. Alex., Strom., V, 10. Unter den Neuern, Schelstrate, de Disciplina arcani ex dissertatione apologetica contra Tentzel, Rom, 1683 (et apud Thesaurum historiae ecclesiasticae, Rom. 1842); Kardinal Wiseman, Conférences sur le protestantisme; Palma, Praelectiones hist. eccl., p. I, c. XV. Rom. 1838. Gerbet (Esquisses de la Rome chrétienne) macht auf die Beziehungen aufmerksam, die zwischen dieser Lehre und dem christlichen Symbolismus bestehen, II, ch. VIII, p. 107.

Diese Prüfungszeit des Katechumenats dauert oft lange;[1] oft werden diejenigen, die zu jung scheinen, auf ein reiferes Alter verwiesen. Oft auch werden diejenigen, die noch nicht sich zwischen dem ehelosen und ehelichen Leben[2] entschieden haben, bis zu dem Tage verwiesen, wo sie sich entscheiden können, damit die Taufe sie tüchtig für das eine, oder verpflichtet durch das andere finde. Der Katechumene hat also gewartet, hat sich bemüht, hat lange Zeit gebetet; er ist unterrichtet, geprüft, geleitet, nach und nach von einem reinen zu einem noch vollkommeneren Leben hingeführt worden. Denn wäre er noch von einigen lasterhaften Gewohnheiten befleckt gewesen, so würde der mit der Prüfung der Katechumenen beauftragte Christ ihn ausgeschlossen haben.[3]

Endlich naht die Stunde der Einführung, der Erleuchtung, der Einweihung.[4] Der Katechumene ist endlich für reif und wie man sagt für kompetent[5] befunden worden. Die Milch der Kindheit genügte ihm nicht mehr, eine kräftigere Nahrung ist ihm gereicht worden, das heißt die geistigen Lehren, die der fleischliche Mensch nicht fassen kann.[6] Die Mysterien sind ihm enthüllt worden; die Lehre von der Trinität, die von der Fleischwerdung, die von der Göttlichkeit des Wortes sind ihm offenbart worden. Er hat endlich erfahren, was die mysteriöse Nahrung für eine ist, die der Christ

---

1) Nach den apostol., Konstitutionen dauert das Katechumenat drei Jahre, aber es kann abgekürzt werden, VIII, 32.

2) Tertull., de Baptismo, 18. Er wendet diese Regel selbst auf die Wittwer an.

3) Orig., c. Cels., III, 31. Ein Theil des Unterrichts der Katechumenen wurde oft Laien, Männern oder Frauen anvertraut, Const. apost., 16., aber den eigentlichen Unterricht hatten die Diakonen oder Diakonissinnen zu ertheilen. Ibid., III, 15.

4) Die Taufe heißt Gnade, Erleuchtung, Einweihung, Bad, Siegel: aus welchen Gründen? S. Clem. Alex., Paedagog., I, 6.

5) Compotens est qui ... per traditam sibi doctrinam ... et mysterium Symboli et traditionem orationis dominicae petit ... ut possit consequi mysteria sui baptismatis, Anonym. MS. a Schelstrate laudatus in Dissert. contra Tentzel. Darf man daraus den Schluß ziehen, daß das Symbol. apostol. nur den Kompetenten gelehrt wurde? Es hat ganz den Anschein, als ob es verboten war, dasselbe zu schreiben. Augustin., Sermo 212; Cyrill., Catech.; Hieronym., ep. 61.

6) 1. Kor. II, 6—16, III, 1, 2; Hebr., V, 12, 14, VI, 1. S. auch 1. Kor., X, 16.

vor jeder andern Nahrung erhält, und deren Kenntnis unter dem Schleier des Geheimnisses verborgen ist, wie das „Heilige nicht vor die Hunde," wie „die Perle nicht vor die Säue geworfen werden darf." Das Feld der heiligen Schriften ist ihm eröffnet, das Gebet des Herrn ihm gelehrt worden. Mit einem Worte, er hat den Schlüssel zu dem neuen Leben, in das er eintreten will, gefunden. Wie Jesus Christus durch Fasten sich vorbereitet hat,[1] so haben vielfaches Fasten, Wachen, Kniebeugen, seine und aller Brüder Gebete für ihn, das oft öffentliche Bekenntnis seiner Fehler ihn vollends vorbereitet. Man hat nur noch eine, eines solchen Festes würdige Zeit zu erwarten, eine heilige Nacht, wie sie Christus im Grabe zu brachte, einen Tag der Pfingsten, an dem der heilige Geist auf die Apostel sich herabließ, um sie zu begeistern und zu erleuchten.

Endlich ist dieser Tag gekommen. Der Katechumene wird in die Mitte seiner Brüder geführt; auf die Frage des Bischofs oder dessen Stellvertreters entsagt er feierlich „dem Dämon, seiner Herrlichkeit, seinen Engeln." Alsdann wird er nach einer ersten Salbung mit dem heiligen Oele auf der Stirn in Begleitung der Diakonen (die Diakonissinnen erweisen den Frauen denselben Dienst) dreimal in das Wasser getaucht, nnd auch hier antwortet er in heiligen Formeln demjenigen, der ihn tauft im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. (Für die Kinder treten Gewährsmänner, sponsores, ein, die ihre Zukunft verpfänden.)[2] Man legt die Hände auf ihn; man salbt ihn mit dem heiligen Chrysam. Die Salbung mit Oel, heißt es in den apostolischen Konstitutionen, ist ein Zeichen von der Theilhaftigkeit an dem heiligen Geiste; „das Eintauchen in das Wasser ist das „Symbol des Todes" des Menschen und des Todes Christi, in dem wir wiedergeboren werden; die Salbung mit dem heiligen Chrysam ist das „Siegel der Verpflichtung," die man auf sich genommen hat.[3]

Nach Beendigung der Taufe, gibt man ihm, wie den Kindern,[4] Honig mit Milch vermischt zu essen; man bekleidet ihn mit einem weißen Gewande. Acht Tage hindurch behält er dies Gewand seiner

1) Const. ap., VII, 23.

2) Tertull., de Baptismo, 18.

3) Const. apost., VII, 23.

4) Der eben getaufte Christ wird oft mit dem Kinde verglichen. Dieser Gedanke ausgeführt bei Clem. Alex., Paedag., I, 2, 5, 6.

wieder erhaltenen Unschuld; er fastet nicht (denn das Fasten paßt nicht zu dieser Woche der Freude); aber er enthält sich des Bades, damit kein profanes Wasser zu früh über das heilige Wasser der Taufe komme.[1] Er betet, singt, hört, freut sich, dankt mit Allen; denn er ist in der christlichen Versammlung nicht wie ein einfacher Postulant, um nur einigen Gebeten beizuwohnen, sondern ein Bruder mitten unter den Brüdern, um an der Ausübung der heiligen Mysterien bis zu Ende Theil zu nehmen.

Unmittelbar nach seiner Taufe wird er in die Versammlung eingeführt. Wo möglich ist es das an dem Grabe eines Märtyrers, einer schon durch ein einfaches Denkmal bezeichneten Stelle (memoria, martyrium, confessio), wo die Versammlung Statt findet; zuweilen auch in der Wohnung eines Gläubigen, im coenaculum, in den Sklavenräumen; zuweilen bei einem Reichen, der dem Gebete seine weiten, sonst der Lust geweihten Thermen öffnet. Man versammelt sich an dem Tage des Herrn, oder an den Hauptjahrestagen aus dem Leben Christi,[2] oder auch an den Wochentagen, die stationes heißen. Dahin kommen vor Tagesanbruch bei dem Scheine der Lampen die Gläubigen aus der Stadt und den benachbarten Gegenden.[3] Alles geht dort friedlich vor sich, Alles ist geregelt; der Bischof leitet sitzend die Versammlung, zu seinen Seiten die Priester, die Diakonen stehend, um die Ordnung aufrecht zu erhalten, nehmen allein einen Ehrenplatz ein. Der Reiche ist von dem Armen nicht geschieden: das weiße Gewand und der goldene Ring berechtigen ihn nicht zu einem höhern Platze; die Lumpen des Andern verweisen ihn

1) S. Tertull., de Spect., 4; de Corona, 3; de Baptismo und besonders 7, 8, 17—20. Obwol er vorzugsweise dem Bischof das Recht gibt, die Taufe zu vollziehen, so verweigert er sie doch nicht den Priestern, noch den Diakonen, noch selbst den Laien. Nur den Frauen verweigert er dieselbe. (De Bapt., 17, und seine montanistische Schrift de Exhortatione castitatis, 6.)

2) Ueber den Sonntag s. Act., XX, 7, 8; 1. Kor., XVI, 2; Apocal., 1, 10, Ignat., Ephes., 8; Barnab., 15; Tertull., de Corona, 3; de Idol., 14; ad Nationes, I, 23; de Oratione, 13; Orig. c. Cels., VIII, 22; Justin., Tryphon., 41; Apol., 1, 67; Plin. Ep., X, 97. Diese Wahl des achten Tages (wie man sagte) statt des siebenten gerechtfertigt den Juden gegenüber von Justin., Tryph., 24, 41.

3) Act., XX, 7; Justin. Apol., I, 67.

nicht auf einen Schemel.[1] Das Alter hat kein Vorrecht, und die Jugend beider Geschlechter tritt, wenn es sein muß, ihre Sitze ab und bleibt stehen. Auf der einen Seite befinden sich die Weiber, die an einer von der der Männer verschiedenen Thür von den Diakonissinnen empfangen werden, verschleiert und schweigend (nur die Jungfrauen trugen in den meisten Kirchen keinen Schleier[2]); ihre Kleidung ist dezent, schmuckvoll, aber bescheiden; keine trägt Gold, noch Perlen, noch kostbare Stoffe, noch zu künstlichen Kopfputz. Auf der andern Seite befinden sich unter der Aufsicht der Diakonen die Männer mit unbedecktem Kopfe, ihrem wenigen Haar; sie hätten sich geschämt, wenn sie ihr Haupt, Gottes Bild und Ehre verhüllt hätten.[3] Alle beten meist stehend, nach Osten gewendet, die Arme ausgestreckt und die Hände offen, wie Jesus am Kreuze; aber oft auch, wenn ihr Gebet trauriges, demütiges, reuevolles Inhalts ist, kniend und sogar zu Boden gestreckt.[4]

Worin bestand ihr Gebet? Es kann uns nicht ganz unbekannt sein. Die Tradition davon erhielt sich in der Kirche seit den Aposteln und seit dem Heiland selbst.[5] Es erhielt sich, ohne aufgezeichnet zu sein; denn es war noch Etwas, was unter dem Schleier des Geheimnisses verborgen blieb.[6] Die folgenden Jahrhunderte haben Etwas hinzusetzen können, aber haben nichts davon weglassen dürfen. Eine minutiöse und eifersüchtige Gewissenhaftigkeit haben über die Erhaltung dieses Schatzes gewacht. Ohne Zweifel hat das Christenthum, als es frei geworden war, bei dem ersten Aufschwung seiner Freiheit seine Dankeshymnen herrlicher ertönen lassen, hat den engen Raum seiner Kirche erweitert, die Pracht seiner Zärimonien erhöht ganze Tage hindurch die so lange tief in der Brust verschlossenen

---

1) Jac., II, 23.

2) 1. Kor., XI, 3, 15, XIV, 34, 35; 1. Tim., II, 9; Tertull., de Virginibus velandis, 1, 2 et alibi passim, de Oratione, 21, 22.

3) 1. Kor., II, 4, XI, 4, 7; 1. Tim., II, 8.

4) Volutantur. Tertull., ad Uxor., II, 9; contra Marc., III . . .; de Pudicitia . . ., Apol. . . . — Ueber die Stellung beim Beten s. 1. Tim., II, 8; Clem. 1. Kor., 29; Minut. Fel., 12, 29; Tertull., de Orat., 12, 13, 17; Orig., de Orat.; Const. apost., II, 57 und die Figuren der unter dem Namen Orantes bekannten christlichen Gemälde; Tertull., Apolog., 16, 30; ad Nationes, 1, 13.

5) 1. Kor., XI, 34.

6) Basil., de Spiritu sancto, 27.

Gebete und Gesänge fortgesetzt, die göttliche und mysteriöse Agape, die man so lange Zeit geheim halten mußte, mit einer ganz neuen Feierlichkeit ausgestattet. Nun brachten die Völker, die in Masse Christen geworden waren, dem Kultus Christi den Tribut ihrer Reichthümer, die Huldigung ihrer Poesie, den besonderen Ausdruck ihres Gebetes. Es war gleichsam ein prächtiges Konzert in verschiedenen Sprachen und mit verschiedenen, aber in ihrer Verschiedenheit durch die Aehnlichkeit des Glaubens und der Liebe harmonischen Stimmen, das bis zu den Wolken drang, nachdem es drei Jahrhunderte tief in den Herzen verborgen geblieben war. Jedoch ist unter diesem, den Liturgieen durch die verschiedenen Inspirationen des Nationalgeistes und durch den Aufschwung einer freieren Pietät zugefügten Schmuck leicht der ursprüngliche und gemeinsame Grund zu erkennen, der zur Zeit der Verfolgungen unter einer nothwendiger Weise beschränkteren Gestalt mit einfacheren Zäremonien und einem gezwungener Weise ärmeren äußeren Kultus treu bewahrt worden war. Wenn man die zahlreichen Liturgien des Orients und Occidents, der orthodoxen und schismatischen Kirche, von denen eine große Anzahl spätestens aus dem vierten und fünften Jahrhundert datieren, mit einander vergleicht, so ist es leicht, abzusondern, was verschieden, national, modern ist; und wenn man zusammenstellt, was überall dasselbe ist, so ist es leicht, in ihren Hauptzügen die apostolische Liturgie, das Muster, die Quelle und die Mutter aller andern wiederzufinden.[1]

Wie ich schon gesagt habe, wird die christliche Versammlung eröffnet in Gegenwart der Katechumenen, zuweilen selbst der Juden, der Häretiker, der Heiden. Man singt Psalmen, Hymnen, Choräle, die schon zur Zeit der Apostel bekannt sind, und in denen die Gottheit Christi verherrlicht wird;[2] man betet für diejenigen, die die Taufe erhalten haben, für diejenigen, die sie erhalten sollen, für die Fürsten, ihre Obrigkeiten und ihre Diener, für das Staatswol pro statu saeculi), für den Weltfrieden (pro rerum quiete), für die Verzögerung des Endes (pro mora finis).[3] Man liest in den heiligen

---

1) Man muß diesen Liturgien auch die Zeugnisse der ersten Jahrhunderte und besonders des Justin. Apol., I, 67, Tertull., Apol., 39; Const. ap., II, 57 gegenüberstellen.

2) 1. Kor., XIX, 26; Ephes., V, 19; Kol., III, 16; Jac., V, 13; Plin. ep.; 8, 97.

3) Tertull., Apol., 39.

Schriften die Seiten vor, die für die Zeit des Jahres und für die gegenwärtigen Bedürfnisse der Kirche die geeignetsten sind.[1] Man liest insonderheit die Bücher der Propheten, worin die Ankunft Christi geweissagt wird, vor, die Bücher der Evangelisten, worin dieselbe erzählt wird, die Episteln, die die Apostel an gewisse Kirchen geschrieben haben, und die das Patrimonium aller geworden sind,[2] manchmal andere von andern Bischöfen geschriebene Epistel.[3] Wenn der Lektor geendet hat, richtet der Leiter der Versamlung (ὁ προεστώς), Bischof oder Priester, an diese Vorlesung anknüpfend, an die Gläubigen Worte des Unterrichtes, der Ermahnung, des Trostes, des Verweises, wenn es nöthig ist des Tadels, der Verdammung; „er nährt den Glauben, erhebt die Hoffnung, stärkt das Vertrauen auf den Herrn!“[4]

Inzwischen beginnt das Opfer; es ist Zeit, daß die Profanen entfernt werden. Der Diakonus befiehlt den Heiden, den Exkommunizierten, den Katechumenen, sich zu entfernen. Er läßt die Thüren schließen und bewachen. Alsdann heißt er das Volk aufstehen;[5] es beginnen die Gebete, entweder laut von dem Diakonus, leise von dem Volke gesprochen, oder abwechselnd von dem einen und dem andern, und zuletzt zusammengefaßt in das allgemeine Gebet, das der Bischof allein spricht, durch das er die Gebete seines ganzen Volkes vereinigt und dem Herrn darbringt.[6]

Ehe man weiter geht, erinnert man sich der Worte des Herrn: „Wenn du deine Gabe zum Altar bringst, und wirst allda eingedenk, daß dein Bruder etwas wider dich habe, so laß allda vor dem Altar deine Gabe, und gehe zuvor hin und versöhne dich mit deinem Bruder, und alsdann komm und bringe deine Gabe dar.“[7] — „Niemand,

---

1) Cogimur ad litterarum divinarum commemorationem, si qua praesentium temporum qualitas aut praemonere cogit aut recognoscere. Tertull., ib.

2) Theß., V, 27; Col., IV, 16; Just., ib. 67.

3) Erst im Jahre 397 verboten die Konzilien von Karthago und Laodicea, etwas Anderes, wie Stücke aus den heiligen Büchern vorzulesen.

4) Justin. u. Tertull., loc. cit.

5) Stemus decenter, στῶμεν κατῶς (sagt der Diakonus in den Liturgien des Orients).

6) Lat. collecta; griech. καθολικὴ, παραθέσω.

7) Matth., V, 23, 24.

sagt der Diakonus, habe Etwas gegen Jemanden."[1] Und zum Beweise, daß dem so sei, gibt man sich den Friedenskuß,[2] der Bischof seinen Priestern, der Priester den Diakonen, der Diakonus einem der Gläubigen, dieser einem andern, die Männer den Männern, die Weiber den Weibern.

Alsdann folgt die Oblation. Man bringt dem Leiter der Versammlung die Gaben der Gläubigen, das Brot, den Wein und das Wasser,[3] das in den Leib und das Blut Jesu Christi sich verwandeln sollen. In Gegenwart dieser Gaben schreitet der Bischof zur eigentlichen Liturgie, der Action, der Oblation[4] und bringt Gott die auf den Altar gelegten Gaben. Darauf beginnt er mit dem Volke den feierlichen Dialog, der sich gleichförmig in allen Kirchen, bei allen Völkern, in allen christlichen Sprachen erhalten hat:

„— Der Herr sei mit euch.
— Und mit deinem Geiste.
— Richten wir unsere Herzen auf.
— Wir haben sie aufgerichtet zu Gott.
— Laßt uns Gott danken.
— Das ist in Wahrheit recht und würdig.[5]

1) *Μήτις κατά τινος, μήτις ἐν ὑποκρίσει.* Const. ap., II, 57.

2) „Dann stehen wir Alle auf und beten. Nach dem Gebete geben wir uns den heiligen Kuß." Justin., 65, 67. S. auch Const. ap., VIII, 2; Concil. Laod., 19. Der Friedenskuß heißt *φίλημα ἀγαπῆς ἅγιον, ἀσπασμός.* Salutate fratres omnes in osculo sancto. 1. Theff., V, 26; ebenso Rom., XVI, 16; 1. Kor., XVI, 20. — S. noch Tertull., de Oratione, 18, über die Nothwendigkeit dieses Versöhnungs- und Friedenszeichens, das gewisse Gläubige an den Fasttagen zu entfernen meinten: Quae devotio cum divortio sancti osculi integra? . . . quale sacrificium e quo sine pace receditur?

3) Justin., ib.

4) *Ἀναφορά, προςφορά,* immolatio, missa (Missale Gothic. et Gallican.) Illatio (Isidor., I, 15).

5) Ueber die Anwendung dieser Formel Cyrill. Hierosol., Catech., 5; Mystagog.; Chrysost., hom. 2 und 18 zu II. Kor. et alibi passim; Augustin., de Bone vident, 16, de Vera rel., 3, in Psalm. LXXXV, Ep. ad Dardanum et Probam de bono persev., 13, § 25. Diese Formel ist dieselbe nicht allein in den orthodoxen griechischen und syrischen Liturgien, sondern auch in den häretischen. Renaudot zitiert drei nestorianische, wenigstens drei jakobitische, drei nach dem alexandrinischen Ritus, zehn äthiopische, eine armenische. Die koptischen, obgleich der Gottesdienst in ihrer Sprache gehalten wird, lassen diese griechischen Worte bestehen.

— Ja, antwortet der Bischof, es ist in Wahrheit recht und würdig":[1]

und dann folgt das schöne und feierliche Gebet, das praefatio[2] heißt, weil es der letzte Theil der Einleitung zum Opfer ist; es wird von dem Priester begonnen und von der Stimme des Volkes fortgesetzt in dem feierlichen Ausrufe, den die Synagoge gesungen hat, der von Jahrhundert zu Jahrhundert und von Kirche zu Kirche übergegangen ist, den die Seraphim im Himmel singen:

„Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth; die Himmel und die Erde sind seiner Ehre und Herrlichkeit voll ... Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn. Hosiannah in der Höhe!"[3]

Nun ist der Augenblick des Opfers, der feierliche Augenblick da: „Stehen wir auf in Furcht und Zittern; wie schrecklich ist dieser Augenblick! wie furchtbar diese Stunde!" ruft der Diakonus in den Liturgien des Orients aus.[4] Dann preist der Priester durch einen Gebrauch und in Worten, die in den Liturgien aller Kirchen kaum verschieden sind, „nachdem er," wie Justinus sagt, „das Brot und den Wein empfangen hat, den Vater aller Dinge im Namen des Sohnes und des heiligen Geistes, und vollzieht die Eucharistie oder die Dankeshandlung für die Gaben, die wir von ihm empfangen haben."[5]

Aber vor Allem ruft er ins Gedächtnis zurück, was kurz vor der Sendung Jesu Christi geschehen ist und in der Nacht, wo er verrathen wurde, nach den Worten des Herrn: „So oft ihr dies thut,

---

1) *Ὁ Κύριος μετὰ πάντων ὑμῶν. — Καὶ μετὰ τοῦ πνεύματος σοῦ. — Ἄνω ἡμῶν τὰς καρδίας. — Ἔχομεν πρὸς τὸν Κύριον. — Εὐχαριστῶμεν τὸν Κύριον. — Ἄξιον καὶ δίκαιον.*

2) Praefatio, contestatio. Dieser Theil der Liturgie wird überall angeführt.

3) *Τρισάγιος τῶν Σεραφὶμ ὕμνος· Ἡ τῶν Σεραφὶμ θεολογία.* So nennen die Alten diesen von den Juden kommenden Hymnus. Cyrill. Hierosol., Myst. 5. Die Liturgie des Jakobus fügt nach qui venit noch et venturus est hinzu. Die koptische Liturgie sagt ganz einfach sanctus, sanctus, sanctus Dominus. Die des Markus und des Nestorius haben nicht das Hosanna in excelsis.

4) Stemus cum timore et tremore. Quam terribilis locus iste. Adstate viri cum tremore. Liturg. Coptica sancti Bas., Lit. Jacob., Lit. Nestor.

5) Justin., 1, 65.

thut es zu meinem Gedächtnis;" und nach denen des Apostels: „So oft ihr dieses Brot esset und den Kelch trinket, so verkündigt ihr des Herrn Tod, bis das er kommt."[1] Und bei der Vollziehung des Opfers spricht das Volk: Amen, wir glauben es. — Gelobt sei Gott. — Herr, erbarme dich unser."[2]

Dies hört und wiederholt der neue Christ, zitternd und entzückt, sich sammelnd für den heiligen Augenblick, wo das für Alle dargebrachte Opfer auf ihn persönlich angewendet wird, und wo er Theil nimmt an dem Fleische und Blute, dessen Geheimnis ihm nun enthüllt ist. „Die heiligen Dinge sind für die Heiligen," ruft der Diakonus aus, wenn der Augenblick gekommen ist; und alsdann sich noch einmal demütigend, noch einmal Worte der Reue, der Abbitte und der Furcht aussprechend, nehmen zuerst die Priester, die Diakonen, dann das Volk, Männer, Weiber und Kinder, jeder, vorausgesetzt daß er nüchtern[3] und mit reinem Gewissen ist, Theil an dem für Alle vollzogenen Opfer. „Das ist der Leib Christi," sagt der Priester oder der Diakonus. — „So ist es, antwortet der Gläubige;"[4] und

1) 1. Kor. XI, 26.

2) Nachdem derjenige, der den Vorsitz führt, das Gebet und die Danksagung vollzogen hat, ruft das Volk: „Amen." Justin., ib. — Ueber das Wort Halleluja, Tertull., de Orat., 27.

3) Tertull., de Corona, 3, ad Uxorem., II, 5; Augustin., ad Januar., ep. II, 8 führt diesen Gebrauch bis auf die Anordnungen des Paulus (s. 1. Kor. XI, 34) zurück.

4) Diese Glaubensbekenntnisse sind in den orientalischen Liturgien oft sehr ausführlich. „Der heilige Leib und das kostbare, reine, wahre Blut Jesu Christi, des Sohnes unseres Gottes. Amen. — Der Leib und das Blut Immanuels, unsers Gottes in aller Wirklichkeit Amen. — Ich glaube und bekenne bis zum letzten Athemzuge meines Lebens, daß dies der lebendig machende Leib deines einzigen Sohnes, unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi ist. Er hat ihn erhalten von unserer aller Jungfrau, der Mutter Gottes, der heiligen Maria ..." Lit. copt., S. Basil., und ebenso in den meisten andern. Diese Bezeugungen der wirklichen Gegenwart werden mehrmals wiederholt.

Außer den Liturgien lese man Justinus: „Die Speise, über die die Danksagung ausgesprochen ist durch ein Gebet, das die Worte Christi selbst enthält, ist, wir wissen es, das Fleisch und das Blut des inkarnierten Christus." 1, 66. — Irenaeus: „Es ist das wahrhaftige Opfer, wovon das jüdische Opfer das Bild ist." IV, 12, § 2, 45. — Tertull.: Dein Gatte (Heide) weiß nicht, was das für eine Speise ist, die du vor jeder andern Nahrung genießest, und wenn er weiß, daß es Brot ist, wird er glauben,

alsdann trinkt er aus dem Kelche und empfängt das Brot in seine Hände.[1] Ein Theil des konsekrierten Brotes wurde zurückbehalten, um von den Diakonen den Kranken und Abwesenden überbracht zu werden.[2] — So wurde derjenige, der noch vor Kurzem Heide gewesen war, um mit den heiligen Vätern zu sprechen, ein anderer Christ.

Darauf fand nach der Danksagung des Volkes und der Segenertheilung des Bischofes,[3] indem von beiden Seiten noch einmal die Gegenwart Gottes unter der Gestalt des Brotes bekannt war, eine Kollekte Statt.[4] Jeder gab freiwillig, wenn er wollte, wann er wollte, was er wollte; und dieser Almosen in den Händen des Bischofs wurde an die Wittwen, die Waisen, die Kranken, die Greise, die Reisenden, die Schiffbrüchigen, insbesondere an diejenigen vertheilt, die für die Sache Gottes in den Gefängnissen, oder in den Bergwerken duldeten. Der Reiche gab, der Arme empfieng, so bestand zwischen denselben eine Gleichheit.[5] Es durften in der That diese Seelen, die von so weit herkamen, und die so lange einander und Gott fremd waren, nachdem sie sich in der Kommunion mit dem Leibe und dem Blute Jesu Christi vereinigt hatten, durch die Liebe zu den irdischen Gütern nicht getrennt werden. Es durfte dieser Leib, der eine in der Person Christi, durch den Mammon nicht getheilt werden, sondern er mußte der eine bleiben durch das doppelte Band der Liebe zu Gott und der gegenseitigen Liebe.

---

was man ihm sagen wird?" (Ad Uxor., II, 5) „Christus ist unser Brot . . ." (de Orat., 7.) Origen.: „Christus ist geopfert worden, und wir essen das Fleisch des Wortes." (C. Cels., VIII, 22; s. noch VIII, 57.) Iren: „Wie können sie (die Häretiker) wissen, daß dies Brot der Leib des Herrn und dieser Kelch sein Blut ist?" (IV, 18, § 4, 7.) „Der Herr bekannte, daß dieses Brot sein Leib und dieser Kelch sein Blut ist." (IV, 23, § 2.) Justin. Tryphon., 117 und viele andere Stellen, die man leicht zusammen in den bewundrungswürdigen Arbeiten der katholischen Apologisten finden wird.

1) 1. Kor., XI, 26, 29; Justin. ib.: „Darauf vertheilen diejenigen, die man Diakonen nennt."

2) Justin., ib.; Tertull., ad Uxor., 1, 5; Cyprian., de Lapsis.

3) S. alle Liturgien.

4) „Diejenigen, die es können und wollen, geben die Summe, die ihnen beliebt, und diese Summe wird dem Vorsitzenden übergeben zur Unterstützung der Waisen, Wittwen, u. s. w." Justin., 67. S. über diese Kollekten Act., XXIV; 1. Kor., XVI, 1, 2; 2. Kor., VIII, 1, 15.

5) 1. Kor., XVI, 1, 2; Tertull., Apol., 39; Justin. 67; Tertull., ad Martyr., 1, 2; Iren., IV, 18.

Und dennoch, noch einen Augenblick, und diese durch Christus und die christliche Liebe so innig verbundenen Menschen trennten sich, ohne ein Wort unter einander gewechselt zu haben, vielleicht ohne die Namen von einander zu wissen. Verloren in der heidnischen Menge, in Familien, Werkstätten, Häusern, Palästen, wo Gott verkannt war, isolierten sie sich, unbekannt, ohne sich einander zu nützen. Innerhalb dieser Thür bestand die Brüderlichkeit, die Gleichheit, die Liebe; aber außerhalb erwarteten sie alle Ungleichheiten, alle Feindseligkeiten des heidnischen Lebens, um sich ihrer wieder zu bemächtigen. Ein göttliches Band vereinigte die im coenaculum. Sollte kein menschliches Band zwischen ihnen bestehen?

So konnte der Neophyt sich einen Augenblick fragen, aber ehe der Tag beendet war, fand er seine Brüder beim Feste der Agape wieder.[1] Ich habe schon gesagt, was die Agape war als Prinzip der Gleichheit, als Mittel der Nächstenliebe, als Hilfe für den Sklaven, als Ermunterung zur Arbeit. Vor Allem aber war sie das Symbol und das Werkzeug der christlichen Brüderlichkeit. Damit diese Gläubigen, so wunderbar eins in Jesus Christus, in dem irdischen Leben einander nicht fremd wären, damit ihre Namen, ihre Gesichter, ihre Stimmen ihnen gegenseitig vertraut blieben, hatte die Kirche die liebliche Sitte eines Brudermals eingeführt, wo diese von der göttlichen Liebe gesättigten Herzen sich gegenseitig öffnen konnten.[2]

---

1) Die Stunde der Versammlung war vor Tages Anbruch, die der Agape die gewöhnliche Stunde des Abendessens, das ist gegen Sonnenuntergang. In der Zwischenzeit begaben sich die Gläubigen nach Hause. Das erhellt deutlich aus Tertullianus und den andern christlichen Schriftstellern und besonders aus dem Briefe des Plinius (X, 97 : Quod essent soliti stato die ante lucem convenire . . . quibus peractis, morem sibi discedendi fuisse rursusque coeundi ad capiendum cibum.

2) Ueber die Agapen s. 1. Kor., XI, 20, 21, 22, 33, 34; Tertull., Apol., 39, de Jeiun., 27, ad Martyr., 2; Cyprian. ad Donatum, am Ende; Joh. Chrysost., Hom. 27, in Kor.: Clem. Alex., Paedag., II, 1, 7; Plin., l. c.; Ignat., ad Polycarp. 4, ad Smyrn., 8; Theodoret., VIII, de graecis affectib., Hist. Ec., III, 15; Origen., c. Cels., 1, 1; Const. ap., II, 18; Ang., ad Joan., 54 (98). Man hielt Agapen an den Jahrestagen der Märtyrer. Theod., l. c.: Evagr., Hist. eccl., II, 3; für die Leichenbegängnisse, 2c. Sie fanden, wie es scheint, in den Kirchen selbst Statt. Id. ib., Paulin., Ep. ad Pammach., 13 (37) Anonyme Komment. über Job., 111. — Misbrauch der Agapen. Cyprian., Testim. ad Quirin.,

Das war übrigens die Gewohnheit des Alterthums; Alles, was Familie, Verein, Assoziation, Korporation hieß, versammelte sich zu einem freundschaftlichen Male. Aber das christliche Festmal hatte keine Aehnlichkeit mit den heidnischen Phratrien und Hetairien, mit den sogenannten brüderlichen, munizipalen, offiziellen, sazerdotalen Orgien Roms und Griechenlands. Das christliche Mal hieß Agape, das heißt Liebe, Nächstenliebe. Die Reichen, oder wenigstens diejenigen, die einiges Vermögen besaßen, trugen von ihrem Gelde dazu bei; die Armen wurden dazu eingeladen. Hier saßen ganz gegen die heidnische Sitte Männer und Weiber, Arme und Reiche, Patrone und Freigelassene, Sklaven und Freie an demselben Tische. Der Bischof und die Priester präsidierten. Das Mal begann mit dem Gebete. „Man aß, sagt Tertullianus, so viel, wie der Hunger forderte; man trank sehr mäßig, damit die Züchtigkeit nicht dabei litte. Die Gäste sättigen sich, aber ohne zu vergessen, daß sie während der Nacht Gott anzubeten haben; sie unterhalten sich, aber als Menschen, die stets im Innern auf den Herrn hören. Wenn man nach dem Male das Wasser gebracht und die Lampen angezündet hat, dann hat Jeder die Verpflichtung, zur Ehre Gottes zu singen, was er aus den heiligen Schriften weiß, oder was sein eigner Geist ihm eingibt; hätte er unmäßig getrunken, so würde sein Gesang ihn verrathen. Das Gebet beendet dann das Mal. Und man entfernt sich, nicht um auf den Straßen umherzulaufen, zu schreien, zu klopfen, sich einer ausgelassenen Freude hinzugeben, sondern um anderswo diese Gewohnheit der Züchtigkeit und Bescheidenheit fortzusetzen, wie Menschen, denen das Festmal selbst eine Schule der Weisheit gewesen ist (ut qui non tam coenam coenaverint quam disciplinam)." Und Tertullianus fügt folgende Worte hinzu, die die so oft denunzierten christlichen Gesellschaften unserer Tage wörtlich wiederholen könnten: „So ist diese Versammlung der Christen, ich will es gerade zu aussprechen, unerlaubt, wenn sie Etwas von dem, was unerlaubt ist, gleicht, wenn irgend Jemand in der Welt sie anklagen kann im Namen der Gesetze, die die Komplotte bestrafen. Zu wessen Verderben haben wir uns jemals versammelt? Was wir isoliert sind, das sind wir ebenfalls vereinigt; was Jeder von uns ist, das sind

---

III; Greg. Nazian., Carmen, 218—220. Zuletzt wurden sie aus den Kirchen entfernt, nachher ganz aufgehoben.

wir Alle, Niemandem schadend, Niemanden verletzend. Wenn ehrliche Leute, gute Bürger, fromme und züchtige Menschen sich versammeln, so ist das niemals ein Komplott, auch keine Partei, sondern ein Senat (non est factio dicenda, sed curia).“[1]

Und nun konnten diejenigen, die durch Brüderlichkeit so innig verbunden waren, diejenigen, die das Gebet, das Almosen und die Agape so verbunden hatte, sich trennen. Ueberall, wo sie sich begegneten, waren sie sicher, sich wieder zu erkennen, sich zu helfen und sich unter einander zu lieben. „Sehet, wie sie sich lieben!“ sagten mit Neid die so unter einander feindseligen Heiden. „Sehet, wie sie bereit sind, für einander zu sterben!“ sagten jene so oft von mörderischen Leidenschaften verfolgten Götzendiener. Wenn sie in die Fremde giengen, wußten sie im Voraus, daß sie überall Brüder finden würden. Ein Reisender, ein Unbekannter klopfte an die Thür eines christlichen Hauses, er gab sich als Gläubigen zu erkennen.[2] Und die Thür öffnete sich für ihn, und das Bassin, worin der Gast ihm die Füße wusch, war gefüllt, der Wasserkrug voll, der Tisch gedeckt; gleich von der ersten Stunde an verkehrte, sang, betete er mit dieser Familie, die seine Familie geworden war; alsdann führte man ihn in die Versammlung der Brüder, und hier erzählte er, wie er unter einem andern Himmelsstriche den Keim des Glaubens habe emporsprießen sehen; oft brachte er Briefe von seinem Bischofe (formatae) mit, einen geheimnisvollen Reisepaß, der nur von den Christen verstanden wurde, und diese Briefe wurden in der Versammlung vorgelesen.[3] So redeten von dem einen Ende der Welt bis zum andern, trotz dem Hasse der Völker und der Polizei der Behörden die Bischöfe als Brüder zu einander, reichten sich die christlichen Gemeinden die Hand, mit einem Worte, stand die Kirche mit sich selbst in Verbindung; und die Vorstellungen von dem Glauben, der Brüderlichkeit und der Liebe, die in der Seele eines Matrosen, Soldaten, Kaufmanns oder Sklaven verborgen waren, zogen mit allen Karavanen aus, machten mit allen

1) Apol., 39.

2) Das Vorhandensein von geheimnisvollen Erkennungszeichen wird von den Heiden vorgeworfen, aber von den Christen geleugnet. Minut. Fel., 9, 31.

3) Clem., de Virginibus.

Legionen Halt, begleiteten alle Prokonsuln, fuhren auf allen Schiffen mit.[1]

So trat der Neophyt in das christliche Leben. Aber dies Leben war ein Leben des Kampfes, und diese nach Innen so rührende Brüderlichkeit legte nach Außen hin harte Pflichten und große Gefahren auf.

---

1) S. insbesondere die Korrespondenzen des Dionysius, Bischofs von Korinth, mit den Kirchen von Lacedämon, Athen, Nikomedien, des Pontus, von Kreta und Rom.

Drittes Kapitel.

Die Kämpfe.

Um das wol zu begreifen, müssen wir uns, ich will nicht sagen von den Ideen, sondern von den geistigen und sprachlichen Gewohnheiten unsers Jahrhunderts losmachen. Der heutige Rationalismus existierte damals nicht; es war Niemand, weder Heide, noch Christ, der sich vorgestellt hätte, daß die Welt ganz allein sich fortbewegt, ohne von einer höhern Kraft gelenkt zu werden; Niemand, der gemeint hätte, daß der menschliche Verstand das ganze Universum durchdringe, und der sich zugetraut hätte, es vollständig zu erklären, und wo er es nicht konnte, zu leugnen oder wenigstens zu verschweigen, was er nicht erklären kann. Es bestand damals keine heidnische oder christliche Schule, die aus der Sprache der Völker das Wort Supernaturalismus gestrichen hätte.

Im Gegentheil man lebte, als man Heide war, in einem vollen, ja übertriebenen, wahren oder falschen Supernaturalismus. Man konnte gewiß in dieser Hinsicht nichts erklären, noch definieren (aber erklären oder definieren die heutigen Philosophen etwas?). Aber man bekannte wenigstens aufrichtig seine Unterordnung und seine Schwäche und leugnete nicht die Luft, die man einathmete. Diese Luft, um zu sprechen, wie Heiden und Christen sprachen, diese „Luft war voll von Dämonen.“ Das Uebernatürliche war überall, oder wenigstens glaubte man es zu sehen, zu fühlen, überall zu athmen. Man lebte in fortwährender Berührung mit ihm, obwol man nichts von seiner Macht, noch von seinem Wesen begriff, aber überall auf dasselbe stieß, mit ihm verhandelte, sich mit ihm entzweite, oder versöhnte.

Man muß eingestehen, daß dies die Menschen in eine ungewöhnliche Angst versetzte. Wenn man gewußt hätte, was dies Uebernatürliche war, und was es wollte, so hätte man danach gestrebt, in Frieden mit ihm zu leben. Aber es war unbegreifbar, unerklärbar,

vielfach, getheilt, widersprechend, anspruchsvoll, unersättlich.[1] Gab es einen höchsten Gott, oder mehrere Götter, oder gar keine Götter? Gab es Dämonen? und welches war die Macht, das Wesen, der Wille der Götter oder Dämonen? Man wußte darüber nichts; und bei dem Zweifel faßte man, Alle oder fast Alle, den Entschluß, an Weniges zu glauben, aber Furcht vor Allem zu haben; nichts zu verehren, aber sich vor Allem zu beugen. Man lebte also in den Armen und unter dem Einflusse einer unbekannten Macht, die in jedem Augenblicke den Menschen zermalmen konnte.

Die Christen ihrerseits, wiewol sie sich gegen diese Tyrannei auflehnten und sie vernichteten, leugneten nicht den übernatürlichen Charakter derselben. Sehr oft gewiß gieng es ihnen, wie dem Daniel, als er die Betrügerei der Priester des Bel aufdeckte, und ein gesunderer Sinn als der der Heiden half ihnen die Hand des Menschen erkennen in dem, was man eine Manifestation des Gottes nannte. Sie besaßen nicht eine genug hohe Vorstellung von der Rechtlichkeit der Wahrsager und Hierophanten, um sie eines Betruges für unfähig zu halten, noch eine genug hohe Achtung vor der heidnischen Erkenntnis, um sie über jeden Verdacht von Halluzination erhaben zu erachten. Aber Alles abzuleugnen, Alles auf physische Ursachen zurückzuführen oder auf menschlichen Betrug, Orakel, Magie, Verzückung, Träume, Beschwörungen, Heilungen, dazu waren sie nicht klug, noch blind genug.

Allein diese übernatürliche Macht, die sie nicht bestritten, erklärten und bekämpften sie: „Es gäbe, sagten sie, höhere Geister, unsichtbar wenigstens für die meisten Menschen (denn der vollkommene Mensch hat dieselben in dem geistigen Leben zuweilen sehen können), einsichtsvolle und vollkommenere Geschöpfe als der Mensch, die früher den dem Höchsten schuldigen Gehorsam verweigert hätten. Ein Fürst dieser Welt, der Geist der Materie (wie gewisse Kirchenväter ihn nennen), hätte sich an die Spitze dieser Empörung gegen Gott gestellt.

1) Man lese, gleichsam eine kurze Zusammenfassung dieses Glaubens, den Philopseudes des Lukianos, wo dieser Freigeist jedoch kaum wagt, die Anführungen des Aberglaubens zu bestreiten; die Beschwörungsformeln, die die Krankheiten heilen, p. 828, 834; — die Magie, p. 831 u. fg.; — die Besessenheiten und die Exorzismen, p. 833, B; — die Erscheinungen, p. 836, 838; — die auferweckten Todten, p. 838 C; die Geister, p. 840 C u. fg. — S. außerdem die Wunder der syrischen Göttin, de Dea Syra, p. 1069 D, 1071 A, 1072 B.

In ihrer sträflichen Verirrung, sagten Einige, hätten sich diese höheren Geister dem menschlichen Wesen genähert, und aus dieser strafbaren Verbindung wäre das Geschlecht der Dämonen hervorgegangen.[1] Die Luft mit ihrer Menge anfüllend, durch die Räume fliegend, in einigen Augenblicken von einem Ende der Welt zum andern eilend, in einem gewissen Maße Macht über die Elemente habend, hätten sie lange Zeit für sich gehabt, um den Menschen zu verführen und durch sein Verderben ihr eignes Verderben zu rächen. Sie hätten die Menschen dahin gebracht, Gott den Höchsten zu verleugnen; unter dem Namen gewisser berühmter und gefürchteter Todten, oder unter der verführerischen Gestalt der Kunstwerke hätten sie Weihrauch und Opfer erhalten. Sie hätten den kleinmütigen Menschen einerseits Leiden, wirkliche oder falsche gesendet, die den Seelen Schrecken einflößten; anderseits strafbare und lügnerische Mittel gegeben, durch die sie dieselben teuschten, indem sie die Krankheiten sendeten und vorgaben, sie zu heilen,[2] indem sie Stürme erregten und versprachen, sie zu beschwichtigen, indem sie durch Träume erschreckten und sich diesen Schrecken durch Opfer bezahlen ließen, indem sie die Magie lehrten und vor der Magie bewahrten,[3] indem sie dem Geiste die Furcht vor der Zukunft einflößten und behaupteten, ihm die Kenntnis von der Zukunft zu geben. So leiteten sie die Welt, und Alles, was die Welt anbete, liebe, scheue, ausübe, Alles erkläre sich durch

---

1) Man erkennt hier eine irrige Auslegung von Genes. VI, 1, 2. Ueber den Ursprung, die Natur und die Macht der Dämonen s. Minutius Fel., in Oct., 26, 27; Tertull., Apol., 22, 23; de Anima, 57; Justin., Apol., I, 5, 9, 14, 54, 64; II, 5; Tatian., 12, 15, 18; Athenag., 24, 27; Theophil. ad Antol., II, 8; Iren., V, 21, 24.

2) Die heiligen Väter leugnen die Wirklichkeit oder wenigstens den übernatürlichen Charakter dieser von den Dämonen bewirkten Heilungen: „Sie heilen nicht, sie unterjochen. Sie schleichen sich in die Körper, verursachen darin Krankheiten, und wenn sie sich aus den Körpern entfernen, glaubt man, sie hätten dieselben geheilt." Tatian., 17, 17. Sie können nur schaden, aber nicht heilen; nur zuweilen heilen sie durch natürliche Mittel." Joh. Chrysost., Orat. in Judaeos; ebenso Origen., c. Cels., VIII, 60; Athanagor., Legat., 23, 28. Ebenso verhält es sich mit mehreren andern von den Heiden angeführten übernatürlichen Thatsachen. (Tatian., 16.) Ueber die Visionen, Tertull., Apol., 21; Cyprian., de Idol. varitate; Euseb., Praep., 1, 4.

3) Tertull., de Cultu fem., 1, 2.

sie: durch ihre Ansprüche auf die Gottheit, die Idole; durch ihre sinnlichen Begierden, die Opfer; durch ihre grausamen Leidenschaften, die Kriege und die Menschenopfer; durch ihre lügnerische Inspiration, die Orakel; durch ihr infernalisches Wissen, die Magie; durch ihre Zaubereien, die Visionen; durch ihre Herrschaft über den Geist des Menschen, die Halluzination und den Wahnsinn; durch ihre Gegenwart in seinem Leibe, die Krankheit; durch ihr Heraustreten aus demselben, die Heilung. Die aus dem Willen des Schöpfers hervorgehenden Institutionen selbst, die Familie, die Gesellschaft, der Staat, die ursprünglich rein gewesen, wären durch sie verderbt worden. Ja Tugenden, reine und ehrwürdige Werke wären manchmal nachgeahmt oder vielmehr nachgeäfft von Satan, dem Affen Gottes, wie Tertullianus ihn nennt.[1] Sein Geist wäre überall und verdürbe, so viel an ihm wäre, Alles."

Und nun, setzten die Christen hinzu, hatte sich diesem lügnerischen und verdorbenen Supernaturalismus, diesem Reiche des Bösen, diesem verderbten Reiche entgegen und weit darüber erhaben ein reiner, wahrer, höchster Supernaturalismus, ein Reich des Guten, ein gesegnetes Reich manifestiert. Es war die Macht, die Herrschaft, das Reich Gottes selbst des einen, unendlichen, schaffenden Gottes, der immer allgegenwärtig und nie ohne Zeugnis geblieben ist, der aber in diesen letzten Tagen sich durch seinen göttlichen Sohn manifestiert hat, und durch ihn bleibt, lebt, regiert, triumphiert selbst in den Herzen seiner schwachen Geschöpfe und mitten in dieser verdorbenen Welt. Auch er hatte seine Diener, die die Welt unter seinen Befehlen leiteten und das Weltall erfüllten.[2] Er hatte seine geweihten Riten, seine Altäre, seine Mysterien. Er hatte seine heiligen Einflüsse, seine Manifestationen, aber stille, würdige, einfache, friedliche; statt der Orakel, Propheten; statt der Träume, Offenbarungen am hellen Tage; statt der verdächtigen Krankheiten und ungewissen Heilungen, die sichere, handgreifliche, augenblickliche Heilung der durch die Natur verursachten oder durch die Dämonen bewirkten Krankheiten; statt der erkünstelten und lügnerischen Tugenden, unbestreitbare, glänzende,

1) Tertull., de Baptismo, 5; de Corona, 7, 15; de cultu femin., 1, 8; ad Uxor., 1, 6. (Ueber die Jungfrauen und Wittwen in den heidnischen Religionen.) Ebenso in seiner häretischen Schrift de Exhortatione castitatis, 13, und besonders de Praescript., 40.

2) S. unter Andern Origen., c. Cels., VIII, 27, 31, 32, 57.

wiewol bescheidene und bis in den Tod ausdauernde Tugenden. So reinigte er Alles, was verdorben war; er reinigte die Elemente der leblosen Natur, die der Geist des Bösen, indem er sich derselben zum Bösen bediente, zu schänden sich bemühte, dadurch reinigte, daß er sie zu heiligen Zwecken weihte; er führte zur Heiligkeit ihres Ursprunges die Institutionen Gottes zurück, die der Geist des Bösen besudelt hatte, die Ehe, die Paternität, die Familie, die Gesellschaft; kurz, diesem übernatürlichen, aber sichtbaren Reiche des Bösen gegenüber und hoch über dasselbe erhaben, errichtete er das übernatürliche, aber sichtbare Reich des Guten; die Kirche nach dem Ebenbilde Gottes, die Kirche, die das Reich, die Braut, das Weib, ja das Fleisch des Sohnes Gottes ist.

So beschaffen waren diese beiden Mächte und diese beiden Reiche. Zwischen ihnen bestand die vollständige Trennung, die absolute Scheidung. Die Bürger des einen Reiches konnten in dem andern nicht leben; und in dem Gedanken und in der Wirklichkeit, in dem religiösen und in dem bürgerlichen Leben war ein ganzes System zuzulassen, ein ganzes System zu verwerfen.

Die erste Pflicht des neuen Christen war also im Herzen oder selbst in der That ein feierlicher und vollständiger Bruch. Er erstreckte sich bis auf die kleinsten Umstände des Lebens. Der Dämon war der Fürst dieser Welt. Das ganze menschliche Leben so zu sagen gehörte ihm. Die politische, bürgerliche, häusliche, obwol von Gott gebildete Gesellschaft, war so zu sagen durch ihn reformiert worden, und er hatte ihr sein Gift eingehaucht. Die an sich selbst unschuldigsten Werke waren der Idolatrie geweiht und von dem abgöttischen Geiste angesteckt worden. Am häuslichen Herde waren es die Laren, die man anbetete; bei Tische waren es Libationen zu Ehren der Götter;[1] in jedem Winkel des Hauses heilige Embleme; auf der Straße Hermen, die als Grenzen dienten, oder an die Mauern gemalte Schlangen; auf dem Forum Volksmalzeiten, immer zu Ehren der Götter; im Zirkus und im Theater Vorstellungen, immer zur Verherrlichung der Götter; im Senate ein Altar, in der geringsten Kurie, in dem geringsten Laden, in der Taverne, in der Werkstatt ein Altar, kleine Götter von drei oder vier Zoll lang, Weihrauch und

1) Tertull., ad Uxor., II, 6. Totum saeculum, sagt er anderswo, Satanas et angeli eius repleverunt. De Spect., 8.

auf der Stirn der Todten, auf ihrem Scheiterhaufen, auf Grabe Kränze, Embleme, Gegenstände des Aberglaubens. Symbole des Heidenthums und mehr noch des Geistes des Heidenthumes waren überall. Ueberall Veranlassung zum Widerstande, zur Protestation, zum Bruche.

Uebertreiben wir jedoch nichts, wie ja die Christen nichts zu übertreiben vermochten. Das Eigenthümliche des Christenthums ist das Maß. Die Christen trennten sich nicht aus bloßem Vergnügen sich zu trennen; sie brachen nicht aus bloßem Vergnügen zu brechen. Sie trieben gern die Duldsamkeit bis zu dem Grade, über den hinaus sie Apostasie geworden wäre. Selbst in Bezug auf die Götter und die Idole des Heidenthums untersagten sie sich jede Beschimpfung, jede Beleidigung, jede unnütze Herausforderung, jede Gewalt: Polyeuktes wurde von Gott begeistert, als er die Götzenbilder zertrümmerte, aber er überschritt das bestehende Gesetz der Kirche.[1] Die Christen zerrissen nicht unnützer Weise die Bande der Familie, selbst der strenge Tertullianus gestattet ihnen, an den Familienfesten, an den Hochzeiten, bei der Anlegung der männlichen Toga zugegen zu sein, wenngleich die Götter bei diesen Zärimonien oft ihren Platz hatten; aber das Opfer der Götter war hierbei nur nebensächlich; der Hauptgegenstand war erlaubt.[2] Die Christen brachen nicht mit den heidnischen Wissenschaften; einige Christen hatten wol diese Absicht und predigten im Namen Gottes die Unwissenheit; aber Tertullianus und Origenes meinen, daß dadurch das Christenthum erniedrigt und entwaffnet würde, und wenn sie dem Christen nicht gestatten, eine öffentliche Schule zu halten, so gestatten sie ihm wenigstens, dieselbe zu besuchen.[3] „Verwerfen wir nicht, sagen sie, die weltlichen Studien, ohne die die göttlichen Studien selbst unmöglich sind. Das Kind, sobald es alt genug ist, um es zu verstehen, lerne und schmecke zuvörderst, was von Gott ist und zum Glauben gehört; vergebens wird zu ihm nachher die Schule von seinen Göttern und seinen Fabeln reden, es wird dieselben verwerfen, wie ein Mensch, der im Voraus gewarnt ist, sich hütet, einen Becher mit Gift, wenn er ihm gereicht wird, an seine Lippen zu bringen."

1) Origen., c. Cels., VIII, 38.
2) Tertull., de Idol., 16.
3) Orig., c. Cels., IV, 44; Tertull., Idol., 10. Quomodo repudiamus secularia studia, sine quibus divina esse non possunt?

Endlich aber, als die Idolatrie und der Christ sich gegenüberstanden, als die Theilnahme eine Verleugnung des Glaubens gewesen wäre, da mußte der Bruch eintreten. Man mußte sich oft an sich erlaubter Dinge enthalten, weil ein abgöttischer Gedanke sich daran knüpfte. An den Festmalen durfte man sich nicht mit Blumen bekränzen, weil die Heiden das zu Ehren der Götter thaten; man mußte darauf achten, daß kein Fleisch von einem geopferten Thiere auf einen Christentisch kam; man mußte auch sich davor hüten, weil die Apostel aus Achtung vor der jüdischen Tradition es verboten hatten, zu seiner Nahrung nicht das Blut der Thiere zu nehmen.[1] Um so mehr mußte man die Schauspiele meiden, nicht allein weil sie blutig waren, wie die Amphitheater, schimpflich wie das Theater, voller Gewaltthätigkeit und Thorheit wie der Zirkus, sondern vor Allem, weil jedes dieser Vergnügen ein Akt der Religion der Idole war, der vor den Idolen und zu Ehren der Idole vollbracht wurde.[2] Man mußte es vermeiden, bei den schwelgerischen und abergläubischen Festmalen, die an den Geburtstagen der Kaiser auf den öffentlichen Plätzen Statt fanden, sich zu setzen. Man durfte an einem solchen Tage nicht einmal seine Thür erleuchten und mit Laub schmücken, weil diese Huldigungen den Schutzgöttern der Thür dargebracht wurden.[3] Das Heidenthum war überall. Das Leben des Christen mußte eine innere oder offene Protestation sein, aber eine fortwährende Protestation.

---

1) Ueber den Gebrauch der Kränze s. Tertull., de Corona, 5, 10, 13; Minut. Fel., 12; Clem. Al., Paed., II, 8; Justin., Apol., I, 24. Ueber den Genuß des Fleisches von Opferthieren oder Idolothyten s. Act., XV, 29; Justin., Tryph., 34, 35; Tertull., de Spect., 13, und Paul. (1. Kor., X, 14—30), der anempfiehlt, nicht zu ängstlich zu sein. — Ueber das Verbot des Blutes und des Erstickten Act. XV, 29; Tertull., Apol., 9; Minut. Fel., 30; Clem. Al., Paedag., III, 3. a. E.; Orig, c. Cels., VIII, 30; Leo imperator, in Const., 58; die Antwort der Märtyrer von Lyon. — August., contra Faustum, XXX, 13, bezeugt, daß zu seiner Zeit im Occidente dies Gesetz nicht mehr befolgt worden sei.

2) Minut. Fel., 12; Tertull., Apol., 35; ad Martyr., 2; de Idol., 5, 13; de Spect.: Eine Christin, die sich ins Theater hat führen lassen, kehrt vom Dämon besessen zurück. Man will sie beschwören, der Dämon antwortet: Sie gehört mir mit gutem Rechte, ich habe sie auf meinem Gebiete betroffen, eam in meo inveni." Tert., de Spect., 26.

3) Minut., 26; Tert., de Idol., 13; Apolog., 35.

Wie man leicht begreifen wird, war das Leben des Christen voller Schwierigkeiten; es mußte es sein, schon in Bezug auf den Eid. Die Sitte zu schwören war bei den Heiden ganz allgemein, man schwur nicht allein im politischen und gerichtlichen Leben, sondern auch im innersten Familienleben. Man schwur um so häufiger, da der Eid nicht so wichtig genommen wurde. Man suchte sich gegenseitig durch irgend einen Gott, den man verehrte, durch irgend eine abergläubische Einwirkung, vor der man Furcht hatte, zu binden. Sehr oft ließ man bei dem Genius, bei dem Glücke und dem Heile des Kaisers schwören, weil dann der Meineid ein Majestätsverbrechen wurde.[1] Unter Christen war das nicht nöthig; wie Jacobus anrieth,[2] antwortete man ja oder nein; dies Ja und dies Nein genügte dem vertrauensvollen Glauben eines Bruders. Aber wie sollte man den Heiden gegenüber verfahren? Man hatte gelernt, den Namen Gottes nicht leichtsinnig zum Zeugen anzurufen, noch weit weniger eine Gottheit, die nicht vorhanden war, ein Idol, einen Dämon, einen Kaiser.[3] Keinen Eid vom Heiden zu fordern, war streng genommen möglich. Aber seinen Eid nicht annehmen und ihn ihm nicht leisten, das hätte geheißen, alle Bande, selbst die des häuslichen Lebens zerreißen. Den Eid des Heiden annehmen! aber welchen Eid? Schwören dem Heiden gegenüber! aber bei welchem Gotte? Welche, von dem Heiden und dem Christen auf gleiche Weise verehrte Gottheit, konnte für beide ein gegenseitiger Bürge sein?[4]

Viele Geschäfte also, viele Gewerbe wurden für den Christen unmöglich, ebenso wie andere ihm untersagt waren. Die heidnischen

1) S. Horat., II. Ep., 1, 15; Suet., Claud., 11; Cal., 27; Tacit., Ann., 1, in fine; Tertull., Apol., 35; ad Scapul., 2; Minut., 28.

2) Jac., V, 12.

3) Matth., V, 34, 38; Apol., I, 16; Clem. Alex., Paedag., III, 2 (ed. Paris, p. 255).

4) Die Christen gestatteten nicht den Eid bei dem Genius oder dem Glücke des Kaisers, weil er eine besondere Schutzgottheit des Kaisers voraussetzte, aber wol den Eid bei dem Heile des Kaisers, weil er nur ein Zeichen von Anhänglichkeit an seine Person war. Tertull., ad Nat., 1, 17; Apol., 32; Polycarp., bei Euseb., IV, 15; Athanas., ad Constantin. Wir werden später erklären, wie, um diese Schwierigkeit des Eides zu lösen, der eines von den Haupthindernissen für das freundschaftliche Leben zwischen Heiden und Christen war, der Verfasser des Dialogs Philopatris den Eid bei dem unbekannten Gotte von Athen vorschlägt.

Geschäfte vorzugsweise, die eines Anfertigers von Idolen, eines Astrologen, eines Wahrsagers, eines Propheten, eines Traumdeuters, eines Komödianten, eines Gladiatoren, eines Thierkämpfers, eines Kutschers im Zirkus, dieser ganze Dienst des Aberglaubens und der Lust, der in der heidnischen Welt so viele tausend Menschen ernährte, war ihm nothwendiger Weise untersagt.[2] Der christliche Handwerker mußte sogar darauf achten, daß er sich nicht indirekt bei einer Arbeit betheiligte, deren Zweck der Tempel oder der Altar der Dämonen gewesen wäre.[2]

Ferner, der Unterricht der heidnischen Jugend war dem Christen fast unmöglich; der Grammatiker, der Jugendlehrer war damals nur ein Lehrer der Mythologie, gebunden an tausend heidnische Gebräuche oder Zärimonien, der der Minerva die Erstlinge seines Gewinnes darbrachte, seine Schule an dem Feste der Göttin Flora bekränzte.[3] Selbst der Handel hatte seine Schwierigkeiten. Ohne von den so häufigen Versuchen, einen unerlaubten Gewinn zu machen, zu betrügen, meineidig zu sein, zu sprechen, man borgte nicht, man leistete keine Bürgschaft, ohne die Götter zu Zeugen anzurufen; selbst der Stil des Notarius, wie wir sagen würden, war voll Idolatrie.[4]

War der Soldatendienst erlaubt? Die meisten Christen, sich stützend auf das Wort des Johannes des Täufers und auf das Beispiel des Centurio Cornelius,[5] unterzogen sich dem Soldatendienste,

---

1) „Man verweigert die Taufe, wenn sie nicht ihrem Geschäfte entsagen, dem Anfertiger von Idolen, dem szenischen Schauspieler oder der Schauspielerin, dem Kutscher (des Zirkus), dem Gladiator, dem Läufer im Stadium, dem Diener bei den Spielen und insbesondere der olympischen Spiele, dem Flöten-, Zither- oder Lyraspieler, dem Tänzer, dem Schenkwirth, den lenones, meretrices, cinaedi, den Geistesirren, den verschiedenen Arten von Wahrsagern, Zauberern, Augurn, den Anfertigern von Amuleten; alle diese, selbst wenn sie erklären, ihrem Geschäfte entsagen zu wollen, müssen einige Zeit eine Prüfung bestehen. Denen, die eine Manie für Theater, Jagd, Hippodrome, Kämpfe hatten, anempfiehlt man, ihre Lebensweise zu ändern." (Const. apost., VIII, 32.) Der Soldat wird aufgefordert, wie Johannes der Täufer aufforderte, sich mit seiner Löhnung zu begnügen. (Ibid.)

2) Tertull., de Idol., 4, 9.

3) Ibid., 10.

4) Ibid., 11, 23.

5) Luc. III, 14; Act., X, 1.

wenn sie auch nicht sich danach drängten; und die Kirche hat niemals dies Verfahren gemisbilligt. Einige jedoch, die strenger waren, erblickten in den Adlern, in den Fahnen, in den Lorbeerkränzen, die man an gewissen Tagen tragen mußte, Zeichen von Idolatrie. Andere endlich, die in ihrer Strenge noch weiter giengen, tadelten die Führung der Waffen bei dem Christen, der nicht Böses mit Bösem vergelten soll;[1] das Christenthum schien ihnen ein Sacerdotium, das das Blutvergießen befleckt haben würde, und sie nährten den Traum von einer Gesellschaft und einer Welt, die ganz und gar christlich ist, wo der Friede durch die Einigkeit der Herzen in Jesus Christus sich aufrichten, und wo, weil keine Feinde, der Soldatendienst unnütz sein würde.

Waren die Obrigkeiten gestattet? Wenn sie erlaubt waren, so waren sie wenigstens selten möglich.[2] Sich um öffentliche Aemter bewerben, wo nicht sie übernehmen, paßte nicht zu der Bescheidenheit des Christen; selbst um die kirchlichen durfte man sich nicht bewerben, und man gab sie vorzugsweise demjenigen, der sie ablehnte. Ferner, Jemanden verurtheilen, ihn mit Ruthen peitschen, ihn ins Gefängnis werfen konnte in den Augen vieler Gläubigen als eine Nothwendigkeit für die Gesellschaft erscheinen; aber es war nicht das Werk eines Christen. Vielleicht gieng man hierbei zu weit in der Sanftmut, aber es war natürlich, dem Uebermaß der antiken Härte

1) S. Tertull., de Idol., 19 (obwol er in dieser Schrift noch katholisch ist); um so mehr in der montanistischen Schrift de Corona militis, 11; Orig., c. Cels., V, 33; VII, 26; VIII, 73—75; nichts destoweniger gesteht Tertullianus, daß die Christen zahlreich im Herrn vertreten seien (de Corona, 1); und selbst in seinen Apologien stützt er sich auf dies Faktum. (Apol., 37, 42, ad Scapulam, 4.) S. noch Ep. ad Diognet., 5; Euseb., Demonst. evang., 1, 7 eine große Anzahl von christlichen Soldaten oder Märtyrern: die legio fulminata unter Marc. Aurel., die thebanische Legion unter Diocletianus, die aus lauter Christen bestehen, ꝛc. Clem. Alex., Paedag., III, 11, läßt zu, daß Christen Soldaten sein können.

2) Orig., c. Cels., VIII, 15, 74, 75; Tertull., Apol., 38, 46; de Pallio, 5, de Poenit., 11, de Spect., 22, de Idol., 17, 18, 67; Min. Fel., 12; Cyprian., Ep. ad Donat. Clem. Al., Paedag., III, 11 (ed. Paris, p. 255): „Es ist erlaubt, das Wort Gottes zu hören und sich mit öffentlichen Angelegenheiten zu beschäftigen." Später wurden die christlichen Beamten von den Kaisern von den Schauspielen und andern heidnischen Verpflichtungen entbunden Eus., Hist., VIII, 1 und ein Reskript von Septim. Severus, das ich weiter unten anführen werde.

gegenüber. Für alle Gläubigen zeigten sich tausend abgöttische Gebräuche, die den meisten Staatsbeamten oblagen, die gebotenen Opfer, die Spiele, die man veranstalten, und bei denen man präsidieren mußte, die Sorge, die man für den Kult der Götter tragen mußte, die Eidesleistungen, der Purpur, der ein mit den Göttern gemeinschaftliches Abzeichen war, und gleichsam „das Gewand des Dämon, der Magistratsperson dieser Welt," die Ruthenbündel, das Zeichen des Rechts über Tod und Leben, das der Christ nicht ausüben wollte, zeigte sich dies Alles als eine fast unüberwindliche Schwierigkeit für die Annahme der meisten öffentlichen Aemter.

Was wir die freien Künste nennen, war wenigstens sehr schwierig. Es gab unzweifelhaft christliche Maler und Bildhauer; wir wissen es durch die Katakomben, und wir sehen genug, um zu wissen, daß sie es nicht verschmähten, sich in der Schule der hellenischen Kunst zu unterrichten; aber man erkennt auch, daß die christliche Kunst für sie etwas Anderes war, als eine Profession, noch weniger eine Erwerbsquelle. Es gab christliche Gerichtsbeamte, wie wir wissen; aber was für heidnische Gebräuche im Gerichtswesen waren zu entfernen, was für christliche Eigenthümlichkeiten mußte man zu erkennen geben und bestehen lassen! Es gab christliche Aerzte; aber auf welche Skrupel stieß der Christ auf einer solchen Bahn! Der Unterschied zwischen der Beschwörung und der Medizin, zwischen dem Amulet und dem Heilmittel, zwischen dem Priester des Aeskulapius und dem Schüler des Galenus war zu dieser Zeit ein äußerst geringer.[1]

Es blieben also dem Christen nur noch zwei von den Beschäftigungen des bürgerlichen Lebens übrig (denn der Handel selbst, obwol erlaubt, hatte seine Schwierigkeiten und seine Gefahren)[2]: für den Armen der Hände Arbeit, und ich habe schon gesagt, bis wie weit; dadurch allein, daß man so vielen andern Beschäftigungen entsagte,

---

1) Tertull., Idol., 17, 18. — Plin. (H. N., XXVIII, 2—4) verwechselt fortwährend Beides, und der Christ Tatianus (18, 20) ist nahe daran, es zu verwechseln. Arnob., (II, 34) spricht von „vielen Rednern, Grammatikern, Rhetoren, Medizinern, Gelehrten, die Alles, was sie früher beschäftigt hatte, verachtend, nur noch nach der Ehre, das Christenthum zu lehren, gestrebt haben."

2) Clem. Al. (Paed., III, 11) gestattet den Handel, aber unter der Bedingung, daß man nie schwöre (was bei den Heiden fortwährend geschah), und daß man beim Kaufe oder Verkaufe sogleich den festen Preis angibt.

wurde die Handarbeit gehoben, gestützt, gesichert, geehrt[1]: für den Reichen und den wissenschaftlich Gebildeten auch der Hände Arbeit, wenn er bescheiden genug war, so daß er sich eine Ehre daraus machte, sich so weit herabzulassen; wo nicht, und wenn die Thätigkeit seines Geistes ein Amt forderte, war sein Amt, oder besser gesagt, sein gewöhnlichster Titel der eines Philosophen. Wir haben diese Verbindung der Philosophie mit dem Christenthume schon dargelegt, und wir werden dieselbe als eine noch innigere nachweisen. Es ist merkwürdig, daß unter allen profanen Titeln der Titel Philosoph der einzige ist, den zu führen die Christen sich zur Ehre anrechneten. Das Christenthum hat sich eine Philosophie genannt, seine Lehrer Philosophen, seine Versammlungen Schulen. Das Christenthum berührte also zugleich das, was die Menschen am wenigsten achteten, und das, was sie am meisten achteten, die Handarbeit und die Philosophie; die beiden freiesten Berufsgeschäfte, die damals vorhanden waren, von denen das eine sich unabhängig von den Göttern machen konnte, und das andere sich zuweilen unabhängig gemacht hatte. Auf diese Weise nicht Feind der politischen Gesellschaft, aber sehr oft von ihr zurückgestoßen, verließ der Christ das Forum; er legte die Toga, das Bürgerkleid ab; er trug nur die Tunica, das Kleid des Arbeiters, es sei denn, daß er den schwarzen Mantel des Stoikers darüber zog.[2] Die christliche Gesellschaft konnte für eine Gesellschaft von Armen und Handwerkern, die von einigen Philosophen geleitet wurde, gelten.

So war der Riß ein tiefer. Obgleich Tertullianus immer ein wenig im Sinne des Rigorismus übertreibt, so kann man doch seine Worte für fast wahr annehmen: „Bei uns, sagt er, ist jeder Ehrgeiz und jedes Streben nach Ruhm erkaltet. Wir entsagen nicht nur euern Schauspielen, die in ihrem Ursprunge abergläubisch und durch ihren Gegenstand verwerflich sind. Wir bedürfen nicht einmal eurer Versammlungen. Nichts liegt uns ferner, als die Oeffentlichkeit. Für uns gibt es nur eine Republik, das ist die Welt."[3]

---

1) S. oben § 3 über die Nothwendigkeit der Arbeit.

2) Ueber den Gebrauch der Toga und des Palliums s. Tertull., de Pallio, und besonders 5, 6.

3) Ueber dieses Verhältnis des Christenthums zur Philosophie, s. Clem. Alex.: „Aber, sagst du, wir sind nicht Alle Philosophen. — Wie denn? Haben wir nicht Alle den Willen glücklich zu leben? Wie bist du

Bis in den Tod setzte sich diese Trennung und dieser Riß zwischen dem Christen und dem Heiden fort. Der todte Heide wurde mit Blumen geschmückt; diese Art von Apotheose fand bei dem Christen nicht Statt. Die sterbliche Hülle des Heiden, ein Gegenstand der furchtsamen und abergläubischen Abneigung, wurde eiligst auf einen Scheiterhaufen gelegt und verbrannt, und das Wenige, was davon zurückblieb, in eine kleine Urne gethan; die sterbliche Hülle des Christen dagegen, mehr geliebt und mehr verehrt, weil man wußte, daß sie für die Auferstehung und den Ruhm prädestiniert war, wurde ehrfurchtsvoll aufbewahrt, mit wolriechenden Substanzen angethan und in frommer Weise dem Schoße der Erde übergeben, der sie eines Tages zurückgeben sollte.[1]

Aber nun mußte man, nachdem man durch diese heroische Trennung sein Leben von allem Heidenthume gereinigt hatte, dasselbe auch mit der Wahrheit erfüllen. Man mußte immer mehr in dem christlichen Reiche und in dem, der es regiert, leben. Statt jenes schlechten Einflusses, der auf Alles einwirkte, mußte das Werk Christi nun Alles durchdringen. Die größten Dinge und die kleinsten Verhältnisse des Lebens mußten ein anderes Gepräge tragen und von dem Gesetze der Idole zu dem Gesetze Gottes übergehen. Das Haus des Christen war nicht mehr dasselbe. Derjenige, dessen Stirn mit dem Zeichen seines Herrn bezeichnet war, mußte Alles um sich mit demselben Zeichen bezeichnen. Auf den Werkzeugen seiner Arbeit, auf dem Ringe, den er an seinem Finger trug, auf den Gefäßen, die seinen Tisch schmückten, trat das Bild von dem guten Hirten, das des Moses, der an den Felsen schlägt, das der beiden Apostel, Petrus und Paulus, an die Stelle des Feuers der Vesta, der Wölfin des Romulus und Remus, des beflügelten Wagens der Venus, des Mercurstabes.[2] Nirgens das Bildnis von einem der falschen Götter

---

denn ein Gläubiger geworden? Kannst du Gott und deinen Nächsten lieben, ohne ein Philosoph zu sein? Wie liebst du dich selbst, wenn du nicht die Liebe zum wahren Leben hast? Du kannst nicht lesen, sagst du; aber du kannst hören, und deine Ohren haben dich unterrichten können." Paed., III, 11 (ed. Paris., p. 255).

1) Minut., Fel., 11, 34; Tertull., Apol., 12; Lactant., Instit. div., VI, 12; Orig. c. Cels., VIII, 30; August., de Civ. Dei, 1, 13; Justin., Apol., 1, 10.

2) Ueber die häufigen Bilder des Petrus und Paulus s. Euseb., H. Ecl., VII, 18; August., de Consensu evangel., 1, 10. Die heidnischen

nirgens ein kriegerisches Emblem; der Christ war ein zu großer Freund des Friedens. Nirgens der Becher, als eine Erinnerung an die heidnischen Orgien, noch viel weniger die Erinnerung an unzüchtige Liebe. Nein, die christliche Kunst führte eine andere Sprache. Wie das heidnische Aegypten seine Hieroglyphen hatte, so hatten sich die Christen eine den Heiden verborgene sinnbildliche Sprache geschaffen, in der sie ihre Gedanken auf Glas, Erz oder Stein schrieben. Ein Anker bezeichnete die Hoffnung,[1] ein Olivenzweig den Frieden, der Pfau oder Phönix die Unsterblichkeit,[2] ein Fischer die Taufe, die Taube den heiligen Geist; der Fisch (*ΙΧΘΥΣ*)[3] bezeichnete den göttlichen Fisch, der für uns durch das Wasser der Trübsal hindurchgegangen und uns durch das Taufwasser regeneriert hat; der Hirsch war die dürstende Seele, die ihren Durst in dem Quell des Wassers des Lebens stillt;[4] das Schaf die gläubige Seele; der Bock der Sünder;

Verfasser der Schrift Philopatris beschreibt uns die Züge des Paulus. S. außerdem die Denkmäler.

1) Gestützt auf Paulus Hebr., VI, 19; Clem. Al., Paedag., III, 11.

2) Clem., 1. Kor., XV, 6, Clem. Al. Paed., III, 11.

3) Tertull., de Bapt., I; Hieron., Ep. 7. Ueber dieses auf den christlichen Denkmälern so häufige Emblem s. Rossi de Christianis monum. *ἰχθύν* exhibentibus in dem Spicilége de Solesme, t. III, p. 545. Man kennt dessen Ursprung: *Ἰησοῦς Χριστός Θεοῦ Υἱός Σωτήρ* (Jesus Christus, Gottes Sohn, Heiland). In Folge ist der Fisch ein Symbol des heiligen Abendmals geworden. Der klarste Beweis ist die bei Autun im Jahre 1839 aufgefundene schöne und berühmte Inschrift, „die merkwürdigste von dem ganzen Schatze der christlichen Inschriften," worin es heißt

Σωτῆρος δ' ἁγίων μελιήδεα λάμβανε βρῶσιν,
Ἔσθιε, πῖν' ἄδην, ΙΧΘΥΝ ἔχων παλάμαις.

„Empfange die süße Speise des Heilandes der Heiligen, iß, trinke, weil du den Fisch in den Händen hast."

S. das Specilége de Solesme (t. I, p. 554 u. f.), wo dies kostbare Denkmal auf so würdige Weise erklärt wird.

Auch erscheint der Fisch gewöhnlich neben dem Brote und manchmal neben dem Weine auf den Gemälden, die die Vervielfältigung der Brote oder die coena, oder ein Festmal unter Christen darstellen.

Rossi in einer Abhandlung, worauf wir später zurückkommen, bezüglich der Katakomben von Alexandrien (Bulletin, oct. 1865), stellt fest, daß die Zusammenstellung des Brotes und des Fisches eigentlich das allegorische Zeichen ist, das die Eucharistie bezeichnet. — Merkwürdig ist, daß man diese Identität von symbolischen Zeichen zu Rom und zu Alexandrien findet.

4) Ps. XLI.

ein zum Himmel fahrendes Schiff war die Kirche, oder die christliche Seele;[1] ein Leuchtthurm erinnerte an das heilige Licht des Glaubens; ein Brot oder ein Becher Wein, zuweilen auch das Getreide, oder der Weinstock, die Ernte, oder die Weinlese bezeichneten die heilige Eucharistie.

Oft auch waren die Szenen des alten Testamentes, die selbst den Heiden bekannt waren, der Schleier, unter dem das Auge des Christen die Mysterien des neuen Bundes erkannte. Was eine Prophezeiung der kommenden Begebenheiten gewesen war, das wurde ein Symbol der vollbrachten Begebenheiten. Die Schöpfung des Menschen erinnerte an seine Erlösung,[2] der Schlaf Adams an den Tod Christi,[3] der Baum des irdischen Paradieses bezeichnete den Baum des Kreuzes; die Arche Noahs mit der Taube und dem Zweige die Kirche in ihren Stürmen und ihren göttlichen Hoffnungen; Moses war Petrus; Abel,[4] Isaak, Joseph, Jonas besonders bezeichneten Christus in seinen Leiden, in seinem Tode, in seinem Grabe, in seiner Auferstehung, in seiner ewigen Ruhe; die Bundeslade der Hebräer, die das Manna enthielt, stellte den Schatz seiner Lehre vor; der siebenarmige Leuchter erinnerte an den Glanz des Lichtes.[5] Die drei Hebräer in dem feurigen Ofen und Daniel mitten unter den Löwen versinnbildeten den Mut der Märtyrer und die Beschirmung der Heiligen durch Gott. Selbst die Erinnerungen an das mythologische Griechenland wurden nicht immer verworfen. Orpheus, den man zum Sänger der göttlichen Einheit gemacht hatte, Orpheus, mit seiner Lyra die wilden Thiere bezähmend, stellte den Sohn Gottes dar, der die Laster bezähmt und die Barbarei der Heiden mildert.[6] In allem Diesem konnten die Götzendiener nur eine launenhafte Ornamentation erblicken; die Sache war ihnen gleichgiltig. Christus selbst unter der Gestalt des guten Hirten, sein Schaf auf seinen Schultern, jung, bartlos und mit der kurzen Tunica konnte ihnen ganz einfach

1) Clem. Al., ib.

2) S. Theoph. Antioch., II, 25; Justin., Tryph. 88.

3) Tertull., de Anima, 43. Jesus Christus genannt der neue Adam. 1. Kor., XV, 45.

4) S. Clem. Al. 1. Kor., IV; Theoph. Ant., II, 29; Prudentius in Praef. amart.; Tertull., ad Judaeos, 5.

5) Clem. Al., Str., V, 6.

6) S. die christlichen Gemälde und Clem. Al., Protrept., 1.

als ein ländliches Bild erscheinen, wie die Kunst sie so sehr liebte. Der Christ allein erkannte den unter diesen Emblemen verborgenen Sinn und dankte dem diskreten Pinsel oder dem sinnreichen Meißel des Künstlers für die beseligenden Wahrheiten, die er unter diesen Emblemen dargestellt hatte.[1]

Aus einem ähnlichen Grunde der Klugheit und der Ehrfurcht erscheint das Kreuz nicht unter den christlichen Emblemen jener Zeit.[2] Dies Kreuz wäre als eine „Narrheit für die Heiden und als ein Aergernis für die Juden“ angesehen und entweiht worden. Aber das

---

1) Ein Denkmal, das wenigstens durch seine Konstruktion und seine erste Dekoration der ältesten christlichen Zeit angehört, ist die in neuerer Zeit von Karl Wescher erforschte Katakombe bei Alexandrien. Der Architekturalstil, der Charakter von einem Theile der Gemälde, die leider fast verwischt sind, die Gestalt der zahlreichen, aber sehr verstümmelten griechischen Inschriften beweisen sein Alter. Man hat kein Bedenken getragen, darauf Szenen aus dem Neuen Testamente zu finden. So die Auferstehung, die Vervielfältigung der Brote sind offenbar zu erkennen; die Hochzeit zu Cana (nach Rossi's Konjektur) und eine Szene bei der Vervielfältigung der Brote, Personen, die zu einem Festmale bei einander sitzen (accumbentes), darstellend mit der ganz lesbaren Inschrift *ΤΑϹ ΕΥΛΟΓΙΑϹ ΤΟ .. ΧΧ ΕϹΘΙΟΝΤΕϹ* (essend die Eulogien Christi). Rossi zweifelt nicht, daß hierin eine Anspielung auf die heilige Eucharistie liegt.

Endlich enthält das Denkmal eine der ältesten und authentischsten Erinnerungen an den Kult der Maria, wenn man mit Wescher die heilige Jungfrau in einer Gestalt erkennen darf, die zwei Schlangen mit Füßen tritt, mit den beiden Inschriften *ΕΠΙ ΑϹΠΙΔΑ ΚΑΙ ΒΑϹΙΛΑΙϹΚΟΝ ΕΠΙΒΗϹΗ* (Du wirst auf die Schlange und den Basilisken treten) und [*Χριστι*] *ΑΝΩΝ ΕΛΠΙϹ* (Hoffnung der Christen).

S. Wescher's Brief und Rossi's Kommentar in dem Bulletin d'archéologie chrétienne (Aug. u. Oct. 1865).

2) Jedoch gibt es Gestalten von Kreuzen auf einigen Monumenten der ersten Jahrhunderte. Die Kleidung des Todtengräbers Diogenes (Aringhi, VI, 23) enthält eine große Menge Kreuze. Sehr viele Backsteine der Thermen des Diokletianus sind mit Kreuzen bezeichnet. Das Kreuz auf den sepulkralen Lampen (Bartoli, VI, 12). In dem tieferen Theile des Friedhofes des Calixtus befinden sich zwei Gräber mit den schönen griechischen Inschriften, *ΡΟΥΦΙΝΑ. — ΕϹΠΕΡΟϹ.* Unter dem ersten Namen ist ein griechisches Kreuz, unter dem zweiten ein Anker. Der Form der Buchstaben nach setzt Rossi diese Inschriften in die älteste Zeit und vermutet, daß man es gewagt habe, das Kreuz hinzusetzen, weil diese Krypta viel versteckter war, als die andere. Von den Zeiten nach Konstantin, wo das Kreuz häufig erscheint, rede ich nicht.

Kreuz, gegenwärtig den geistigen Augen, wo nicht den körperlichen, war darum nicht weniger seit dieser Zeit das herrschende Symbol des Christenthums. Wenn der Christ es nicht mit dem Meißel auf den Marmor, oder mit dem Pinsel auf den Stein setzte, so machte es fortwährend sein Finger auf seinen eignen Körper. Beim Aufstehen, beim Schlafengehen, wann er ausgieng, wann er heimkehrte, vor dem Essen, zur Stunde, wo er sich ankleidete, wo er seine Lampe anzündete, bezeichnete er mit dem Zeichen des Kreuzes entweder seine Stirn, oder seine Kleider, oder seinen Sitz, oder sein Bett. Er machte es auf die Stirn seiner Kinder, damit seine Kinder gesegnet wären.[1] Er nannte das Kreuz das errettende Holz, die Trophäe, das Zeichen, das heilige Siegel.[2] Die Heiden und Juden machten ihm den Vorwurf, daß er es anbete und nicht allein das Kreuz des Heilandes anbete, sondern sogar das Kreuz begrüße, woran der ärgste Verbrecher geheftet war.[3] Obgleich er diesen Angriff zurückwies, so zeigte der Christ doch gern seinen Feinden das Bild des von der Hand des Schöpfers oder von der Hand der Menschen gemachten Kreuzes. „Es ist, sagte er zu den Heiden, oberhalb eurer Schiffe; es ist der Mast mit seiner Raa. Es befindet sich an der Spitze eurer Heere; das vexillum, das Feldzeichen der Reiterei ist ein vergoldetes und verziertes Kreuz. Es befindet sich an den Denkmälern eurer Siege; die Trophäe ist ein Kreuz, und die Rüstung, die man daran befestigt, stellt den Gekreuzigten vor. Mehrere von euern Göttern sind nichts Anders, als ein Pfahl, wie das Kreuz. Alle eure aus Thon geformten Götter sind auf einem Kreuze geformt worden.“ Zu den Juden sagte er: „Das Kreuz befindet sich überall in euern Büchern. Der Stab Jacob's, aus einem Holze gemacht, das beim Verbrennen einen angenehmen Geruch verbreitet, ist das königliche Emblem des Holzes,

---

1) Tertull., de Corona, 3; ad Uxorem, II, 5; Cyrill., Catech., 4; Basil. Magnus, de S, Spiritu, 27; Hieronym., ad Euct., 18; ad Demetr., 97.

2) *Σωτήριον ξύλον*, Cyrill. Alex., contra Julian., VI; Cyrill. Hierosol., Ep. ad Constant., *Σωτήριον σημεῖον*, Euseb., in Vita Constantini, I, 31. *Τρόπαιον* ibid. *Σφραγίς, σφραγίς ἐπίσημα.* Das ist das Siegel, von dem Origenes C. Cels., VI, 27; Epiphan. Hier., 19 spricht. Die Sibyllinischen Verse gebrauchen auch diesen Ausdruck Siegel, VIII, 244.

3) Minut. Fel., 9, 12, 29; Orig., C. Cels., II.

das die Welt erretten soll.[1] Das Tau (*T*), das als ein Begrüßungszeichen an das Haus der Hebräer gesetzt wurde, ist nichts Anders, als ein Kreuz; die Schlange von Erz wurde an ein Kreuz befestigt; das Osterlamm, das nach dem Gesetze gebraten wird, wird auf ein Kreuz vor dem Feuer gelegt. Moses, der mit ausgestreckten Armen für den Sieg der Hebräer betete, bildete das Kreuz.“ Endlich, er sagte zu Allen: „Der Vogel, welcher fliegt, der Mensch, welcher schwimmt, bildet das Kreuz; und vor Allem stellt der Mensch, wenn er betet, stehend, den Kopf zum Himmel erhoben, die Arme ausgestreckt, das Kreuz dar.“[2] So fand er überall das schmerzliche und theure Emblem.

So vervielfältigte sich der christliche Symbolismus und hatte es nöthig, sich dem so reichen und so verschiedenen heidnischen Symbolismus gegenüber zu vervielfältigen. Denn damals wäre es Niemandem, weder Heiden noch Christen, eingefallen, zu sagen, daß, je aufrichtiger und inbrünstiger ein Gefühl ist, desto mehr verbirgt man es; daß das über die Seele mächtige Dogma dasjenige ist, das jeder äußern Manifestation bar ist; daß das Menschengeschlecht sich ausschließlich dem Kulte der abstrakten Idee hingeben müsse. Es gab Symbole für Alle; und für den Christen waren diese Symbole Fahnen, die er sich geschämt hätte der Fahne des Feindes gegenüber nicht zu entfalten.

Es war in der That eine Fahne und eine Miliz; der Christ war ein Soldat. Seine Taufe hatte ihn durch die Unbescholtenheit, die Gelehrigkeit, die Einfachheit zu einem Kinde gemacht, und in der Sprache der Kirchenväter wird der Neophyt oft mit dem Namen und den Attributen eines Kindes bezeichnet. Aber zu gleicher Zeit hatte

---

1) „Joseph weidete Laban's Schafe und führte in der Hand ein königliches Emblem, den Stab aus Styrax, dessen Holz die menschliche Natur reformieren sollte.“ Clem. Al., Paedagog., II, 10. In der Septuaginta heißt es *ῥάβδον στυρακίνην*, während die Vulgata übersetzt virgas populeas. (Genes., XXX, 37). Das Holz des Styrax wurde angewendet, insofern es beim Verbrennen einen die Atmosphäre reinigenden Geruch verbreitete. Plin., H. N. XII, 17, 25.

2) S. über dies Alles Justin, Apol., 1, 55; Tryphon., 40, 90, 91; Celsus, im Origenes, in Cels., VI, 27, 31; Minut. Fel., 9, 29; Tertull., Apol., 12, 16; ad Nation., I, 11, 12; ad Judaeos, 2, 10, 12; ad Marcion., III, 18, 22. — Ueber die Form des Kreuzes siehe außerdem Iren., II, 42; Poem. sypill., V, 256, VI, 26, 27 und das Akrostichon über das Wort *Σταυρός;* Hieron., Ep. ad Heliod.

ihn seine Taufe durch den Mut, durch die Standhaftigkeit, durch die Treue zu einem Soldaten gemacht; kein Vergleich ist auf den christlichen Monumenten häufiger, als der des Christenthums und der Miliz. Die heidnische Devotion war eine niedrige und servile und zugleich hochmütige; sie war nur ein Vertrag zwischen den Lastern und der Furcht. Die Devotion des Christen war eine männliche und edle. Durch das Versprechen seiner Taufe hatte er das Siegel[1] erhalten, und er hatte den Eid der christlichen Miliz geleistet.[2] Durch das Glaubensbekenntnis, das ihm diktiert worden war, hatte er die Parole[3] erhalten, und daraus ist der diesem Glaubensbekenntnisse gegebene Name symbolum entstanden. Er war mit dem Zeichen des Kreuzes bezeichnet worden, wie der Soldat, der auf seinem Schilde oder auf seiner Hand den Namen seines Generals führt." Er hatte die Rüstung Gottes angelegt, um den Nachstellungen des Dämon Widerstand leisten zu können; seine Nieren waren mit der Wahrheit umgürtet, seine Brust war mit dem Panzer der Gerechtigkeit bedeckt; seine Füße bekleidet, um in das Evangelium des Friedens zu gehen;" er hatte erhalten „den Schild des Glaubens, um sich gegen die Pfeile des Feindes zu vertheidigen;" er trug „den Helm des Heils und das geistige Schwert, das das Wort Gottes ist.[4]

1) Der auch der Taufe gegebene Name Siegel (σφραγίς), wie man ihr die Namen Bad und Erleuchtung gab. So Clem. Alex.: „Derjenige, der nach dem Bade und dem Siegel gesündigt hat (μετὰ τὴν σφραγίδα καὶ τὴν λύτρωσιν)." (Quis dives salvetur, 39.) — „Er empfängt wie ein wahres Phylakterion das Siegel des Herrn." ib. 42, — und etwas vorher, um zu sagen: er hat getauft, gebraucht er das Wort ἐφώτισε, illuminavit.

2) Sacramentum militiae christianae. August., Sermo 352, in Ep. 1; Joan. 3, Tractatus V, in Evang. Joan., 1, VI, 3. Vocati sumus ad Ecclesiam Dei, iam tunc cum in sacramenti verba respondimus. Tertull., ad Martyr., 3.

3) Tessara militiae christianae, symbolum. — Es ist merkwürdig, daß die Christen den Götzendienern die Namen Heiden (pagani) gegeben haben, der derselbe ist, den in der römischen Welt die Kriegsleute den Bürgern gaben. Hat es nicht den Anschein, als ob Tertullianus ein Wortspiel macht, wenn er sagt: „Apud Deum tam miles est paganus fidelis quam paganus est miles infidelis." (De Corona, 11)? Aber in seiner Zeit scheint das Wort paganus nur seine ursprüngliche Bedeutung gehabt zu haben, in welcher es bei Cicero, Tacitus, Juvenalis vorkommt.

4) S. Ephes., VI, 11, 17; 1. Thess., V, 8; siehe auch Sap., VI, 18, 21. Und ferner: Labora sicut bonus miles Christi. Nemo militans

Wenn er schwach wird, nennt ihn Ignatius (indem er sich des römischen und militärischen Ausdruckes bedient) einen Ausreißer.

Und es war nicht Alles, sich von seinem Feinde zu trennen, man mußte ihn bekämpfen. Die Macht, gegen die man zu ringen hatte, war nicht allein eine unsichtbare Macht, die überall ihre Fahnen, die Idole; ihre Leibwachen, die Tempel; ihre Soldaten, die Priester; ihre feindseligen Akte, die tausend Zärimonien des götzendienerischen Kultus; die mit einem Worte ein ganzes sichtbares Heer hatte, hinter dem ihr unsichtbares mächtigeres und furchtbareres Heer stand. Der Christ stieß überall auf dasselbe, auf seine menschliche und seine übernatürliche Kraft, gebrochen durch jene, wenn er bei seinem Glauben beharrte, unterworfen durch die andern, wenn sein Herz schwach wurde. Am häuslichen Herde waren Kämpfe zu bestehen, es sei denn, daß seine ganze Familie, Vater, Mutter, Kinder, Gatte, Frau, Herr, Sklaven, Christ war; Kämpfe gegen sie, wenn sein Glaube ihnen bekannt war, gegen sich selbst, wenn er es nicht war. Wenn er ihn verheimlichte, welcher Zwang und welche Gefahr einen Fehler zu begehen! wenn er ihn bekannte, was für Vorwürfe, Beschimpfungen, Qual, drohende Denunziationen von Seiten dieser Heiden „ohne Treue, ohne Liebe, ohne Mitleid,“[1] die noch mehr zu fürchten waren, wenn in ihrem Herzen zufällig eine Liebe vorhanden war! Nach außen hin, in dem öffentlichen Leben, worin das ganze Leben der Alten bestand, war es nicht allein die fast immer unerläßliche Verzichtung auf politische Ehre, auf ein städtisches Amt, auf das öffentliche Ansehn, auf die Rechte eines Bürgers, auf die Toga; sondern an jeder Straßenecke befanden sich Idole; an jeder Straßenecke Gemurmel gegen ihn selbst, wenn man in ihm einen Christen erkannte, oder gegen die Christen, seine Brüder; diese Namen wurden ihnen von *Χριστέμποροι* (Leuten, die mit Christus und seiner Lehre

---

Deo, negotiis se implicat secularibus. 2. Tim., 3, 4. Ut milites in illis bonum militiam. 1. Tim., 1, 18. Quis militat stipendiis suis unquam? 1. Kor., IX, 7. Arma militiae nostrae, 2. Kor., X, 3, 4. „Suchet, demjenigen zu genügen, in dessen Dienste ihr kämpfet. Keiner von euch sei ein Ausreißer (*δεσέρτωρ*)“ und das J. Ignat., ad Polycarp., 6. S. auch Augustin., loc. cit. und in Evang. Joan., 21. Tractatus 123; Synesius, ep. 125. Tertull., ad Martyr., loc. cit.; de Corona, 11; de Exhort. cast., 12.

1) Rom., 1, 31.

Handel oder Wucher trieben), von Atheisten, Gotteslästerern, Zauberern, Feinden des Lichts in reichem Maße gegeben. Das Mysterium, in das sich das Christenthum hatte hüllen müssen, weil es verfolgt wurde, wurde selbst ein Grund zur Verfolgung; man zwang das Christenthum sich zu verbergen, und man machte ihm ein Verbrechen daraus, daß es sich verbarg; die Heimlichkeit wurde ihm von denen zum Vorwurf gemacht, die ihm die Heimlichkeit zu einer Nothwendigkeit gemacht hatten. Das geschah nicht deshalb, weil es in der römischen Welt keine geheime Gesellschaften gab, denn andere Gesellschaften als die christliche waren viel heimlicher und notorisch verdammungswürdiger. Andere Mysterien des Heidenthums, die des Mithra zum Beispiel, scheinen zum Theil dem christlichen Kulte nachgebildet zu sein, andere, wie die der Karpokratianer und anderer Gnostiker übertreffen Alles, was man Greuel kennt, die geheimen Gesellschaften waren im römischen Reiche in Menge vorhanden. Aber die Volksleidenschaft sieht Alles, was sie sehen will, und sieht nichts von dem, was sie nicht sehen will. „Wie, eine geheime Verbindung! eine verborgene Lehre! Zeichen mittels deren man sich versteht, ohne zu sprechen! nächtliche Zusammenkünfte, über die man Schweigen beobachtet! Was kann denn da zugehen?"[1] Die Gemäßigteren sagten: „Man betet darin einen Menschen mit einem Eselskopf an."[2] Das hatte man schon von den Juden gesagt. Aber die Andern, das heißt die ganze Welt, sagten viel Schlimmeres. Nach der Ansicht dieser, mit Ausnahme einiger Vernünftigen, waren Kindermord, Menschenfresserei, Inzest,

---

1) Cels., ap. Orig., VIII, 17.

2) Tertull., Apol., 7, 16; ad Nat., 1, 7, 11, 14; Min. Fel., 9. Viel ist die Rede gewesen von der vor einigen Jahren gemachten Entdeckung einer auf die Wand des Pädagogiums (Wohnung der Pagen oder jungen Sklaven) im Kaiserpalaste auf dem Palatinus in groben Zügen gezeichneten antichristlichen Karrikatur. Sie stellt einen an ein Kreuz gehefteten Menschen mit einem Eselskopfe dar, und eine Person, die ihn anbetet, indem sie ihre Hand an den Mund führt nach Art der Heiden; dazu die Worte: *ΑΛΕΞΑ-ΜΕΝΟϹ ϹΕΒΕΤΕ ΘΕΟΝ*, Alexamenos betet Gott an. S. über diese Entdeckung Garucci und über die Bezeichnung P a e d a g o g i u m Rossi Bulletin. sept. 1863. Diese Karrikatur erinnert an diejenige, die Tertull. l. c. beschreibt. Ueber diese bei den Heiden verbreitete Fabel von dem Kulte des Esels bei den Juden s. Tac., H., V, 3; Plutarch., Symp. IV; Democr. bei Suidas, V.

alle Greuel des Oidipus und Thyestes das Geheimnis dieser finstern Nächte und die ganze Religion dieser Menschen.[1]

Die Juden hatten zuerst diese Verleumdungen verbreitet.[2] Sie hatten sich das weis gemacht durch eine unwürdige Konfusion der Mysterien des Christenthums[3] und der von einigen häretischen Sekten. Die verfolgungssüchtigen Fürsten suchten ihnen Glauben zu verschaffen.[4]

---

1) Ich muß hier die ganze Stelle des Lukianos anführen, von der ich einige Bruchstücke gegeben habe, und die ein merkwürdiges Zeugnis von dem unverständigen Erstaunen ist, das das Christenthum den Heiden verursachte, und von dem Abstande, der zwischen ihm und denselben bestand.

Nachdem er die Abenteuer seines Peregrinus erzählt hat, und wie er „diese merkwürdige Weisheit der Christen aus dem Zusammenleben mit ihren Priestern und ihren Schreibern in Paläftina kennen lernte; wie er unter ihnen Prophet, Gemeindeältester, Synagogenmeister, Alles in Allem wurde, wie er mehrere von ihren Schriften auslegte und selbst welche schrieb, setzt Lukianos hinzu: sie glaubten am Ende ein höheres Wesen in ihm zu sehen, ließen sich Gesetze von ihm geben und ernannten ihn zu ihrem Vorsteher (ἐπιστάτης, ihrem Bischof). So erweisen sie noch heut göttliche Verehrung dem bekannten Magier, der in Paläftina gekreuzigt worden, weil er diese neuen Mysterien in die Welt eingeführt hatte.“ Darauf erzählt er die Gefangenschaft des Peregrinus und die Sorgen, die die Christen um ihn hatten. „Denn, sagt er, sie haben sich beredet, mit Leib und Seele unsterblich zu sein und in alle Ewigkeit zu leben, die armen Leute (κακόδαιμονες). Daher kommt es auch, daß sie den Tod verachten und viele von ihnen sich demselben sogar freiwillig hingeben. Sodann hat ihnen ihr vornehmster Gesetzgeber die Meinung beigebracht, daß sie Alle unter einander Brüder wären, sobald sie übergegangen, das heißt, die griechischen Götter verleugnet und sich zur Anbetung jenes gekreuzigten Sophisten bekannt hätten und nach dessen Vorschriften lebten. Daher verachten sie alle äußern Güter ohne Unterschied und besitzen sie gemeinschaftlich. — Lehren, die sie auf Treu und Glauben, ohne Prüfung und Beweis, angenommen haben. Wenn nun ein geschickter Betrüger an sie kommt, der die Umstände schlau zu benutzen weiß, so kann es ihm im Kurzen gelingen, ein reicher Mann zu werden und die einfältigen Tröpfe ins Fäustchen auszulachen.“ Lucian., Panegr. 13.

2) Justin., Tryph., 17; Tertull., ad Nat., 1, 4; in Marcion., III, 23; Orig., c. Cels., VI, 27; Euseb., H. E. IV, 18. S. die Antworten des Justin. Apol. 11, 12; Tryph., 10; de Tertull., Apol. 8; de Minut. Fel. 28, 30, 31.

3) Euseb. H. E., III, 26, IV, 7; Iren., 1, 25; Clem. Alex. Str.; III, 1, 2, Orig., in Epist. Paul.; Epiphan., in Carpocrat.

4) Melit., in Apol. apud Euseb., IV, 26. Diese Verleumdungen hörten erst zur Zeit des Konstantinus auf. Lact., Just. Dio., VII, 26; Euseb., H. E., IV, 7.

Durch Anwendung der Tortur hatte man Sklaven Denunziationen dieser Art gegen christliche Herrn abgepreßt. So kam man dazu, die Agape, dies unschuldige, mäßige und brüderliche Mal der Gläubigen, und die Versammlung zu entstellen, wo, wie Plinius erklärt, man nur die Tugend lehre, und das Abendmal des Herrn, wo diejenigen, die unbescholten waren, allein das Glück hatten, sich zu setzen! Das hatte ein Christ den Schmerz täglich zu hören, und das war so tief in die Seele von gewissen Leuten eingedrungen, daß sie es nicht einmal gewagt hätten, mit einem Christen zu sprechen.[1]

Und endlich gieng das die Idole anbetende Volk gern von den Worten zu Thaten über. Diese unheimlichen Leute, diese Schwarzröcke, diese bleichen Gesichter, diese Nachtvögel (sciapodes[2]), diese Faster, diese Verzweifelten (desperati, parabolani), Henkersbraten, Amphitheaterspeise, Scheiterhaufennahrung, Futter für den Tod (remaxii, bestiarii, sarmentitii, biothanati), waren sie nicht schuld an allem öffentlichen Unglück? Wenn der Tiber steigt oder wenn der Nil nicht steigt; wenn es zu stark regnet, oder wenn es nicht genug regnet; wenn Pest, Hungersnoth, Erdbeben entsteht, so sind die Christen daran Schuld: „Die Christen für den Löwen!" Und wenn der Prokonsul, der menschlichste und vernünftigste, nicht sofort strenge verfährt, so greift das Volk zu Steinen und Fackeln und geht gegen die Christen los. Es zündet ihre Häuser an, steinigt ihre Kinder und Weiber, gräbt auf den Friedhöfen ihre Todten aus, um in den Wind zu werfen, was keine menschliche Gestalt mehr hat.[3]

Das war also das Leben eines Christen, und zwar in seinen ruhigsten Tagen, als die Verfolgung noch nicht offen wütete, als für den Augenblick noch keine Rede war von dem nervus (Spannketten), noch von dem equuleus (Folterpferde), noch von den plumbatae (Peitschen mit Bleikugeln), noch von den Lampen (angezün-

---

1) Orig., in Ep. Pauli, VI, 27.

2) Lucifugax et latebrosa natio, sagt Caecilius in Minutius Fel., 8. De subterranea antipodes (Tertull., Apol., 8). Cynopennae (ib. et Ad nationes, 1, dasselbe wahrscheinlich wie Cynocephali, Menschen mit Hundsköpfen. Tertium genus (ad Nat., 7), dritte Menschengattung, die Sklaven bildeten die zweite. Ueber den Ausdruck Biothanati (mori coacti? morti viventes?) s. Tertull., de Anima, 57; Lamprid., in Elagab. Paulus sagt also: „Zum Tode Verurtheilte." 1. Kor., IV, 9.

3) Tertull., Apol., 37, 40.

dete Fackeln, womit man die Haut versengte), noch von dem Reisholze, noch von den wilden Thieren, noch von dem Schwerte; als zufällig dies ganze Material des Henkers, das zum großen Theile vorzugsweise gegen die Christen erfunden war, noch nicht angewendet wurde. Gegen diese hundertköpfige, unsichtbare oder sichtbare, übernatürliche oder menschliche, häusliche, populäre, politische Macht zog der Christ in den Kampf, „stets zwischen der Gefahr des Sturzes schwebend, mitten durch diese Klippen und Untiefen der Idolatrie mit dem Ruder des Glaubens hinschiffend."[1]

„Aber, sagt der Psalmist, wenn sich ein Heer wider mich lagert, so kennet mein Herz keine Furcht; wenn sich Krieg wider mich erhebet, dennoch habe ich Vertrauen."[2] Gegen diese feindliche Macht hatte der Christ seine Waffen. Gegen den Egoismus und die heidnische Humanität hatte er das Almosen. Gegen die heidnische Unreinheit hatte er die eheliche Keuschheit, die jungfräuliche Heiligkeit, zuweilen die Enthaltsamkeit in der Ehe. Gegen die Gottlosigkeit und den heidnischen Aberglauben hatte er das Gebet.[3] Aber außer diesem innern Gebete des Gedankens betete der Christ des Morgens, des Abends[4] und noch dreimal des Tages, an den drei Stunden, die den Tag theilten, und die nach römischer Sitte öffentlich bekannt gemacht wurden, das ist in der dritten Stunde (neun Uhr Morgens ungefähr), in der, wo der heilige Geist auf die Schüler herabgestiegen ist; in der sechsten Stunde (Mittag) wo der Heiland ans Kreuz geheftet wurde; in der neunten (drei Uhr Abends), der Stunde seines Todes.[5]

---

1) Tertull., de Idol., 24.

2) Psalm, XXVII, 3.

3) *Μία συναπτομένη μεγάλη εὐχή.* Orig., de Orat., 12; Clem. Alex., Str., VII, 7. Nachdem er gesagt hat, daß der Gnostiker (der vollkommene Christ) mit dem zum Glauben neu bekehrten Christen nur betet, indem er sein Gebet auf die Ideen beschränkt, von denen er ihn unterhalten kann, setzt er hinzu: „Sein ganzes Leben ist eine heilige Lobrede. Seine Opfer sind die Gebete und die Lobpreisung, es ist das Lesen der heiligen Bücher vor der Malzeit; es sind die Psalmen und Hymnen während der Malzeit und vor dem Schlafe; dann während der Nacht neue Gebete. Durch diese vereinigt er sich mit dem göttlichen Chor in seinen Gedanken; er hat sich unter das Gesetz einer fortwährenden Kontemplation gestellt."

4) Das Gebet am Morgen und am Abend wurde auf Knien gehalten. Tertull., de Orat., 23, 25, 26. S. Const. apost., VIII, 32.

5) Tertull., de Jejun., 10; de Orat., 25; Hieron., Ep. 7, ad Laetam., 8, ad Demetriad. und 22, 27; Basil., Reg. fusius tractatae, 37;

In der Nacht hatte er auch Stunden, wo er aufstand, um zu beten.[1] Außerdem giengen der Malzeit, dem Bade, den Besuchen der Brüder Gebete voran, oder sie wurden von dem Gebete, dem Gesange der Hymnen oder der Vorlesung der heiligen Bücher begleitet.[2]

Gegen die heidnische Sinnlichkeit hatte der Christ das Fasten.[3] Die Fasttage vermehrten sich mehr noch durch den Eifer der Christen, als durch das Gesetz der Kirche. Es gab Fasten, die der Christ freiwillig sich auferlegt hatte, und Fasten, die von dem Bischofe an den Tagen der Prüfung geboten waren;[4] es gab ein Fasten, das der

---

Cyprian., de Orat. dominic. Die apostol. Konstitutionen geben sechs verschiedene Stunden für das Gebet an: am Morgen, zum Gedächtnis an das den Menschen gegebene Licht; — in der dritten Stunde, zum Gedächtnis an das von Pilatus gefällte Urtheil; — in der sechsten, zum Gedächtnis an die Kreuzigung; in der neunten zum Gedächtnis an den Tod des Herrn; — am Abend, um zu danken für die Ruhe, die man haben will; — in der Stunde des Hahnenschreis, um für den anbrechenden Tag zu danken. — Diese Gebete geschehen oft gemeinschaftlich in der Kirche, oder wenn die Furcht vor den Heiden hindert so oft zur Kirche zu gehen, in einem Hause unter Vorsitz des Bischofs. Wenn man nicht Alle versammeln kann, so vereinigen sich zwei oder drei, um zusammen zu singen. Aber man darf weder mit dem Katechumenen noch mit dem Häretiker beten (VIII, 34). Man singt am Morgen Ps. LXXII und am Abend Ps. CXL, besonders am Sonnabend und Sonntag (II, 58, VIII, 34). — Gebetsformeln und Formeln der Danksagung nach der Eucharistie und dem Chrisma (VII, 24, 27, 28). Gebete für die Todten (VIII, 42, 43). Die dritte und sechste Stunde werden auch erwähnt in den Acta Apost., als Stunden des Gebets der Juden, die von den Aposteln beibehalten sind II, 15; III, 1; X, 9. Und endlich Clem. Alex.: „Einige haben bestimmte Stunden für das Gebet, die dritte, die sechste und die neunte; aber der Gnostiker betet sein ganzes Leben hindurch . . ." Diese Eintheilung des Tages in drei Theile von je drei Stunden bezieht sich auch auf die heilige Trinität, idem, loc. cit., Cyprian., de Orat. domin.

1) Tertull., ad Uxor., II, 5; Apolog., 39; Hieron., ad Demetri.

2) Verschiedene Gebräuche beim Beten: Ablegung der paenula, um zu beten; sich vor dem Gebete die Hände waschen (zur Erinnerung an die Passion); sich setzen, um nachzudenken, nachdem man gebetet hat. S. Hermas, II, prooem. Tertullian tadelt als abergläubisch das Hangen an diesen Gebräuchen, de Orat., 12, 13, 15, 16.

3) Ueber das Alter des Fastens Matth., IV, 2; IX, 15; Luc., V, 33—35; Act., XIII, 7; XIV, 22; 1. Kor., VII, 5; 2. Kor., XI, 23; Hieron., in Matth., IX; Hermas, Similit., V, 1; Orig., Homil. X, In divit.

4) Tertull., de Jejun., 14, 16; Iren., II, 31.

Taufe vorangieng,[1] ein Fasten, das auf die Verfolgung vorbereitete;[2] endlich gab es bestimmte Tage im Jahre zur Kasteiung und Trauer. Die vierzig Fasttage vor Ostern[3] zum Andenken an das Fasten Jesu in der Wüste wurden in der ganzen Kirche streng gehalten. Feierlicher und noch strenger war das Fasten an den drei Haupttagen, als die Kirche Wittwe gewesen war und ihr Bräutigam in dem Grabe verweilt hatte.[4] Was in diesem Jahrhundert Fasten hieß, war nicht die alleinige Enthaltsamkeit vom Wein und Fleisch, die sich viele Christen für ihr ganzes Leben[5] auferlegten; es war außerdem die Aufschiebung der Malzeit bis nach Sonnenuntergang, es war für die Strengern und an den heiligen Tagen für Alle die Xerophagie,[6] der Genuß von trockenen Dingen, mit andern Worten die Enthaltung des Wassers, des Brotes und Salzes; am Charfreitag, wenn es möglich war, das absolute Fasten bis zu der Stunde, wo der Hahn krähte; am Sonnabend vor Ostern, wo man die Nacht zusammen in der Kirche zubrachte, das absolute Fasten bis zu der Stunde des Morgengesanges.[7] So fastete man in dem Jahrhunderte der Märtyrer.

Das waren also die Waffen der christlichen Miliz. Aber wie der Soldat seine stationes hat, wo er spezieller die Pflicht zu wachen und, wenn es nöthig ist, zu kämpfen hat; so hatte auch der Christ seine Stationen.[8] Sie waren an bestimmten Tagen; und diese Tage

---

1) Justin., Apol., 1, 61; Tertull., de Bapt., 22.

2) Cypr., Ep. 11.

3) Ueber die Fastenzeit Iren., ap. Euseb., H. E., V, 24; Hieron., Ep. 27 (54) ad Marcellam. „Die sieben Wochen Fasten vor Ostern" wurden von dem Pabste Telesphorus (127—139) eingesetzt, wie Liber pontific., und Euseb. Chron. angeben. — S. Const. apost., V, 12.

4) S. besonders Tertull., ad Orat., 18, 19; de Jeiunio (montanistische Schrift), 1, 2, 15. (Die Paschae quo communis et quasi publica religio ieiunii est.). Von dem zweiten bis sechsten Feiertage sprechen die Const. ap., V, 12.

5) Tertull., de Cultu fem., II, 9; Prudent., Cathemer., Euseb., V, 3.

6) Tertull., Apol., 40; de Jeiun., 1, 13; de Poenit., 9, 13; de Patient., 13. Le Naury, in Stromata, II, 11, § 7, p. 1167.

7) S. Const. apost., 1, 18.

8) Itatio de militari exemplo nomen accepit, nam militia Dei sumus. S. Tertull., de Orat., 19 u. f. Ueber die Stationen auch de Corona, 11; de Orat., 14; de Jeiun., 10, 12, 13; de Anima, 48; Epiphan., Haer., 75, Expos. fidei; August., Ep. 6, ad Casulan. und viele Schrift-

waren in Rom und in mehreren Kirchen des Occidents der vierte und sechste Tag der Woche, der eine, an welchem der Tod Christi beschlossen, der andere, an dem er vollstreckt worden war; der eine, den die Heiden den Tag des Mercurius nannten, und an dem man die Habsucht zu bekämpfen hatte, der andere, der Tag der Venus, wo man die Wollust bekämpfte.[1] Oefter fand auch die Station am Geburtstage eines Märtyrers Statt, das heißt an seinem Todestage. An allen diesen Tagen versammelte man sich, um zu beten, um das heilige Opfer zu vollziehen, um an den heiligen Mysterien Theil zu nehmen. Und diese so ausgedehnten Gebete dauerten bis zur neunten Stunde (drei Uhr Abends), wo man zum ersten Male an diesem Tage einige Speise zu sich nahm. Der Stationstag war ein Tag des Kampfes und des Segens. An dem Tage war der Christ mit allen seinen Waffen ausgerüstet: mit dem Gebete, durch die langen am Fuße des Altars zugebrachten Stunden; mit dem Almosen, durch die Kollekte, die die Versammlung beendete; mit der Keuschheit durch die Reinigung der Seele an einem ganz Gott geweihten Tage; mit dem Fasten durch die lange Enthaltsamkeit. Der Stationstag war derjenige, wo Christus über seine Schar Musterung abhielt und dieselbe, wie Paulus sagt, „mit der Rüstung Gottes" bedeckt sah.[2]

Aber es verhält sich mit der Miliz Christi, wie mit jeder andern Miliz; sie hat ihre Richter und ihre Strafen. Wenn der Soldat feig oder rebellisch ist, so jagt ihn der Feldherr fort, nimmt ihm seine Waffen ab und bestraft ihn. Wenn der mit dem Kreuze bezeichnete und durch die Taufe geläuterte Christ seiner Taufe untreu ist, so weisen der Bischof und die Versammlung seine Gabe zurück und schließen ihn dadurch von der Theilnahme an den heiligen Mysterien aus, sondern ihn von der Kirche ab und überliefern ihn dem Satan. Dies Gericht hatte Paulus unter den Christen von Korinth ausgeübt, und der Bischof übte es in der Versammlung der Gläubigen aus: für die-

---

steller der späteren Zeiten. Cypr., Ep. 41, 44. Erste Erwähnung der Stationen: Hermas, Similit., V, 1.

1) Clem. Alex., Str., VII, 12.

2) Ephes., VI, 13; Tertull., de Jeiun., 10; de Orat., 19. Ueber die Verbindung des Festes und Almosens Orig., Hom. 10, in Levit., Const. apost., V, 1 u. ult.; Ambros., Sermo 26, de Tempore; Augustin., Sermo Justin., Apol., in fine, etc.

jenigen, „die sicher waren, einst vor Gott zu erscheinen, war es wie eine Antizipation des göttlichen Urtheils.“ [1]

Aber das Recht der Gerechtigkeit schließt das Recht der Gnade in sich. Paulus hatte dem Blutschänder von Korinth, der Reue zeigte, und für den die Brüder baten, verziehen. [2] Die Kirche konnte auch dem Abtrünnigen, den sie aus ihrem Schoße entfernt hatte, verzeihen und ihn wieder aufnehmen. Aber wenn die Gnade der Taufe ohne Opfer und ohne Mühe von der göttlichen Güte erhalten wurde, so konnte man die Gnade der Absolution nicht so erhalten. Man mußte sich der mühseligen Taufe der Buße unterziehen. Wenn der Schuldige nur in seinem Gewissen sich schuldig fühlte, so mußte er dem Urtheilsspruch zuvorkommen, mußte sich selbst von der Versammlung und den christlichen Mysterien ausschließen, mußte sich erniedrigen, damit die Kirche ihn wieder aufrichtete. Wenn die Schuld offenkundig und durch ein Urtheil der Kirche sehr gebrandmarkt war, so mußte der Schuldige die Gerechtigkeit seines Richters anerkennen, sich vor der Macht, die ihn gestraft hatte, demütigen. In jedem Falle mußte dieser Kranke dem Priester seine Wunde zeigen, ein demütiges Geständnis seiner Schuld (exomologesis) ablegen, sich durch sein Gewissen oder durch einen verdienten Urtheilsspruch von der Kirche ausgeschlossen anerkennen und die Möglichkeit nachsuchen, wieder in dieselbe einzutreten. Vielleicht kann die geheime Schuld, wenn sie nicht zu schwer ist, geheim bleiben, und die Buße kann ebenso wie die Verzeihung in der Stille geschehen. [3] Aber vielleicht muß auch die verborgen gebliebene Schuld Allen durch den Mund des Schuldigen selbst offenbart werden. Und dann ist, wenn die Schuld sehr groß, wenn ein

---

1) Castigationes et censura divina. Nam iudicatur magno cum pondere, ut apud certos de Dei conspectu, summumque futuri iudicii praeiudicium. Tertull., Apol., 29. S. über dieses Gericht Matth., XVIII, 15, 18; 1. Kor., V, 3; 1. Tim., 1, 20.

2) 2. Kor., II, 9, 11.

3) Ueber das Bekenntnis s. Jac., V, 16; Barnab., 19; Const. apost. VII, 14. Ueber die Nothwendigkeit des geheimen Bekenntnisses s. Orig. in Ps. XXXVII hom.; Cyprian. de Lapsis. Tertull. (de Baptismo, 20): nobis gratulandum est, si non publice confitemur iniquitates et turpitudines nostras. Die Worte ἐξομολογήσις, ἐξομολογέω werden in den heiligen Schriften durch confessio, confiteor übersetzt. S. Ps. XXVII, 17, XXIX, 10, XXXII, 1; Matth., III, 6; Act. XIX, 18; Rom., XX, 10; 1. Joh., I, 9; Jac., V, 16; Prov., XXVIII, 13.

Urtheil gesprochen ist, eine lange Zeit der Trennung und Buße nöthig, um den Sünder wieder anzunehmen; er muß sich dürftig kleiden, in Sack und Asche büßen, mit der größten Strenge fasten, weinen, seufzen, heulen, sagt Tertullianus, das Mitleid der Gläubigen anflehen, zu ihren Füßen liegen,[1] damit alle, durch ihr Gebet seine Reue unterstützend, bei der Kirche und bei Gott fürsprechen. Dann erst, und nach langem Warten wird der Ausgeschlossene endlich wieder aufgenommen, die Pforte der Versammlung öffnet sich wieder dem Sünder, sein Opfer wird angenommen, der Friedenskuß seinen Lippen aufgedrückt, er empfängt von Neuem den Heiligen der Heiligen, seine Seele wird von Neuem mit dem Zeichen des Kreuzes bezeichnet. Aber der abtrünnige Soldat, der Verzeihung erhalten hat und wieder in die Reihen tritt, kann kein Oberkommando erhalten; ebenso kann der untreue Christ, der in den Schoß der Kirche wieder aufgenommen ist, nie zur Theilnahme an der Leitung der Kirche berufen werden.[2]

Das war die strenge Disziplin in dem Dienste des Herrn, das Gesetz der Buße, so streng und doch so sanft, so hart für die menschliche Natur und von Seiten Gottes so erbarmungsvoll. Wie weit dürfte es gehen? Welche Schuldigen durfte es begnadigen? Wie oft konnte es erneuert werden? Durfte es überhaupt jemals erneuert werden? Da es nur eine einzige Abwaschung der Sünden durch die Taufe gab, konnten die Sünden öfter durch die Buße abgewaschen werden? Die Strengen sagten: nein. Hermas, oder derjenige, der den ποιμήν verfaßt hat, läßt zur Buße weder die Gotteslästerer zu, noch diejenigen, die die Diener Gottes verrathen haben, noch diejenigen, die abtrünnig geworden und nicht unmittelbar in den Schoß der Kirche wieder zurückgekehrt sind; weder er noch Tertullianus lassen Jemanden zu einer zweiten Buße zu. Die Kirche war weniger streng, und der mildeste Ausspruch war der, welcher den Sieg davontrug.[3]

Und endlich ist man nicht Soldat, um an Altersschwäche zu sterben. Auch der Christ erwartete nicht diese Todesart. In jenen Versammlungen, in den bescheidenen Wohnungen, in den Werkstätten der christlichen Arbeiter unterhielt man sich über das Märtyrerthum.

---

1) Tertull., Apol., 40; de Poenit., 9, 11; Cypr., de Lapsis in fine.

2) Orig., c. Cels.

3) Tertull., de Poenit., 7; Hermas, III, 9, § 14, 19. Andere Stellen des Hermas über die Buße, Mandata, IV, 1, 3. IX (griech. Text ex doctrina ad Antioch., 9). Similit., IX, 19.

In dem zweiten Jahrhundert, in dem die Verfolgungen weniger, als in den andern Jahrhunderten Statt gefunden zu haben scheinen; unter Antoninus, der am wenigsten in diesem Jahrhundert verfolgt zu haben scheint, spricht Justinus fortwährend von Verfolgung; er spricht von dem Märtyrertode, wie von Etwas, das in der christlichen Kirche ganz gewöhnlich ist.[1] Alle fühlten sich unter dem Drucke „der gegenwärtigen Noth," wie St. Paulus sagt, der da will, daß man sich nicht einem für Alle vergänglichen, für den Christen im höheren Grade vergänglichen Leben hingebe, daß „diejenigen, die irdische Güter besitzen, seien, als hätten sie keine, und die Weiber haben, seien, als hätten sie keine, denn dieser Welt Gestalt vergehet."[2] „Fastet, sagt Tertullianus in seinem montanistischen Eifer, weil das Fasten eure Leiber für das Märtyrerthum vorbereitet; eure eingetrocknete Haut wird gegen die eisernen Spitzen gekräftigt werden; euer schon ausgesogenes Blut wird unter der Geißel nicht so reichlich fließen.[3] Fürchtet, spricht er zu den Weibern, selbst die Ehe und die Mutterschaft. Was sollen euch die Kinder nützen, die ihr verlassen müßt, um euch den Henkern hinzugeben, und deren Wunsch, wie der eurige, mitten unter der Angst dieser Zeit sein muß, daß Gott sie sobald als möglich zu sich nehme?[4] Hütet euch, euch zu putzen, sagt er weiter. Gewöhnet eure Hände nicht an Armbänder, wenn ihr wollt, daß der Ring der Kette sie nicht überrasche. Bereitet eure Füße mehr für die Fesseln vor, als für die goldenen Ringe, womit ihr sie schmücket. An dem mit einem Netze von Perlen und Edelsteinen geschmückten Halse lasset einen Platz für das Beil des Liktors. Das Jahrhundert der jetzigen Christen ist kein goldenes Jahrhundert. Die Gewänder, die euch die Engel bringen, sind die Gewänder des Märtyrertodes."[5] Das Leben wurde also gelenkt von dem Gedanken an die mögliche, bevorstehende, fast gewünschte Verfolgung. Man lebte in der Erwartung des Henkers.[6]

---

1) Justin., Tryph., 9, 11, 34, 46, 121.

2) 1. Kor. VII, 29, 31.

3) de Jeiuniis, 12.

4) Ad Uxorem, 1, 5.

5) de Cultu feminarum, II, 13.

6) „Der Gnostiker (der vollkommene Christ) wird sein Märtyrer (oder Zeuge) am Tage, Märtyrer in der Nacht, Märtyrer in seinen Worten, in seinem Leben, in seinen Sitten." Clem. Alex., St., II, 20.

Das war also die christliche Miliz, das ihre Waffen, ihre Fahne, ihre Disziplin, ihr Heroismus. Wider unsern Willen müssen wir immer auf diese heroischen militärischen Ausdrücke zurückkommen, um das Heldenmütigste, was es in der Welt gab, auszudrücken. Diese Menschen sahen zuerst als ihren Feind an „die Welt und Alles, was in der Welt ist," den Fürsten der Welt, Satan, seine unsichtbaren Diener, die die Luft erfüllten, das Volk, von dem Satan angebetet wurde, die Städte und Nationen, die ihn zum Gotte machten, die Macht, die sich auf ihn stützte, die Familie, die ihn anrief. Dann brachten sie selbst, wenn es nöthig war, alle Gewohnheiten, Neigungen, die Interessen des gemeinsamen Lebens und ihr eignes Leben zum Opfer, sie entsagten den an sich unschuldigsten Freuden, den erlaubten Neigungen, den nothwendigsten Geschäften, dem erlaubten Gewerbe, sobald an ihnen Götzendienst haftete, oder haften konnte. Sie verließen, oder waren, wenn es nöthig war, bereit zu verlassen den Tempel, das Theater, den kurulischen Sessel, die Schule, das Forum, ja die Straße, ja die Werkstatt, selbst das Haus der Familie. Und um zu bestehen den Kampf gegen die Welt, von der sie sich so energisch getrennt hatten, bedurften sie weder des Eisens, dessen sie sich nicht bedienen wollten, noch des Goldes, das zu ihrer Vertheidigung anzuwenden sie verschmäht hätten, noch der Beredsamkeit des öffentlichen Platzes, der ihnen verschlossen war, noch der geschriebenen Beredsamkeit, die damals nur sehr schwach war; sie besaßen nur eine Kraft, von der die Welt noch nichts gehört hatte, die Kraft des Selbstbewußtseins, nur eine Kraft, die Kraft zu verlassen, sich loszumachen, zu entsagen, zu sterben. Diese Kraft war die Sittsamkeit; und indem sie sich durch dieselbe von tausend schimpflichen und tyrannischen Banden frei machten, wurden sie um so mehr gegen ihren Feind gestählt. Diese Kraft war das Almosen; und indem sie durch das Almosen sich von den irdischen Gütern trennten, wurden sie freier und demzufolge mehr gerüstet für den Kampf. Diese Kraft war das Fasten, und das Fasten, reichlicher und regelmäßiger ausgeübt, als man je gesehen hatte, sprengte ebenfalls eine Fessel und verlieh eine Kraft mehr. Diese Kraft war das Gebet; und das Gebet, was das Leben dieser Menschen ausfüllte, wie es niemals das Leben irgend eines Menschen ausgefüllt hatte, machte sie frei und verlieh ihnen Stärke. Diese Macht war der Märtyrertod; und die Möglichkeit, die Wahrscheinlichkeit, die

Erwartung, die Hoffnung, das Verlangen selbst nach dem Märtyrertode, die Vorbereitungen zu demselben, die für diese Menschen eine fortwährende, tägliche, vertraute Beschäftigung wurden, führten mit ihnen die absoluteste Freiheit und die unbesieglichste Stärke herbei. Von solcher Beschaffenheit war das so strenge und so erhabene christliche Leben, daß wir kaum es glauben können, geschweige daß wir es nachahmen.

Viertes Kapitel.

Die Freiheit.

Das ist der Christ im Kampfe. Aber wir müssen ihn auch in seinem Siege zeigen; und dieser Sieg kann durch ein Wort ausgedrückt werden, die Freiheit. Das christliche Leben war ein hartes Leben, aber es war ein freies Leben.

Jeder, der als Heide gelebt hatte, hatte gelebt und gefühlt, daß er unter einer vielfachen Sklaverei lebe. Er war fast immer der Sklave des Lasters gewesen. — Sein Aberglaube selbst führte ihn dazu. Und das Laster hatte ihn zum Ueberdruß und zur Betrübnis geführt, zu der „Betrübnis der Welt, die den Tod wirket."[1] Und die Betrübnis hatte ihn in eine neue Verderbnis geworfen: „In ihrer Verstockung, sagt St. Paulus, haben sie sich der Unreinigkeit hingegegeben."[2]

Er war der Sklave des Todes gewesen. Was er auch thun mochte, die Perspektive dieses höchsten Zieles gewährte ihm keinen Trost. Was die Vorstellung von dem, was nach dem Tode folgt, betraf, so hatten gewiß nur Wenige die feste Ueberzeugung, daß mit diesem Leben Alles aufhöre, aber Niemand hatte eine Vorstellung von dem, was in der andern geschehen kann. Platon hatte seinen Pamphylier Er und Plutarchos seinen Thespesios wieder ins Leben zurückrufen können, aber Plutarchos und Platon hatten als Dichter sich eingebildet, was ihnen gefiel. Das Beste, meinte man, sei, gar nicht daran zu denken, und sich auf das gegenwärtige Leben zu beschränken. Wenn man auch über die Leiden dieses Lebens seufzte, so zitterte man doch, es zu verlieren; ja mitten in der Schwelgerei und gerade wegen der Schwelgerei wurde man, wie Horatius und Anakreon, von dem Gedanken an dies Ende aller Dinge und aller Lust

1) 2. Kor., VII, 10.
2) Ephes., IV, 19.

verfolgt. Da man den Tod überall sah, und in demselben nichts als Düsteres sah, so konnte man ihn weder vergessen, noch sich an ihn gewöhnen.

In Folge dessen war der Heide ein Sklave der Macht gewesen. — Diese „Furcht vor dem Tode, wie St. Paulus sagt, machte ihn jeder Knechtschaft unterwürfig.“[1] Wer so wenig Energie besaß, sei es sich zu beherrschen, oder zu sterben, konnte der dem Cäsar Etwas versagen, dem Menschen, der alle Macht hatte, um ihn zufrieden zu stellen, und alle Macht, um ihn zu tödten? Da die patriotischen Traditionen, da der selbst vage Glaube an einen bestrafenden und belohnenden Gott sehr geschwächt war, wie hätte der Kaiser nicht Alles fordern und Alles erhalten können, Furcht, Knechtschaft, Schmeichelei, Kniebeugung, Küsse, Prostitution, Apotheose? Wenn ihm Alles nicht immer gewährt wurde, so war es Mäßigung seiner Macht, es zu fordern, nicht Kühnheit des Unterthanen, es zu verweigern.

Endlich war der Heide, was Alles in sich faßte, der Sklave des bösen Geistes gewesen. — Unter der Gestalt von Idolen, Orakeln, Divination, Zauberei, Astrologie regierte der böse Geist alle diese Seelen, die höchsten, stolzesten, selbst die der Atheisten mit inbegriffen. Er leitete sie wie eine servile und stumme Herde.[2] Ich habe mehrmals nachgewiesen, wie die höchsten Geister der Knechtschaft unterworfen waren. Wir können nicht genug uns sagen, wie schwer diese vierfache Sklaverei auf den Seelen lastete, wie sehr die Welt seufzte, in welcher Finsternis sie sich fühlte, wie traurig sie war; und die ärgsten und unsagbaren Exzesse ihrer Ausschweifung waren sie nicht, die Wahrheit zu gestehen, der offenbarste Beweis ihrer Traurigkeit?

Dies Alles erscheint uns heut in der vagen Form der Geschichte. Aber für die damaligen Menschen war es eine gegenwärtige, wirkliche, positive, thätige, gefühlte, selbst unter dem Namen, den wir ihr hier geben, zugestandene Knechtschaft. Der Mensch hatte, wenn nicht die Erkenntnis, wenigstens das Bewußtsein davon. Die ganze Zeit also seines vorangegangenen Lebens, das heißt zwanzig, dreißig,

---

1) Eos qui timore mortis per totam vitam obnoxii erant servituti. Heb., XI, 15.

2) Ihr wisset, daß ihr, da ihr Heiden waret, hingeführt wurdet zu den stummen Götzen. — ... aus des Teufels Fallstrick von dem sie gefangen sind, unter Jenes Willen. 2. Tim. II, 26.

sechzig Jahre vielleicht hatte der Neophyt geseufzt, geduldet, das Joch ertragen, die Kette geschleppt.

Und nun war er frei! — Eines schönen Tages hatte man zu ihm gesagt: „Alles kann für dich anders werden. Gott zürnt nicht ewig. Du kannst von der Knechtschaft deiner Laster befreit werden und durch die Gnade Gottes ein reines und heiteres Leben führen. Du kannst dazu gelangen, daß du auf den Tod hinblickst, nicht allein mit Resignation, sondern mit Hoffnung und Freude. Du kannst frei sein, selbst dem Cäsar gegenüber. Du kannst dich befreien von dem Kulte seiner Götter, von dieser ängstlichen Frömmigkeit, von diesen Heilmitteln der Furcht, die nur die Furcht vergrößern. Es gibt in dieser Welt ein Geheimnis, nicht allein um deine Zukunft zu läutern und zu befreien, sondern um deine Vergangenheit zu entschuldigen und zu vernichten. Andere haben es kennen gelernt, haben ihre Seele emporgerichtet, ihr Herz erheitert, ihre Einsicht wieder gewonnen, selbst ihren Leib geläutert. Mitten unter ihnen wirst du finden, was du nie gekannt hast, ein Ziel zu verfolgen, du wirst Pflichten kennen lernen und folglich Rechte, eine wahre Familie, wahre Freunde, eine bisher ungekannte Brüderlichkeit mit den Menschen, eine bisher noch gar nicht gekannte Verbindung mit deinem Gotte, kurz ein Meer von Gefühlen, worin dein Herz gereinigt und erfrischt wird.“

Er hatte diese Worte gehört, verstanden, aufgenommen, in Erfüllung gehen lassen. Und nun war er frei. Er war von der Herrschaft seiner Laster befreit. — Man wußte es genügend; wer ein Christ wurde, fühlte in sich die Kraft, seine Lebensweise zu ändern, so schlecht sie auch gewesen sein mochte. Wenn sich Jemand bekehrt hatte, brauchte er an seiner Kleidung, seinem Gange, an seiner äußerlichen Lebensweise nichts zu ändern; die sittsame Sprache, das sittliche Verhalten, die Sanftmut, und die Gerechtigkeit, die man an ihm fand, genügten, ihn als einen Christen zu erkennen. „Was ist das? fragte man. Was für eine Veränderung ist mit ihm, ist mit ihr vorgegangen? Sie müssen Christen geworden sein?“ Man wußte, daß in den Gefängnissen, die voll von Verbrechern waren, und die die Gerechtigkeit der Prokonsuln nicht im Stande war zu leeren, nur diejenigen Christen waren, die darin als Christen waren.[1]

1) De vestris exaestuat carcer, sagen Tertullianus (Apolog., 44) und Minutius Felix (28, 35, 38) zu den Christen. — Kein Christ ist eines

Man kannte die Früchte, die das Christenthum getragen hatte: eine Menge Buhlerinnen waren durch dasselbe zum sittlichen Leben zurückgeführt, eine Menge schmutziger Verbindungen waren auf den rechten Weg hingeleitet, viele verwünschte Familien waren jetzt gesegnet, die züchtigen Ehen, der treu bewahrte Wittwenstand, die von der Kindheit bis zum Alter bewahrte Jungfräulichkeit, die unverheirateten Frauen, die unverheirateten Männer waren in weit größerer Anzahl. Man wußte das, man spottete darüber, ja man war sogar darüber empört. Und allerdings mußte die Menge darüber lächeln und sich ärgern. Aber es befanden sich auch unter den Heiden erhabenere Geister, die ihre Knechtschaft fühlten und darüber wenigstens seufzten, wenn sie sich nicht davon befreien konnten; wie zum Beispiel Sophokles, der sich in seinem hohen Alter darüber freute, „das er der Tyrannei des Eros, des harten und perfiden Herrn, entronnen sei," der seine Jugend bedrückt hatte. Wie viele solcher Geister mußten, als sie vor dem Greisenalter, vor dem reifen Mannesalter, vielleicht ehe sie das Joch getragen hatten, sich von diesem Tyrannen befreit sahen, die Hand, die sie befreit hatte, segnen! „Frei sein von den Lüsten dieser Welt, sich fern von ihnen halten, sie abweisen, das bedeutet das Kreuz."[1]

Der von diesem Joche befreite Neophyt war in Folge dessen von der Furcht vor dem Tode befreit. — Der Tod war für ihn nicht mehr ein Räthsel ohne Auflösung, noch ein unerläßlicher und verhängnisvoller Gedanke, noch ein Gegenstand eines trostlosen Schreckens. Sein aufgeklärter Geist, sein nun geläutertes Bewußtsein lehrten ihn nicht allein dem Tode Trotz bieten, sondern ihn lieben. Man konnte das schon bemerken, wenn man die christlichen Soldaten, deren Zahl in den römischen Heeren immer größer wurde, mit den entarteten Soldaten, in deren Mitte sie fochten, verglich. Man konnte es insonderheit bemerken an den Bekennern, die die Kirche mindestens ebenso sehr zurückhalten als anregen mußte, an den Christen, die in Masse

---

andern Verbrechens überführt, als des Christenthums (Athenag., Legat., 2, 34). — Reinheit der Sitten bei den Christen: Minut. Fel., 35; Orig., C. Cels,, IV, 27; Tertull., Apolog., 39, 45). — Und der Ausruf der Bewunderung, der die Tugend der christlichen Frauen dem Libanius entlockt: *Βαβαὶ! οἷαι παρὰ Χριστιανοῖς γυναῖκες εἰσίν!* „Ach, was für Frauen bei den Christen!" Ad viduam.

1) *Ἀπολῦσαι καὶ ἀποστῆσαι καὶ ἀφορίσαι (τοῦτο γὰρ ὁ σταυρὸς σημαίνει).* Clem. Alex., Str., 11, 20.

sich dem Prokonsul angaben, an den Neophyten, denen ihre Bischöfe untersagen mußten, die Götzenbilder umzustürzen oder die Tempel zu beschimpfen, die Heiden zu reizen und den Tod zu suchen; an den Freunden des Märtyrertodes, denen man nicht den Kampf, sondern die Flucht, nicht die Verwegenheit, die die Probe herausfordert, sondern die Demut, die, bereit, die Probe zu bestehen, sie doch meidet, wenn sie es kann, predigen mußte. Diese Willfährigkeit der Christen zu leiden und zu sterben war zum Sprichworte geworden: „Machen wir es nicht, wie die Galliläer; stürzen wir uns nicht unbesonnen in den Tod," sagen Epiktetos und Marcus Aurelius. Epiktetos und Marcus Aurelius hatten allerdings Grund, so zu handeln.

Ein anderes Zeichen von solchem Mute und solchem Vertrauen ist auch die Art und Weise, wie die Christen von dem Tode sprechen. Sie nannten ihn Uebergang (transitus), Verwandlung (mutatio), Schlaf (dormitio); die Beerdigung hieß Niederlegung (depositio); der Ort der Bestattung Friedhof (κοιμητήριον[1]). „Seid nicht traurig in Betreff derjenigen, die schlafen, sagt Paulus, wie die Andern (die Heiden) es sind." Die mit dem Tode also befreundeten Christen behandelten ihn wie einen Bruder. „Diese Unglücklichen" (κακοδαίμονες) sagt einer von ihren Feinden mit einem wunderbaren Mitleiden, „diese Unglücklichen haben sich eingeredet, daß ihr ganzes Sein unsterblich sein wird, und daß sie ewig leben werden. So verachten sie den Tod, und viele unter ihnen gehen freiwillig in den Tod!"[2]

Dem Kaiser gegenüber war der von der Fessel der Verderbnis, von den Schrecken des Todes freie Christ vollständig frei. Es fehlten die Mittel ihn zu verführen und ihn zu erschrecken, da er daran gewöhnt war, das, was der Kaiser ihm geben konnte, zu verachten, das, was der Kaiser ihm nicht nehmen konnte, zu schätzen. Die

1) Ut sit transitus vester cum sanctis angelis. (Hermas, Visio 1, 2.) — Für die Gerechten ist kein Tod, sondern ein Uebergang. (Athanas., de virginitate). — Ebenso in Eusebius, de vita Constantini, III, 46; Chrysost., Ad viduam iuniorem. „Was du für Tod hältst, ist eine Reise." (Tertull., de patientia, 9.) Intelliges illum non emori, sed emigrare. Hieronym., 3, de morte Nepotiani. Ep. IV, 49. Adv. Jovian., 1, 14. — Der Tod ein Schlaf, Id., Ep. 34 ad Julian. contra Vigilant., 3, ad Matth., 25.

2) Lucian., Peregr., p. 996.

Gewissensfreiheit, diese dem Heidenthum unbekannte Idee, die ein Gewissen höchstens bei den Nationen, aber nie bei den Menschen anerkannten, die Freiheit des Gewissens war in die Welt eingetreten. Jene großen Worte: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist." — „Man muß Gott mehr, als den Menschen gehorchen," — und ferner: „Wir können es nicht lassen" — und: „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten, und darnach nichts mehr thun können; . . . aber fürchtet den, der, nachdem er getödtet hat, auch Macht hat, in die Hölle zu werfen;"[1] diese großen Worte des Heilandes und der Apostel hatten in der Welt eine neue Macht begründet und um das menschliche Gewissen einen Wall aufgerichtet, der niemals wird eingerissen werden. Da war zum ersten Male der religiöse Akt als ein spontaner Akt des Menschen erschienen, der seinen Werth nur in seiner Freiheit findet, und den man weder untersagen, noch gebieten vermag.[2] Es lag wenig daran, ob dies Recht des Gewissens durch offizielle, oft unwirksame, oft perfide Proklamationen bestätigt war, oder nicht; es stand eingegraben in Buchstaben, die selbst unter dem schon vollständig ausgebildeten Despotismus des Diocletianus weder das Beil der Liktoren, noch das Radiermesser der Bureauchefs verrichten konnte. Auch den zukünftigen Liktoren und Bureauchefs wird es nicht gelingen.

Von nun an war durch diese von dem religiösen Gewissen niedergeschriebene Zeile der Begriff von dem absoluten Despotismus vernichtet, jede Tyrannei fand eine Klippe, jede Allmacht eine Schranke; kein König war ein Gott. Der Christ erkannte sich als verantwortlich gegen Gott, bevor er es gegen den Staat war, als mehr ver-

---

1) Luc., XX, 25. — Act., V, 294. — Act., IV, 20. — Luc., XII, 4, 5. „Gib dem Kaiser das Bild des Kaisers, was auf seiner Münze ist; gib Gott das Bild Gottes, was in dem Menschen ist. Gib dem Kaiser das Geld, gib Gott dich selbst. Wenn Alles dem Kaiser gehört, was wird für Gott übrig bleiben?" Tertull., de Idolat., 15.

2) Die Idee von der Freiheit des Gewissens ist klar von Tertullianus ausgedrückt, Apolog., 24, 28; ad Scapulam, 2, 5; de Idolat., 15. Inter licitas functiones sectam istam deputari oportebat, a qua nihil committitur, qualia de illicitis factionibus timeri solent. Apol., 38. Tantum humani generis et naturalis potestatis est unicuique quod putaverit colere, nec alii obest et prodest alterius religio. Sed nec religionis est cogere religionem, quae sponte suscipi debeat, non vi, etc. Ad Scapulam, 1. S. noch de Corona, 13.

pflichtet gegen Gott, als gegen den Fürsten, mehr als Bürger des himmlischen Vaterlandes, als des Vaterlandes dieser Welt. Er gehorchte dem Kaiser, er war ihm, wenn es nöthig war, gehorsam bis zur Aufopferung, ja bis zum Tode; aber nur in einem bestimmten Maße und innerhalb gesetzmäßiger Grenzen gehorchend, unterwarf er weder sein ganzes Gewissen, noch sein ganzes Sein der Laune eines Menschen oder eines vergötterten Staates.[1] Er gehorchte, wie Petrus sagt, als Freier.[2] Er gehorchte, wie auch Paulus sagte, „nicht um der Strafe willen, sondern um des Gewissens willen;"[3] aus Furcht nicht vor der Strafe, sondern von dem Gewissensbiß; in dem Maße nicht seiner Furcht, sondern seiner Pflicht; sehr besorgt um sein Gewissen und wenig besorgt um die Strafe; folglich bereit, ohne Furcht vor der Strafe Widerstand zu leisten an dem Tage, wo sein Gewissen ihm befehlen würde, zu widerstehen.

Der Christ verehrte also die Macht des Kaisers, aber er verehrte dieselbe, weil der Kaiser Mission von Gott hatte, und weil er bei der Leitung der menschlichen Angelegenheiten als Delegierter des Höchsten handelte.[4] Der Christ gab dem Kaiser die Titel Imperator oder Basileus als die hehren Titel der göttlichen Delegation, die der Kaiser erhalten hatte. Aber gerade deshalb gab er ihm nicht einen andern Titel. Er gab ihm nicht die übermenschlichen Titel Herr und Gott, die die ersten Kaiser selbst die Klugheit gehabt hatten abzulehnen. Er machte ebenso wenig aus dem Kaiser einen zweiten Gott, wie er aus dem Prokonsul nicht einen zweiten Kaiser würde haben machen wollen. Er betrachtete den Kaiser als sein Oberhaupt, aber nicht als seinen Herrn; er hatte keinen andern Herrn, als Gott.

1) S. Döllinger, Christenthum u. Kirche, I. II, § 142.

2) „Seid unterthan aller menschlichen Ordnung, um des Herrn willen, ... als Freie, und nicht als hättet ihr die Freiheit zum Deckmantel der Bosheit, sondern als Knechte Gottes." 1. Petr., II, 13—16.

3) Rom., XIII, 5.

4) Noster est magis Caesar ut a Deo nostro constitutus. Tertull., Apol., 33. — Magnus est Caesar quia coelo minor. Tertull., Apol., 30. — Quem imperatorem necesse est suscipiamus ut eum quem Dominus noster elegerit 33. — Satis habet appellari imperator; grande et hoc nomen ut quod a Deo traditur 33. — Magistrum neminem habemus nisi Deum solum. Tertull., ad Scap., 5. — Negat illum imperatorem qui Deum dicit. Apol., 33. — Ueber den Namen Dominus. ib., 34.

Ferner, sein Gehorsam, aufrichtiger, als der des Heiden, war, da er uneigennütziger und eingeschränkter, zugleich ein würdigerer. Seine Pflicht als Unterthan gebot ihm nicht die Schmeichelei, seine Pflicht als aufrichtiger Mensch verbot ihm dieselbe. Er beugte sich, aber er warf sich nicht nieder.[1] Unerheblich sind hier die sozialen und politischen Institutionen, die den Despotismus einschränken wollen, und die sehr oft ihn nur verrücken: selbst wo solche Institutionen nicht vorhanden sind, und unter dem despotischsten Regime, um in gesetzlicher Weise zu sprechen, verlor der Despotismus durch die alleinige Verkündigung des christlichen Prinzips die Stützen, auf denen er am meisten ruht: die Unabhängigkeit, die er sich gegen Gott zu geben vermeint; den schrankenlosen Gehorsam, den er sich durch die Furcht zu sichern glaubt; und die Degradation der Seelen, die ihm die Schmeichelei verschafft, und die er als die alleinige Bürgschaft der Unterwürfigkeit erachtet.

Was nun der Despotismus verlor, das gewann der Mensch an demutsvoller Würde, an persönlicher Lauterkeit, an Gewissensfreiheit. Es war in der That etwas Großes für Menschen, die sonst vielleicht das Knie vor einem Domitianus gebeugt hatten, und deren Seele dadurch geknickt war, sich mit einem Male aufgerichtet zu sehen, sich über Tyrannen und über sich selbst erhoben zu fühlen, ein Gut zu erkennen, das ihnen keine Tyrannei rauben konnte, eine Würde, die die Schmeichelei unmöglich machte, ein Präservativ gegen alle Gemeinheiten. Wenn die Existenz eines solchen Guts dem sterbenden Thrasea plötzlich gezeigt wäre, so würde er Thränen vergossen haben darüber, daß er es nicht eher kennen gelernt habe, und daß er gestorben sei, ohne es besessen zu haben. So wußten die Christen und die Märtyrer „den Königen und Fürsten gegenüber ihre Freiheit aufzurichten,“ und die Freiheit des Menschengeschlechtes.[2]

---

1) S. besonders Origin., c. Cels., VIII, 65, 67. „Wir verachten die Gunst der Menschen, wenn sie durch Mord, Schändlichkeit, Ungehorsam gegen Gott, durch sklavische Erniedrigung und niedrige Schmeichelei erworben werden soll. — Nichts ist edeln Menschen, die den Mut als erste Tugend betrachten, unwürdiger.“ Und Alles, was folgt über die Macht der Könige und den Eid. . . . „Wir gehören nicht zu denen, die sagen, daß Alles, was auf der Erde ist, dem Könige gegeben worden ist, und daß wir Alles von ihm haben.“ Er beseitigt die Frage über den Gehorsam der Tyrannen.

2) Libertatem suam adversus reges et principes erigere. Minut. Fel., 37.

Endlich war der Neophyt von der Macht des Dämons befreit. — Diese übernatürliche und unvermeidliche Macht, der sich die Welt unterworfen fühlte, und die den Heiden so großen Schrecken, den Christen so großen Abscheu einflößte, wußte er besiegt. Eine ebenfalls natürliche Kraft, eine unumschränkte, aber barmherzige und allmächtige war in die Welt gekommen. Christus hatte durch seinen Tod den Sieg davongetragen, und indem er auf der Erde die göttliche Tugend, die er gebracht, zurückgelassen hatte, hatte er seinen Aposteln die Macht verliehen, noch größere Wunder zu thun, als diejenigen, die er verrichtet hatte.[1] Die Kirche war eine Schule göttlicher Thaumaturgie, entgegengesetzt der dämonischen Theurgie der heidnischen Heiligthümer. Das Auflegen der Hände ließ auf das Haupt der Gläubigen nicht allein die unsichtbaren Gaben des heiligen Geistes, den Glauben, die Weisheit, die Erkenntnis herabsteigen, sondern oft auch die unsichtbaren Gaben, von denen St. Paulus, ich möchte sagen, wie von einer täglichen Gewohnheit des christlichen Lebens zu uns redet.[2] Allerdings mußten diese Gaben des Unterrichts, der Prophezeiung, des Gebrauchs und der Kenntnis der Sprachen, Wunder, Heilungen abnehmen, ohne jemals zu verschwinden in dem Maße, als das begründete Christenthum sich selbst Zeugnis gab und dergleichen Hilfen weniger bedurfte. Aber zu der Zeit, von der wir sprechen, waren solche Gnadenmittel noch häufig. Die Gabe der Prophezeiung hatte sich fortgesetzt in Antiochia durch Agabus, Judas und Silas, Zeitgenossen der Apostel; in Cäsarea durch die vier jungfräulichen Töchter des Diakonus Philippus; in Philadelphia durch die Propheten Ammias; in Athen unter der Regierung des Hadrianus durch den Bischof Quadratus; und noch durch Andere.[3] Die Gabe der Sprachen war auch nicht selten. Origenes und Irenäus

1) Marc., XVI, 17, 18.

2) 1. Kor., II, 5; III, 10; XII, 3, 7, 14; XIII, 8; XIV, 1, 5, 6, 12, 18, 19, 22, 26, 33. — 1. Theff., V, 19, 21. — 1. Joh., IV, 1. — Ephes., I, 17. — Gal., III, 5. — Gabe der Sprachen, Act., II, 4—11; X, 46; XIX, 6. Sie ist verheißen, Matth., III, 11; Marc., I, 8; Luc., III, 16; Joh., VII, 39. — Gabe der Prophezeiung Act., XI, 27, 28; XV, 32; XIX, 6; XXI, 9, 10. — Ueber die Fortdauer dieser Gaben in der Kirche, Just., Tryph. 67, 88; Orig., c. Cels., I, 2, 46; II, 8; Cyprian., Ep. 69; Lactant., Div. Inst., 11, 5.

3) S. Acta apost., locis citatis; Papias bei Euseb., III, 29; Anonym. bei Euseb., Hist., V, 17, Euseb., Hist., III, 31.

sprechen von Heilungen, die zu ihrer Zeit durch das Auflegen der Hände der Gläubigen geschahen.[1] Das Alles geschah ohne Aufregung, ohne Zuckung, ohne unfreiwilligen und extatischen Enthusiasmus; „Prophetengeister sind Propheten unterthan.“[2] Das Alles geschah ohne ungewöhnliche Anrufung, ohne Zauberformel, ohne irgend etwas Zärimonielles, wie die heidnischen Zauberer unnützer Weise verfuhren. Das Alles geschah nur durch die Anrufung des Namens des unter Pilatus gekreuzigten Jesus. Todte sogar waren wieder auferweckt. Papias unter Trajanus erzählt einen solchen Fall. Irenäus bezeugt, daß oft eine christliche Gemeinde durch Fasten und Gebet von Gott die Rückkehr eines durch den Tod entrissenen Bruders in ihre Mitte erhalten habe.[3] Die heutigen Heiden können an diesen Wundern zweifeln; die damaligen Heiden zweifelten nicht daran. Sie hielten sie für ein Werk der Zauberei und die Christen für äußerst geschickte Zauberer.[4] Mögen sie das thun; sie bezeugten darum nicht weniger die Wirklichkeit des Geschehenen.

Heiden, Christen, Juden, alle glaubten damals an die mögliche und selbst häufige Besessenheit eines Körpers und einer menschlichen Seele durch einen bösen Geist (um wie die Heiden zu sprechen), der ihr sogar das Bewußtsein von ihren Handlungen nehme. In den Zeiten, die auf die Erscheinung des Herrn auf der Erde folgten, scheinen diese Phänomene zahlreicher als jemals gewesen zu sein. Man nannte diese Unglücklichen Besessene, Schwärmer, Energumenen, Lunatiker. Viele Beschwörer traten auf, um dieselben zu heilen; einige mit ihrer Zauberei und ihren Gaukeleien den Beelzebub gegen den Beelzebub anrufend, ohne daß es ihnen gelang, ihn zu vertreiben; andere, Juden, im Namen des wahren Gottes sprechend, aber auch mit dem vermeintlichen Ringe des Salomon versehen, denen es, wie es scheint, zuweilen gelang vermöge des Theils der Wahr-

1) Iren., II, 8 (31), 57, 58; V, 6 (8) bei Euseb., Hist., V, 7; Orig., C. Cels., 1, 46; III, 24; VII, 4—9; Justin., Tryph., 16.

2) 1. Cor., XIV, 32.

3) Papias bei Iren., II, 31, 87, u. Euseb., Hist., III, 39 (33), V, 7.

4) Sueton., Ner., 16; Cels. bei Orig., c. Cels., I, 6, 28, 38, 67, 68, 71; II, 48; VIII, 9; Lucian. Philopatr.; Hierocles in Euseb., contra Hierocl.; Julian., bei Cyrill., III, 10, VI, . . ., VII, . . .; Augustin. de Consensu Evang., I, 9, 10, 14; de Civit. Dei, XVIII, 53; Justin., Apol., I, 30; Euseb., demonstr. evang., VIII, 3.

heit, der in ihnen war.[1] Die christlichen Exorzisten dagegen wandten weder Kräuter, noch Ring, noch seltsame und barbarische Wörter an; sondern im Namen Jesu Christi, des Sohnes Gottes, der von einer Jungfrau geboren und unter Pilatus gekreuzigt war, befahlen sie dem Dämon, zu bekennen, wer er sei, und er bekannte, daß er ein verdammter Geist sei; zu schweigen, und er schwieg; herauszugehen, und er gieng heraus, und der Besessene war frei. Man sehe jetzt diese Phänomene für Krankheit, Manie, Halluzination, Wahnsinn, Katalepsie, und was man will, an, gewiß ist, daß das Phänomen schwand; war es Krankheit, so war sie geheilt; war es Halluzination, so war sie entfernt; war es ein böser Geist, so wäre er ausgetrieben.[2]

---

1) Ist nicht von einem jüdischen Exorzisten in folgender Stelle des Lukianos die Rede? „Ich möchte dich doch wol fragen, was du dazu sagst, daß es Leute gibt, die im Stande sind, die Besessenen zu befreien und mittels ihrer Sprüche die bösen Geister ihnen sichtbarlich auszutreiben? Ich brauche nicht erst an den Meister dieser Kunst, den berühmten Syrer aus Palästina, zu erinnern (Alle kennen ja den merkwürdigen Mann), welcher Leute, die beim Anblick des Mondes umfallen, die Augen verdrehen und Schaum vor dem Munde haben, aufstehen heißt, und sie gesund und für immer frei von ihrem Uebel wieder nach Hause schickt, wofür er sich jedesmal eine schöne Summe zahlen läßt. Er stellt sich nemlich vor den zu Boden liegenden Kranken und fragt, woher er in diesen Leib gefahren sei? Auf das spricht der Kranke kein Wort: aber der böse Geist antwortet auf Griechisch oder in irgend einer ausländischen Sprache, wo er eben zu Hause ist, wie und woher er in diesen Menschen gekommen sei. Jetzt rückt der Mann mit Beschwörungen, und wenn der Geist nicht gehorchen will, mit Drohungen heraus, und treibt so den Unhold aus dem Leibe. Ich selbst sah einmal einen solchen Geist ausfahren, der ganz schwarz und rauchig aussah. Lucian., Philopseudes, 16.

2) „In der ganzen Welt und vornemlich in eurer Stadt sind viele von den bösen Geistern getriebene Leute, die von den andern Exorzisten, Beschwörern, Zauberern nicht hatten geheilt werden können, durch einige von unsern Christen geheilt worden, die sie im Namen des unter Pontius Pilatus gekreuzigten Jesus Christus beschworen haben. Noch heut geschehen solche Heilungen durch die Austreibung der bösen Geister, die menschliche Leiber in Besitz hatten." Justin., Apol., II, 6. S. auch II, 8.

Dasselbe sagt er ad Tryph., 30: „Wir, die an Jesus Christus, unsern Herrn, der unter Pontius Pilatus gekreuzigt ist, glauben, wir unterwerfen unserer Macht alle Dämonen und bösen Geister." 76; ebenso, 85, 121.

An diese vierfache Aussage des Justinus schließen sich die der andern Väter: „Wir vertreiben nicht allein, sondern wir bannen die Dämonen, und

Die Versicherungen in dieser Hinsicht wiederholen sich und können ihre Erklärung weder in einer Illusion, die unmöglich sein würde, noch in einer Lüge, die zu unverschämt wäre, finden. Sie nehmen sogar die Form einer Herausforderung an. Nicht allein erinnert Tertullianus den Prokonsul Scapula, wie viele unter seinen Offizieren und den Notabeln seiner Umgebung, sie, ihre Diener, ihre Kinder von den Christen geheilt oder befreit worden sind;[1] sondern er setzt noch hinzu: „Lasse vor deinen Richterstuhl einen von denen treten, von denen man weiß, daß sie von dem bösen Geiste besessen gewesen sind (und an solchen Kranken war kein Mangel). Ein Christ, wer er auch sein möge, befehle ihm zu reden, und der böse Geist, der in ihm ist, wird sich als solchen bekennen, wie er sich anderswo als einen Gott bekennt. . . . Lasse ebenso einen von denen, die du für einen Gottbegeisterten hältst, hintreten, einen von denen, die, wenn sie den Dampf der Altäre einathmen, sich von dem Geiste des Gottes erfüllt glauben . . ., deren Seufzen und Schluchzen für Orakel gelten.

---

jeden Tag, alle Welt weiß es, treiben wir sie aus den Menschen, die von ihnen besessen sind, aus." Tertull., ad Scap., 2.

Ueber die Exorcismen s. Idem, de Spectac., 26.

„Ihr wisset es fast Alle, die Dämonen gestehen selbst, was sie sind, jedes Mal wenn die Tortur unserer Worte und die Geißel unsers Gebetes sie aus den Körpern der Menschen austreibt. Euer Saturnus, euer Serapis, euer Juppiter, Alles, was ihr von Dämonen anbetet, geben sich, von dem Schmerze besiegt, als solche zu erkennen und wagen selbst in Gegenwart von vielen der eurigen nicht, ihre Schande durch eine Lüge zu bedecken. Beschworen im Namen des wahren und einzigen Gottes, fahren sie wider ihren Willen aus den Körpern, die sie peinigten, heraus; sie springen heraus oder sie verschwinden nach und nach, je nach dem Grade des Glaubens der Besessenen und der Gnade, die der Exorzist erhalten hat. Von Weitem stacheln sie euch an, die Christen anzufallen, und in der Nähe haben sie vor den Christen Furcht. Sie hassen uns, weil sie uns fürchten." ꝛc. Minut. Fel., 27.

„Die Dämonen wagen sich zuweilen an unsern Körper; aber getroffen von dem Worte der göttlichen Macht, weichen sie bestürzt zurück, und der Kranke wird gesund." Tatian., 16.

„Celsus weiß nicht, wie viel Menschen das Wort „Im Namen Jesu," von wahren Gläubigen ausgesprochen, von den Krankheiten, von der Plage der bösen Geister und von andern Uebeln befreit hat." Orig., c. Cels., VIII, 58 u. 146, III, 36, VII, 3.

Celsus selbst gab das Faktum dieser Heilungen zu, I, 6. S. auch Theophil., von Antiochia, II, 8.

1) Ad Scapul., 4,

Und durch den Mund dieses Menschen wird die himmlische Jungfrau, die dir den Regen verheißt, wird Aesculapius, der dir die Mittel angibt ..., einem Christen gegenübergestellt, ihm antworten, ohne eine Lüge zu wagen, daß sie nichts weiter, als Dämonen sind. Ist es anders, dann vergieße das Blut dieses kecken Christen."[1] Wahrlich, das ist eine seltsame Herausforderung und eine gewaltige Zuversicht! Wenn man solche so oft und so laut wiederholte Erklärungen findet, wenn man diese Ueberzeugung von dem Wunder, von einem fortwährenden, gewöhnlichen, täglichen Wunder sieht, diese Wetten, wo man seinen Kopf einsetzt; dann ist man gezwungen, zuzugestehen, daß es in jener Zeit ganz eigenthümliche und ganz unerklärliche Phänomene gab.

Der Christ konnte also mit Vertrauen dahingehen. Er hatte seine Vernunft, die ihn vor Menschenbetrug bewahrte, die Lauterkeit seines Herzens, die ihn vor der Verirrung seiner Sinne schützte, den Glauben, der ihn gegen die Dämonen vertheidigte. Zeigte sich in jenem Jahrhundert das schlechte und gottlose Uebernatürliche in überreichlichem Maße, so war auch das wahre und göttliche Uebernatürliche in überreichlichem Maße vorhanden. Der Christ wurde durch dieses vor jenem bewahrt, durch den Herrn vor dem rebellischen Sklaven, durch die guten Geister vor den abgefallenen Geistern;[2] er fühlte sich geschützt, Der Christ bewegte sich in dieser mit den Miasmen des Aberglaubens ganz erfüllten Atmosphäre, mitten in diesen unsichtbaren und bösen Mächten, die die Lüfte erfüllten,[3] mitten unter diesen Phänomen, die der Heide anzutreffen fürchtete, diese Larven und Lemuren, vor denen selbst die Epikuräer erblaßten, mitten in dieser ganzen Phantasmagorie der Dämonen und Priester unbesorgt und unerschrocken, wol wissend, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, noch Gewalten, weder Hohes noch Tiefes, noch irgend eine andere Kreatur ihn scheiden würde von der Liebe Gottes, die in Jesus Christus ist,

---

1) Apol., 23. S. auch Tertull., de Spectac., 26; Apol., 37, 43; ad Scap., 3, 4; de Testimonio animae, 3.

2) Orig., c. Cels., VIII, 27, 34, 46.

3) Spiritualia nequitiae in coelestibus, Eph., VI, 11, 12. S. Orig., c. Cels., VIII, 34. Ueber die Verachtung des Dämon von Seiten der Christen, Hermas, Mandat., VII (Graeca ex Antiocho, ed. Dressel); XII, 4, 6.

seinem Herrn."[1] Er bedurfte weder eines Talisman, noch sogenannter schützender Worte. Wenn er, was ihm in jedem Augenblicke begegnete, vor einem Idole, einer Zärimonie, einer heidnischen Zauberei vorübergieng, so begnügte er sich, auf seine Stirn das Zeichen des Kreuzes zu machen, oder nur mit dem Hauche seines Mundes[2] den Dämon zurückzustoßen, und der Dämon, der bei diesem Zeichen seinen Meister erkannte, demütigte sich vor dem Vorübergehenden. Seine Kinder, sein Haus, sein ganzes Leben, geweiht durch dieses Zeichen, konnten allen thessalischen Zauberinnen trotzen und verschafften ihm größere Ruhe, als bei allen ihren Isismummereien oder ihren auguralen Konsekrationen die ewigen Zitterer des Heidenthums besaßen. Noch weniger fürchtete er die Magie; die Magie, die die Philosophen besiegt und geknechtet hatte, ist, wie Origenes sagt, nicht im Stande, gegen einen wahren Christen etwas zu unternehmen.[3] — Und dieser Mensch, der nun so stark und so frei war, war derselbe, der ehedem als Heide, jenen sogenannten göttlichen Manifestationen gegenüber, so große Unruhe und Angst, nutzlose Ehrfurcht, eitele Hoffnungen hatte; der einen Tyrannen in dem geringsten Hausgott über einer Thür verehrt hatte; der so oft mit solchem Herzklopfen und so unnützer Weise Weihrauch angezündet, Wein vergossen, Ziegen und Färsen geopfert, Einweihungen nachgesucht, die Orakel befragt, die Wahrsager zu Rathe gezogen, Prophezeiungen nachgespürt, auf Träume gehört hatte! — Jetzt war er frei, nur noch einen Herrn und einen Herrn voller Güte, nur eine Einweihung, die der Taufe, voller Gewißheit und Licht, eine einzige Weissagung, die unfehlbare Weissagung des Kreuzes, eine einzige Verheißung der Zukunft und zwar einer unsterblichen Zukunft erkennend.

So von dem Laster, von dem Tode, vom Kaiser, vom Dämon befreit, gibt der Christ dieser Zeit in allen seinen Worten das Gefühl der Befreiung zu erkennen. Es ist der Mensch, der endlich frei von einer Last aufathmet. Der Christ ist der Freigelassene des Herrn."

---

1) Rom., VIII, 38.

2) Latebisne . . . cum aliquid immundum flatu exspuis? Tertull., ad Uxor., II, 5. Was das Zeichen des Kreuzes betrifft, so habe ich S. 259 davon gesprochen. Heidnische Opfer, gestört durch die Gegenwart eines das Zeichen des Kreuzes machenden Christen. Lactant., Div. inst., IV, 27; Euseb., Hist., eccl., VII, 17.

3) Contra Cels., VI, 41.

Heide sein heißt ein Sklave, ein Gefangener sein;[1] sich bekehren, heißt, aus den Netzen des Satans kommen; sündigen, abtrünnig werden, heißt, in die Netze des Dämon wieder fallen; exkommunizieren, heißt dem Satan überliefern.[2] Die Taufe und die Einsegnung ist die feierliche Freilassung, wo der Hut der Freiheit auf das Haupt des Menschen gesetzt wurde, wo er den Backenstreich, das Zeichen der Freiheit, die Salbung, das Zeichen des Königthums und des Priesterthums erhielt. Unter dem Namen Freiheit erschien ihm das Christenthum: „Wenn ihr bleiben werdet in meinem Worte, so seid ihr wahrhaftig meine Jünger, und werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen[3] ... Wenn euch der Sohn frei macht, so werdet ihr wirklich frei sein ... Da, wo der Geist des Herrn ist, da ist die Freiheit ..." Und das Christenthum wird genannt das vollkommene Gesetz der Freiheit[4]: so wenig scheute das apostolische Christenthum dies, den rigoristischen Schulen der beiden letzten Jahrhunderte so verhaßte Wort Freiheit.[5]

Und diese Freiheit war nicht allein Freiheit. Sie war Licht. Der Gefangene, dessen Fesseln gesprengt sind, der Sklave, der aus dem

---

1) 1. Kor., VII, 22. Tu nullius servus, in quantum servus Christi, qui te etiam captivitate diabolica liberavit, ex forma dominica agere debebis. Tertull., de Idol., 18.

2) 1. Tim., I, 20; 1. Kor., V, 3.

3) Joh., VIII, 31, 32, 36.

4) Jac., I, 25.

5) „So sehr man es auch zu hindern sucht, so sehr der Herr und der Mann ihre Drohungen verschärfen, der Sklave und die Frau lassen nicht ab, der (christlichen) Philosophie anzuhangen. Der freie Bürger, den ein Tyrann mit dem Tode bedroht, zu den Richtern schickt, zu den grausamsten Strafen verurtheilt ... wird darum nicht die Verehrung des wahren Gottes aufgeben. Mag die Frau unter der Gewalt eines ungerechten Gatten, der Sohn unter der eines bösen Vaters, der Sklave unter der eines bösen Herrn stehen; sie werden darum nicht ablassen, die Tugend zu üben. Wenn der Mann sich eine Ehre daraus macht, für die Tugend, für die Freiheit, für seine eigne Ehre zu sterben, so thut es die Frau ebenfalls ... Jung und Alt, Frauen und Sklaven werden wissen nach dem Gebete zu leben, und, wenn es nöthig ist, für dasselbe zu sterben; denn auf solche Weise sterben, heißt, durch den Tod das Leben erwerben. Wir wissen, daß Kinder, Frauen, Sklaven trotz den Vätern, Gatten, Herren zur höchsten Tugend sich emporgeschwungen haben. Verlieren wir also nichts von unserer Bereitwilligkeit und unserm Mute, wenn man unser Streben nach dem Guten hemmen will; ringen wir vielmehr mit noch größerer Kraft danach." Strom., IV, 8.

Arbeitshause tritt, geben uns kein genügendes Bild von der durch den Glauben bewirkten Freiheit. In dem Christen athmete die Brust freier, seine Augen waren gleichsam geblendet, wie die eines Menschen, der lange im Grabe gelegen und endlich aus seinem Dunkel heraustritt; es war die Freude einer, während einer langen Nacht von Angst herbeigesehnten Morgenröthe; es war die Glückseligkeit des Blinden, dessen Auge sich endlich dem Tage öffnet.[1] Christus „hatte sie berufen aus der Finsternis zu seinem wunderbaren Lichte."[2]

Seine Freiheit war noch mehr. Sie war die Verwandtschaft mit Gott; sie war Kindschaft, sie war Reichthum, sie war Herrlichkeit. Der Mensch wurde aus einem Sklaven nicht allein ein Freier, er wurde ein Sohn. Christus war der Erstgeborne unter vielen Brüdern;[3] der von Christus erlöste Mensch war der Bruder Christi. Gott gab ihm nicht allein Freiheit, sondern Erbschaft: „Erbe Gottes, Miterbe Christi;[4] er hatte einen Geist der Kindschaft empfangen, durch welchen wir rufen, Abba, Vater!"[5] — „Der Knecht bleibt nicht ewiglich im Hause; der Sohn bleibt ewiglich."[6]

Seine Freiheit war Sieg. Der Befreite war ein Sieger, würdig, nicht allein den Freiheitshut zu tragen, sondern den Kranz des Triumphators: „Ich schreibe euch, Jünglinge, weil ihr den Bösen überwunden habt. Ich habe euch geschrieben, Kinder, weil ihr den Vater erkannt habt. Ich habe euch geschrieben, Jünglinge, weil ihr stark seid, und das Wort Gottes in euch bleibet und ihr den Bösen überwunden habt. Ihr seid von Gott, und habt jene überwunden; denn der in euch ist, ist größer, als der in der Welt ist . . . Alles, was aus Gott geboren ist, überwindet die Welt, und das ist der Sieg, der die Welt überwunden hat: unser Glaube."[7] Das Leben des Christen war ein gegenwärtiger, täglicher, fortwährender Sieg.

Dieses Leben also, obwol dem Tode gegenüber, war nicht traurig. Die Heiden, die es nur von seiner Außenseite kannten, die das

---

1) Ihre Augen aufzuthun, daß sie sich bekehren von Finsternis zu Licht und von der Gewalt des Satans zu Gott. Act., XXVI, 18.

2) 1. Petr., II, 9.

3) Rom., VIII, 29.

4) Rom., VIII, 16, 17.

5) Rom., VIII, 15.

6) Joh. VIII, 35.

7) 1. Joh., II, 13, 14; IV, 4; V, 4.

bescheidene Gewand, die Armut und die Leiden des Christen bemerkten, hörten nicht auf, ihren Unwillen gegen dieses freudlose Leben auszulassen, in welchem es auch nicht eine Minute gab, um Menschen in dem Amphitheater sterben zu sehen. Aber wenn der Christ solche Schmähungen gegen sich in Betreff der Sinnenlust gehört hatte, kehrte er heim und lächelte vor Freude. Hätte er hier nur die durch den Gedanken an Gott geheiligte Liebe gefunden, so würde er eine Befriedigung gefunden haben, die den „erbarmungslosen und lieblosen Seelen," die in dem Heidenthum lebten, völlig unbekannt war. Welcher Heide konnte eine Ahnung haben von solchen Gefühlen, wie sie Tertullianus in einer berühmten Stelle, die nicht oft genug wiederholt werden kann, zu erkennen gibt? Können wir genug von dem Glück der Ehe sprechen, die die Kirche geschaffen, die die Oblation befestigt, die die Einsegnung geheiligt hat, die die Engel dem Himmel verkündet haben, die der himmlische Vater bestätigt hat? Denn selbst auf der Erde schließen die Söhne nicht rechtmäßig ohne die Einwilligung ihres Vaters eine Ehe. Wie sanft ist das Joch, das zwei getreue Herzen in derselben Hoffnung, unter demselben Gesetze, im Dienste desselben Gottes vereint! Kinder desselben Vaters, Knechte desselben Herrn werden sie weder körperlich noch geistig getrennt . . . Sie beten zusammen, sie knieen zusammen vor den Altären; sie fasten zusammen, sie belehren, ermuntern, ermutigen sich einander; sie sind zusammen in der Kirche, zusammen am Tische des Herrn, halten fest an einander in der Pein, bei den Verfolgungen, im Frieden. Der Eine hat nichts vor dem Andern zu verbergen, nichts von dem Andern zu fürchten, Keiner belästigt den Andern. Frei besuchen sie die Kranken, unterstützen die Armen; ihr Almosen stößt auf kein Hindernis, ihre Gabe findet keinen Widerspruch, ihre tägliche Liebe begegnet keinem Widerstande. Das Zeichen des Kreuzes braucht nicht heimlich gemacht zu werden, die Danksagungen brauchen sich nicht zu übereilen, die Segenspendung braucht nicht in der Stille zu geschehen. Gemeinsam singen sie die Hymnen und Psalmen, sie fordern sich gegenseitig auf, wer am besten das Lob Gottes singt. Eine solche Einigkeit ergötzt das Auge und das Ohr Christi, und er sendet ihnen seinen Frieden. Wo zwei Gläubige sind, da ist Christus. Wo Christus ist, da kann der böse Geist nicht sein."[1]

---

1) Tertull., ad Uxor., II, 9.

Oder der von den Heiden geschmähte und verspottete Christ kam in die Versammlung der Gläubigen und fand hier eine ganz andere Freude, nemlich seinen Gott mitten unter den versammelten Brüdern. Gewiß war der Kultus des Herrn ein ärmlicher, und das verfolgte Volk konnte der Majestät seines Königs keine glänzenden Altäre errichten. Aber dennoch suchte es, wie es immer diejenigen, die lieben, thun, die sichtbaren Manifestationen und die Embleme seiner Liebe zu vermehren. Der Mensch auf Erden ist nicht reiner Geist; er betet, liebt, dankt nicht allein in seiner Seele, sondern auch durch äußere Zeichen; und bei den meisten Menschen wenigstens empfindet die Seele nicht ein tiefes Gefühl, ohne daß sie ganz dabei betheiligt ist und, so zu sagen, ihren Gedanken überall offenbart. Bei aller ihrer Einfachheit also, bei aller ihrer Armut, bei ihrer Besorgnis um die Verfolgten und Flüchtigen hatten die Christen stets Gesänge der Freude und des Gebetes; sie hatten fromme Embleme. Gemälde, oft von einer ungeübten Hand, aber worin die christliche Gesinnung sich kund gab, stellten an ihren Versammlungsörtern Szenen dar, die wir schon unter dem häuslichen Dache gefunden haben: den guten Hirten mit seinem Schafe auf der Schulter, die Magier zu Füßen des Christuskindes, die Auferweckung des Lazarus, die Vervielfältigung der Brote, Moses an den Felsen schlagend. Und man beachte es wol, daß es stets trostreiche Gegenstände waren, Bilder der Wiedergeburt und des Heiles, die der christliche Pinsel wiederholte. Christus, dessen Antlitz wegen der Abneigung der Juden gegen die Malerei historisch nicht bekannt sein konnte, erschien ihnen jugendlich, ohne Bart, im Hirtengewande. Die Kreuzigung und der Kalvarienberg wurden von ihnen nicht im Bilde dargestellt. Wenn sie es wagten, eine Szene aus der Leidensgeschichte zu malen, so war es die Gestalt des Pilatus, wie er seine Hände wäscht, und lange Zeit diente dies Bild allein dazu, an die Leiden Christi zu erinnern. Höchstwahrscheinlich lag darin eine Klugheit, oder eine Artigkeit gegen die Gewohnheiten der hellenischen Kunst, die Blutszenen oder Leidensszenen nicht liebte, so daß solche Darstellungen augenscheinlich eine christliche Hand verrathen hätten. Jedoch muß man sagen, daß diese reinen, verfolgten, von Vertrauen erfüllten Seelen, die dem Himmel zu nahe standen, für nichts weiter einen Blick hatten, als für die himmlischen Freuden; die Hoffnung und fast die Gewißheit ihres Seelenheils erfüllten weit mehr als die Furcht vor der Verdammnis Aller Herzen.

Konnte man bei dieser brüderlichen Freude der christlichen Versammlung nach den Festen des heidnischen Tempels sich sehnen? Auch die Kirche hatte ihre Feste. Und jedes ihrer Feste war ein Freudentag. Wenn man an den bestimmten Fast- und Bußtagen sich im Gebete gebeugt und gedemütigt hatte, so richtete man an den andern Tagen sich wieder empor. Sobald der Tag kam, den die Heiden den Tag der Sonne nannten, der in der That der Tag der Sonne der Gerechtigkeit, der erste Tag der Schöpfung der Welt und der Tag der Auferstehung des Heilandes war, so fühlte man sich an diesem Tage voll Vertrauen; man betete nur im Stehen.[1] Es bestanden noch andere Festtage, oder vielmehr „das Leben des wahren Christen, war, wie Clemens von Alexandrien sagt, eine heilige und fortwährende Panegyrie,“[2] oder, wie Origenes sagt, ein fortwährendes Fest und ein fortwährender Sonntag, eine beständige Parasceve durch die beständige Vorbereitung auf das himmlische Osterfest, ein tägliches Osterfest durch den Genuß des Osterlammes, des Leibes Christi, ein fortwährendes Pfingstfest durch den beständigen Aufenthalt in dem Speisesaal und die beständige Unterhaltung mit dem heiligen Geiste.“[3] Aber bei den meisten Menschen und selbst bei den Christen wäre dieses beständige und abstrakte Fest der Seele durch die Gewohnheit gleichgiltiger geworden und hätte sich in die weltliche Zerstreuung verloren. Origenes gestattet ihnen also theils sichtbare Zeichen ihres Kultus gegen Gott, theils bestimmte Tage für die wichtigsten Momente des christlichen Glaubens. Diese heiligen Tage sind für ihn und nach dem von ihm ausgelegten Ausspruche des St. Paulus ein Theil des beständigen Festes, ein Fest an dem beständigen Feste des Christen.[4] Ohne Zweifel bezeichneten an den Tagen der Parasceve, an den beiden Tagen des Verrathes und des Todes, das Fasten, das Sichenthalten vom Bade, das Gebet auf den Knien, die Vermeidung des Friedenskusses die Traurigkeit der Seelen. Aber an

1) Einige sogar glaubten, sich von dem Sonnabend an der Kniebeugung enthalten zu müssen, aber das war nicht allgemeiner Gebrauch. Tertull., de Orat., 23.

2) Ἅπας δὲ ὁ βίος αὐτοῦ πανήγυρις ἁγία. Strom. VII, 7.

3) Orig., c. Cels., VIII, 22.

4) Col., II, 16, Origen., c. Cels., VIII, 23. Nobis qui in Christum credimus resurgentem iugis aeterna festivitas est, nec putare debemus alios festos, alios non festos. Hieron., Ep. 151.

dem Morgen der Auferstehung, nach der Nacht, die die Getreuen in Gemeinschaft zugebracht hatten, kehrte die Fröhlichkeit in das Herz des Christen zurück, der Bruderkuß wurde wieder ertheilt, die Freude an seinem Tische und das Bad für seine matten Glieder fanden wieder Statt. Während der folgenden funfzig Tage bis zum Feste der Pfingsten[1] blieben die Thränen und das Fasten verboten; das Gebet war nicht mehr ein Klagegebet; es war ein mit Vertrauen, Dankbarkeit, mit Freude erfülltes Gebet.[2] „Ihr sprecht, sagt Tertullianus, zu den Getreuen von den Festtagen der Heiden. Ihr habt mehr als diese. Die Freudentage der Heiden kehren einmal in jedem Jahre wieder, der unsrige jede Woche. Stellet alle Festtage des Heidenthums zusammen; es sind weniger, als die Tage unserer Pfingsten.[3]

Konnte man die Feste des Circus und des Theaters vermissen? „Welche Undankbarkeit, sagt er an einer andern Stelle, so viele Freuden, die Gott uns verschafft, verkennen und für unzureichend zu finden! Was für eine größere Annehmlichkeit gibt es, als Gott unsern Herrn und unsern mit uns versöhnten Vater, als die geoffenbarte Wahrheit, als den anerkannten Irrthum, als die Verzeihung so vieler Fehler! Welch größere Freude, als die Geringschätzung der Freuden, die Verachtung der Welt, die wahre Freiheit, das reine Bewußtsein, das reiche Leben der Seele, die aufgehobene Furcht vor dem Tode; welch größere Freude, als die Götter der Völker mit Füßen zu treten, die Dämonen zu vertreiben, die Kranken zu heilen, Offenbarungen aus der Höhe zu erbitten, mit Gott zu leben! Das sind die Freuden und die Schauspiele der Christen, heilige, beständige, unentgeltliche. Das sind für dich, mein Christ, die Spiele des Circus: Siehe, wie

---

1) Ueber das Fest der Pfingsten Act., XVIII, 21; XX, 6, 16.

2) Ueber diese Festtage Orig., l. c.; Tertull., de Oratione, II, 23; de Jej., 14. Man feierte auch Weihnachten (τὴν γενέθλιον) den 25. des neunten Monats; Epiphanias den 6. des zehnten Monats nach den apostolischen Konstitutionen, die, in Asien abgefaßt, sich des syromakedonischen Kalenders bedienen. So setzen sie den Ostersonntag zwischen den 14. und 21. des Mondes, der dem Frühlingsäquinoctium folgt, das den 22. des zwölften Monats Dystros Statt findet. Da Dystros der zwölfte Monat ist und dem März entspricht, so ist der neunte Apellaios (Dezember) und der zehnte Audinaios (Januar). Const. apost., V, 12, 16.

3) Tertull., de Idol., 14.

der Wagen des Jahrhunderts dahineilt, wie die Zeit verfließt, wie nahe das Endziel ist; schließe dich der Partei der Kirche an; erwache bei dem von Gott gegebenen Zeichen; erhebe dich bei dem Schalle der Trompete des Engels; strebe nach der Palme des Märtyrerthums.[1] Sind dir die Bühnenspiele lieber? Gibt es nicht unter uns genug Litteratur, genug Poesie, genug Sentenzen, genug Gesänge, genug Chöre? Nun ist das, was gesungen wird, nicht Erdichtung, sondern Wahrheit; statt der Unwahrheiten und Schurkereien der Bühne ist bei uns christliche Aufrichtigkeit.[2] Willst du den Faustkampf und das Ringen? Du findest ein vielfaches Ringen, das Ringen der Keuschheit gegen die Unzüchtigkeit, der Wahrheit gegen die Perfidie, der Barmherzigkeit gegen die Unbarmherzigkeit, des Hochmuts gegen die Bescheidenheit. Das sind unsere Kämpfe und Kämpfe, in denen wir den Kranz erringen. Willst du endlich Blut? Du hast das Blut Christi."[3]

Hierin erkennt man den strengen Tertullianus, deklamatorisch und emphatisch, wenn man will. Man vergleiche mit ihm den Hirten Hermas. Er gibt uns einen Begriff von dem, was Frische der christlichen Gedanken ist. Streng in Sitten und in der Lehre, zeigt Hermas eine milde Seele und eine liebliche Phantasie. Seine Dichtungen lassen uns die poetische und frische Seite der Kirche seiner Zeit erblicken.[4]

Hermas ist der Lehrer der Buße. Wenn er nach einem Gebete in seinem Hause, und nachdem er sich auf sein Bett gesetzt hat, einen

---

1) Cursus saeculi intuere, tempora labentia, spatia dinumera, metas consummationis exspecta, societates ecclesiarum defende, ad signum Dei suscitare. (De Spectaculis, 29.) — Alle diese Ausdrücke sind Anspielungen auf die Spiele und die Parteien des Circus.

2) Non strophae, sed simplicitates. Tertullian spielt mit dem Worte stropha, das nicht allein die Strophe in den alten Gesängen bezeichnet, sondern auch, Rank, List, Schurkerei bedeutet.

3) De Spectac., 29.

4) Ich spreche hier von dem Buche *ὁ ποιμήν*, Pastor, das in den Kirchen griechischer Zunge so populär ist, oder von dem zweiten Theile des Buches, das die Vorschriften und Gleichnisse enthält, und das nach meiner Ansicht von dem ersten, dem *ποιμήν*, das dem Hermas, einem Bruder des Pabstes Pius II. zur Zeit des Kaisers Antoninus zugeschrieben ist, getrennt werden muß.

mit einem weißen Mantel bekleideten Hirten mit dem Bettelsack und dem Stabe eintreten sieht, so ist dieser Hirt, den Gott ihm sendet, nicht ein junger und munterer Schäfer, dem es Freude macht, daß seine Herden auf fetten Weiden herumspringen, sondern ein Mann von ehrwürdigem Antlitz, ein strenger Hirt, der seine Schafe in dornige Schluchten treibt und ihnen nur Disteln zu fressen gibt. Es ist der Engel der Buße zur Bewachung des Gerechten, aber auch zur Züchtigung des Sünders gesendet.[1]

Allein die Buße, so streng sie auch sein mag, ist mit einer Frische von Bildern geschildert, die ein Zeugnis gibt von der Heiterkeit der Seele. Es ist der Christ von damals, lächelnd inmitten der Trübsal und der Prüfungen. Von diesen strengen Lippen strömen liebliche und ländliche Allegorien, die an die Gleichnisse des Evangeliums erinnern. Ihm ist der Weinstock, der sich an die Ulme anschmiegt, der Reiche, der bei allem Ueberflusse der Früchte der Erde gegen den Sturm des Zornes Gottes gehalten werden muß; er lehnt sich an den Armen an, dem er seine Früchte spendet, und der ihm durch sein Gebet Unterstützung gewährt. — Der abgestorbene Baum und der lebende Baum, die im Winter schwer von einander zu unterscheiden sind, stellen den Gottlosen und den Gerechten dar, die man in diesem Leben leicht mit einander verwechseln kann, aber die man einst erkennen wird, den einen leer, den andern reich an den Früchten des ewigen Lebens.

Sollen wir noch weiter gehen? Sollen wir hier die naive Unterredung des Hermas mit den heiligen Jungfrauen erwähnen? Diese Jungfrauen stellen die Tugenden dar, den Glauben, die Enthaltsamkeit, die Kraft, die Geduld, es sind ebenfalls liebliche, heitere, unschuldige junge Mädchen. Der Hirt, der den Hermas geleitet und ihn in den Kreis dieser Visionen führt, läßt ihn, nachdem er ihm den Thurm, den er erbaut, und der die Kirche darstellt, gezeigt hat, allein mit dieser jungfräulichen Schar. „Der Hirt, sagten sie mir, darf heut nicht wiederkommen. — Was würde ich dann thun? antwortete ich ihnen. — Bleibe bei uns, bis er kommt. — Ich will bis zum Abend warten; wenn er nicht kommt, werde ich in meine Wohnung zurückkehren. — Nein, sagten sie mir, du bist uns anvertraut worden; du kannst dich von uns nicht entfernen. — Aber wo

1) S. Mandata, in prooem. et Similit., VI, 2.

soll ich bleiben? — Du wirst bei uns bleiben, nicht als Gatte, sondern als Bruder. — Und als ich ganz verlegen war bei dem Gedanken, bei ihnen zu bleiben, umarmte mich diejenige, die unter allen die erste schien, und gab mir einen Kuß. Darauf küßten mich die andern ebenfalls in brüderlicher Weise, führten mich um das Gebäude, das sie errichteten, und spielten freundschaftlich mit mir. Einige sangen Psalmen, andere führten Tänze auf, und ich folgte ihnen schweigend und gleichsam verjüngt vor Freude. Als der Abend kam, und ich mich anschickte zu gehen, hielten sie mich zurück. Ich blieb also diese Nacht bei ihnen. Sie breiteten auf der Erde ihr leinenes Gewand aus, wiesen mir einen Platz mitten unter ihnen an und hörten nicht auf zu beten. Ich betete fortwährend mit ihnen, und groß war ihre Freude, da sie mich so beten sahen. Als es Tag geworden war, und wir zum Herrn gebetet hatten, kam der Hirt und sprach zu ihnen: „Ihr habt ihn nicht mishandelt?“ Sie antworteten: „Frage ihn selbst. — Herr, sagte ich, ich bin sehr glücklich gewesen, daß ich bei den Jungfrauen geblieben bin. — Was hast du gegessen? — Herr, antwortete ich, ich habe die ganze Nacht mich an den Worten des Herrn erquickt. — Also, sagte er, haben sie dich gut behandelt.“[1]

Ich weiß nicht, ob ich mich teusche, aber es scheint mir, als ob diese naive Allegorie ein schönes Bild von dem gibt, was die Tugend in den Augen der Christen dieser Zeit war. Jenen Menschen, die in der Familie ein Klosterleben führten, die viermal am Tage und zweimal in der Nacht beteten, die wenigstens zweimal in der Woche streng fasteten, die obgleich arm und von ihrer Arbeit lebend, doch von ihrer Arbeit sparten, um den Armen und der Kirche zu geben, die gewiß stets vor ihren Augen die Hoffnung, aber auch (denn sie waren Menschen) die Furcht vor der Marter und den Tod, den Tod für sie selbst, für ihre Freunde, für ihre Nächsten, für ihre Frauen, für ihre Kinder hatten; diesen Menschen, sage ich, erschien trotzdem, oder vielmehr darum die Tugend unter dieser lieblichen, heitern, lächelnden Gestalt. Diese Tugend, die sie so durch die Disteln der Buße und des Märtyrerthums führte, schien ihnen dennoch nicht voll Dornen; es war für sie ein liebliches junges Mädchen, das bei ihnen lächelte, sang, tanzte. Das Gebet schien ihnen wie

1) Similit., IX, 11.

ein heiteres Fest. Es scheint, daß Nichts so geliebt wird, wie die Strenge.

Wie diese vertrauensvolle Freude des Christen, die auf so naive Weise in Hermas hervortritt, zu gewinnen sei, zeigt derselbe in folgenden Worten. „Warum sollte der Christ die Pein und die Betrübnis des Heidenthums haben? Fürchte den Herrn, aber fürchte nicht den Dämon, spricht er zu ihm, der Dämon ist machtlos, und du wirst ihn mit der Furcht Gottes besiegen[1] . . . Verbanne aus dir alle Betrübnis. Die Betrübnis ist die Schwester des Zweifels (διψυχίας) und des Zornes. Die Betrübnis ist die böseste unter allen Leidenschaften, die furchtbarste für die Diener Gottes; sie richtet den Menschen zu Grunde, sie martert den heiligen Geist. Nimm die Freudigkeit an, die vor Gott stets Gnade findet. Der freudige Mensch handelt gut, seine Gedanken sind gut. Der traurige Mensch ist erbittert, gereizt und thut das Böse; er findet Gott nicht, er erweist ihm keinen Dank,[2] er erhält nichts von dem, um das er ihn bittet . . . Wenn der Gedanke eines Menschen mit Traurigkeit vermischt ist, dann erhebt er sich nicht rein zum Altare Gottes. Er ist wie ein mit Essig vermischter Wein, der seine ganze Süßigkeit verloren hat . . . Befreie dich von dieser übeln Traurigkeit, und du wirst in Gott leben."[3]

Und wahrlich, wenn wir bedenken, ein wie trauriges Leben das verdorbene, angstvolle, in Finsternis verlorene heidnische Leben war, über das zwei so harte Herrn geboten, ein sichtbarer, der Cäsar, ein unsichtbarer, Satan, aber dessen wirkliche Tyrannei man fühlte, dann werden wir die Freude der ersten Christen bei ihrer strengen Lebensart, mitten unter ihren Leiden und Martern begreifen; ihr Leben war ein Leben im Lichte, in der Ruhe des Gewissens, in der Zuversicht einer mutigen Seele; sie waren frei dem Cäsar gegenüber durch die Annahme des Märtyrertodes, frei dem Satan gegenüber durch die Erkenntnis, den Schutz, die heilige Freundschaft des himmlischen Richters, Herrn und Vaters.

---

1) Id., Mandata, VII und der griechische Text in Clem. Alex., Str., II, 12 und in Antiochus, Hom. 127.

2) *Μὴ ἐντυγχάνων, μὴ ἐξομολογούμενος.*

3) Id., Mandat., X, 1, 5., (Doct. ad Antiochum ib., 11, u. Pseudo-Athanas. et Antiochi homel., 25).

Heut ist die Sache eine andere. Zwar gibt es keinen Heiden mehr, aber es gibt etwas Anderes, einen tiefer wurzelnden Irrthum, als das Heidenthum. Die damaligen Götzendiener würden betroffen und erschrocken sein, wenn sie wieder lebendig würden und ganze Völkerschaften sähen, die nichts, was es auch sei, anerkennen, anbeten, verehren, weder einen Gott, noch ein Idol, noch einen Genius, noch ein Schicksal, noch irgend eine übernatürliche Macht. Sie würden sich fragen, ob diese Leute glauben, daß die Welt allein vorwärts schreitet, oder ob sie das Geheimnis gefunden haben, ihren Lauf zu lenken, die Gestirne, die Winde, die Stürme sich bewegen zu lassen, ohne daß eine höhere Macht dabei betheiligt ist. Sie, die die Christen Atheisten nannten, weil sie kein Idol hatten, wie würden sie Menschen nennen, die von ihrer Geburt bis zu ihrem Tode leben, ohne ein einziges Mal gebetet, sich in Ehrfurcht gebeugt, Buße gezeigt zu haben? Heut allerdings sind, Dank der Schwachheit der Einen, Dank der feinern Sitte der Andern, und besonders Dank der sittlichen Begriffe, die das Christenthum selbst unter denen verbreitet hat, die nicht Christen sind, die gegenseitigen Beziehungen leichter und das äußere Verfahren weniger gewaltsam, als sie es in damaliger Zeit waren. Es ist nicht weniger wahr, daß die dogmatische Scheidung zwischen denen, die glauben, und denen, die nicht glauben, absoluter ist als jemals. Wenn auch weniger verderbt, als das Heidenthum, hat jedoch unser Jahrhundert wegen des christlichen Lebens nicht das Recht, von dem Heidenthum Böses zu reden. Es ist weniger gläubig; denn das Heidenthum glaubte an Etwas. Es ist weniger religiös, denn das Heidenthum betete zu seinen Göttern und selbst zu Gott. Es besitzt weniger Urtheil und Logik, denn das Heidenthum suchte für das, was existiert, ein Prinzip und einen Grund; während unser Jahrhundert, wenn es diese Welt betrachtet, das Prinzip nicht aufsuchen will, aus Furcht, daß diesem Prinzipe gegenüber sein Stolz gezwungen werde möchte, sich zu demütigen und anzubeten.

Fünftes Kapitel.

Die Hoffnungen.

Aber welche Zukunft, welche übernatürlichen Hoffnungen hatte dieses christliche Leben? Wodurch wurde es zum Märtyrerthum ermutigt?

Gewiß erwies die Kirche denen, die für ihre Sache litten, Ehren. Kaum waren sie in Fesseln, als die ganze Christenheit sich zu ihnen herandrängte; Diakonen wurden bestimmt, um ihnen Erquickung für den Leib, Trost für die Seele zu bringen; reiche, edle, zarte Frauen suchten durch Geld und mit Gefahr ihres Lebens in das Gefängnis zu gelangen, um ihre Wunden zu verbinden und ihre Fesseln zu küssen; Abgeordnete von entfernten Kirchen kamen, um ihnen zu ihren Leiden Glück zu wünschen.[1] Laien und Gefangene, sie übten aus

---

1) Lukianos schildert in ironischer, aber wahrhafter Weise den Eifer der Christen: „Peregrinus wurde festgenommen und ins Gefängnis geworfen, was ihm nicht geringes Ansehn für sein folgendes Leben verschaffte. Als er im Kerker lag, setzten die Christen, weil sie die Sache für ein großes Unglück hielten, alle Mittel in Bewegung, um ihn zu entführen: als ihnen dies unmöglich war, ließen sie ihm jede erdenkliche Sorgfalt und Pflege angedeihen. Gleich vom frühen Morgen an konnte man alte Weiber, Wittwen und Waisen am Gefängnisse sitzen sehen, während ihre Vorsteher die Gefangenwärter bestachen und die Nacht bei ihm zubrachten. Mannigfache Speisen wurden hineingebracht, sie erzählten sich ihre heilige Legenden, und der beste Peregrinos, so nannte er sich noch, hieß bei ihnen ein neuer Sokrates. Selbst aus den asiatischen Städten kamen Einige, welche die Christen von Seiten der Gemeinde absandten, um ihn zu unterstützen, ihm vor Gericht beizustehen, und den Mann zu trösten. In solchen ihr Gemeinwesen betreffenden Fällen zeigen sie eine unglaubliche Schnelligkeit, um es kurz zu sagen, sie sparen nichts. Auch Peregrinos erhielt damals von ihnen, angeblich wegen der Einkerkerung, viel Geld und bezog unter diesem Titel nicht geringe Einkünfte." De morte Peregrini, 12. 13.

ihrem Kerker heraus eine Art Jurisdiction in der Kirche. Die energische Verwendung der Seelsorger, eine in den Gefängnissen geschriebene Botschaft beförderte die Verzeihung eines Sünders, das Ende der Prüfungen eines Bußfertigen, die Lösung eines Zweifels, die Beilegung eines Zwistes. Und wenn der Märtyrertod sein Opfer gefordert hatte, so wurden trotz der heftigsten Verfolgung die Ueberreste gesammelt, in Seide und Gold gehüllt und unter einem Altar beigesetzt; der Todestag und der durch das Andenken geweihte Ort wurden in dem schon vollen Kirchenkalender vermerkt, um der Gegenstand einer beständigen Verehrung zu sein. Man betete nicht für ihn, wie für die andern Todten,[1] sondern man betete zu ihm; an diesem geweihten Grabe vergoß man keine Thränen, noch war man betrübt; man brachte seinen Dank dar.[2]

Aber diese Ehrenbezeigungen wären ohne die Hoffnung auf das zukünftige Leben lächerlich, diese Leiden zwecklos, dieser Mut unvernünftig, diese Tugend unmöglich gewesen. Es ist nöthig, hier zu zeigen, wie dieses mächtige und vertrauensvolle Gefühl, in einem Grade, wie wir nicht genug begreifen können, die ganze Existenz des Christen erleuchtete und beseelte.

Zuvörderst war die Unsterblichkeit für ihn eine positive und bestimmte, wie sie es für keinen Andern war. Es war nicht die Thesis eines Gelehrten, nicht ein Traum eines Philosophen, eine Betrachtung von einigen Stunden: „er wußte, wem er vertraute und war dessen gewiß."[3] Es war nicht der Traum an eine abstrakte und metaphysische Glückseligkeit, durch die das Ich sich in das Unendliche verlieren und der individuelle Mensch aufgehen würde in der allgemeinen Seele. Seine künftige Unsterblichkeit war so vollständig individuell, daß es nicht blos die Unsterblichkeit seiner Seele, sondern

---

1) Ueber das Gebet für die Todten siehe unter Andern Tertull., de Corona, 3 (Oblationes pro defunctis pro natalitiis annua die facimus); Cyprian., Ep. 66; Const. apost., VIII, 41—43, etc.

2) Nach Gregorovius ist es nicht zweifelhaft, daß man in jener Zeit anfing, die Märtyrer zu ehren. Es ist ein natürliches Gefühl der Pietät, das dazu führte, die Gebeine der Glaubenshelden zu sammeln, das Andenken an ihren Todestag zu bewahren, an diesem Tage Gedächtnisreden auf sie zu halten, den Eifer der Gläubigen durch solche ruhmreiche Erinnerungen zu erwärmen. Jedoch ist das nicht der Kult der Reliquien. Gesch. des Hadr., h. VIII, S. 275.

3) 2. Tim., I, 12.

selbst die seines Fleisches war. Er leugnete nicht die Glückseligkeit der von dem Körper geschiedenen Seele, aber die Glückseligkeit, die er meinte, war die des ganzen Menschen. Männer von dieser Einsicht, die durch ihre erste Erziehung, sei es eine jüdische oder heidnische, für die Abstractionen nicht anders vorbereitet waren, hätten sich schwerlich mit einer ganz philosophischen und durchaus geistigen, für ihre Einbildungskraft unfaßbaren Unsterblichkeit befreundet (und wer sollte sich damit befreunden?); ihre Hoffnungen mußten etwas Materielles haben können, das erwartete Glück mußte wie sie von Fleisch und Bein sein. Auch ist es unter der Gestalt und mit der Idee von der Auferstehung des Fleisches, daß die christliche und vor ihr die pharisäische Verheißung das künftige Leben angekündigt hatte. Demnach wurde dies Dogma von der Auferstehung, das die bis dahin vagen und inkonsistenten Ideen von der Unsterblichkeit präzisierte und so zu sagen inkarnierte, für das Hauptdogma in dem Christenthume gehalten. Gegen keinen Punkt waren die verzweifelten Einwendungen der Heiden häufiger, über keinen Punkt die Erwiderungen der Kirche vielfacher. „Welche Macht, sagten spöttisch die Heiden, soll diese in alle Winde der Welt zerstreuten, verbrannten, aufgelösten, verdorbenen, verzehrten, vernichteten Theile wieder vereinigen? Mögen eure Todten noch so sehr von der Flamme des Scheiterhaufens verschont bleiben, möget ihr sie der Erde anvertrauen, sie mit wolriechenden Substanzen bedecken, der Wurm des Grabes wird bald sein Recht fordern und diesen namenlosen Staub mit dem Staube der Welt vermischen.“ — „Gott, antworteten die Christen, wird sie aussondern. Wenn wir unsere Brüder nicht verbrennen, so geschieht dies aus Ehrfurcht, nicht der Nothwendigkeit wegen; es geschieht, um, so viel wir vermögen, das aufzubewahren, was Gott einst wiederfinden soll; es geschieht nicht aus Besorgnis, daß er es nicht wiederfinden könne, wo und unter welcher Gestalt es sei. Ist denn das Wunder, was Gott thun wird, wenn er dem zerstreuten Staube des Grabes die Gestalt des menschlichen Körpers wieder geben wird, schwieriger und größer, als das Wunder, das er vollbracht hat, als er diesen Körper zum ersten Male gebildet und aus einem unsichtbaren Keime einen ganzen Menschen geschaffen hat?“ Jeder sah es ein, es war dies das Dogma, das die Märtyrer schuf. Die heidnischen Philosophen bezweckten dadurch, daß sie bei dem Christen den Glauben an die Unsterblichkeit des Fleisches bekämpften, ihm den Mut des Märtyrertodes zu nehmen. Die

christlichen Apologisten wußten, daß sie dadurch, daß sie diesen Glauben aufrecht erhielten, seinen Mut befestigten; es lag ihnen daran, diesen Sterbenden von der Unsterblichkeit und von dem zukünftigen Ruhme desselben Fleisches, das er dem Henker hingab, zu überzeugen.[1]

Ferner war diese zwiefache Unsterblichkeit des Leibes und der Seele für eine große Anzahl von Christen nicht nur eine zugesicherte, sondern eine nahe. Durch eine geheimnisvolle Anordnung der Vorsehung war die Erscheinung des Antichrists, der Untergang der Welt, die Auferstehung der Todten, die Ankunft des Sohnes Gottes, das letzte Gericht mehrmals und auf eine ganz bestimmte Weise angekündigt.[2] Aber der Zeitpunkt war ein tiefes Geheimnis. Die Engel wissen ihn nicht, hatte Christus den Jüngern auf ihre Frage geantwortet, auch nicht der Sohn, sondern der Vater allein.[3] Das hieß, daß über diesen geheimnisvollen Zeitpunkt der Mensch weder von Christus, noch von den heiligen Büchern, noch von der Kirche irgend einen Aufschluß zu erwarten hatten. Und aus diesem tiefen Schweigen folgt, daß man stets und von Anfang an wachen, beten, nüchtern sein müsse;[4] daß der Herr stets vor der Thür stehe, bereit anzuklopfen; daß das Netz stets ausgespannt und bereit sei über unser Haupt zu fallen; daß der Dieb stets bereit sei, in das Haus des Familienvaters einzubrechen; daß die Zeit immer kurz, der Augenblick immer nahe sei; daß die Stunde, die den Menschen in dem Augenblicke, wo er am wenigsten daran denke, überraschen solle, stets nahe sei.

Auch die Apostel machten keine Schwierigkeit, von der Stunde, in der sie leben, wie von der letzten zu reden, von der Wieder-

1) Ueber die Lehre von der Auferstehung der Körper s. Clem., 1. Kor., 24, 26; Tertull., Apol., 48 und das ganze Buch de Resurrectione carnis; de Anima, 17; de Testimonio animae, 4; Justin., Apol., I, 8; Athenagor., de Resurrectione mortuorum, und insbesondere cap. 25; de Legat., 36; Fragmente des Buches von Justinus, de Resurrectione, s. bes. cap. VIII; Minutius Felix, 11, 34; Irenaeus, V, 1 u. f.; Tatian., ad Graec., 25; Theophil., ad Autolycum, 1, 7, 8, 13; II, 7, 8.

2) Matth., XXI, 41, 43; XXVI, 64; Luc., XXI, 24.

3) Matth., XXII, 32; XXIV, 36; Act., I, 7.

4) Matth., XXIV, 38, 51; XXV, 1, 30; Marc., XII u. f.; 1. Thess., V, 2, 4; 2. Petr., III, 10; XVI, 15.

erscheinung, als sei sie nahe bevorstehend; von der gegenwärtigen Generation, als müsse sie Zeuge von den letzten Tagen der Welt sein. Aber sie bewahren immer das in dem Evangelium so feierlich angegebene Geheimnis, so daß aus ihren Worten nichts zu erschließen ist; es ist selbstverständlich, daß über diesen letzten Zeitpunkt weder sie, noch die Kirche, noch das Menschengeschlecht etwas wissen können, weil das Fleisch gewordene Wort selbst als Mensch nichts wußte. Und auch wenn Ungeduldige, die ihre Worte zu wörtlich genommen haben, murren, daß die Wochen, Monate, Jahre vorübergehen, ohne daß sie die Tritte des Sohnes Gottes hören, wenn Andere behaupten zu wissen, daß er ganz nahe sei und seine Erscheinung für den folgenden Tag ankündigen, so sagen die Apostel, daß uns nicht „gebührt zu wissen Zeit oder Stunde, die der Vater seiner Macht vorbehalten hat;"[1] daß „vor ihm tausend Jahre wie Ein Tag sind;"[2] daß, mit einem Worte, wenn man für den morgenden Tag bereit sein muß, man sich nicht wundern darf, daß man Jahrhunderte wartet.[3] Sie setzen selbst hinzu, daß diese Verzögerung, worüber man murrt, eine Wolthat der göttlichen Gnade ist; daß Gott Zeit gibt, um Seelen zu retten; daß Gott wartet, um eine größere Barmherzigkeit auszuüben und mehr Sünder zu gewinnen; daß er die Welt bestehen läßt, damit die Welt ihm eine reichlichere Ernte an Auserwählten gebe.[4]

Zwei verschiedene Tendenzen scheiden also diese heroischen Seelen, für die das gegenwärtige Leben von dem Gedanken an das zukünftige Leben erfüllt war. Die einen hören vielleicht mehr auf ihr Herz, als auf die Worte der Apostel. Der jüngste Tag wird das Ende ihrer Leiden, der Lohn für ihre Arbeiten, der Sieg ihres Glaubens, die Bestrafung ihrer Feinde sein; sie glauben ihn nicht genug herbeiwünschen, noch ihn als zu nahe ansehen zu können. Außerdem haben

1) Act., I, 7.

2) 2. Petr., III, 8.

3) Hebr., I, 2; X, 25, 37; 1. Kor., IV, 5; X, 11; XI, 26; 1. Petr., IV, 7; Phil., III, 10; Jac., V, 8, 9; 1. Joh., II, 18, 22; 1. Thess., IV, 15, 17; 1. Tim., VI, 14. Uebrigens beziehen sich viele von diesen Stellen auf den damals bevorstehenden Fall von Jerusalem.

4) 2. Petr., III, 8, 9, 10; 2. Thess., II, 3, 11; 1. Kor., XV, 12. — „Seit der Zeit des St. Paulus, sagt Origenes, regte man diese Fragen an und man fragte sich, ob das Ende der Welt nahe oder nicht nahe wäre." Orig., Contra Cels., III, 11.

sie, Unterthanen von Rom, erbittert über seine Herrschaft, Orientalen, Juden von Geburt, selbst nach ihrer Taufe, ihr verbanntes Volk, ihre zerstörte Stadt, ihren entweihten Tempel nicht vergessen; und da der Fall Rom's (St. Johannes hat es ihnen gesagt) der Wiederkunft Christi vorangehen soll, so wünschen sie den Fall von Rom und die Wiederkunft Christi sehnlichst herbei. Diese beten, daß der Tag des Herrn erscheine; sie lauern auf ihn, sie hören ihn kommen, sie rühmen im Voraus seinen fürchterlichen Glanz.

Andere hingegen, schüchterner, wenn man will, vielleicht auch zarter und mitleidiger, fürchten den jüngsten Tag als das Endziel, wo die Liste der Auserwählten wird geschlossen werden, und an dem Gott nicht einen Namen mehr eintragen wird.[1] Ueberdies sind sie Römer von Geburt oder aus Zuneigung, und sie können nicht wünschen, das römische Reich, diese große Einheit der Völker, diesen Hauptbeförderer des allgemeinen Friedens, dies große, wiewol unfreiwillige Werkzeug der Erlösung untergehen zu sehen. Sie haben keine Eile, wie groß auch die Verbrechen dieses Babylons sind, daß der Engel den Mühlstein, den er über demselben hält, niederfallen läßt. Und da sie, hierin einig mit der ganzen Welt, in dem Ende von Rom das Ende des Menschengeschlechtes erblicken; da sie ohne das römische Reich weder Zivilisation, noch Gesellschaft begreifen können, so beten sie für die Dauer Roms und für die Dauer der Welt. Die Kirche in ihrer Liturgie neigt sich zu diesem Gedanken; sie gehört zu der Partei der Mitleidigen; sie bittet Gott, noch Geduld zu haben und dankt ihm für jeden Tag des Aufschubs, den er der Welt gewährt; sie bittet um die Verzögerung des Endes und um das Bestehen des römischen Reiches.[2]

---

1) In saeculo libertate remissa et maxima Dei patientia, cuius, quanto iudicium tardum, tanto magis iustum est. Minut. Fel., 24 u. Justin., Apol., I, 45; II, 7.

2) Pro mora finis, pro statu saeculi. S. Iren., V, 30; Tertull., Apol., 32, 39, de Orat., 5. — S. auch Lactant., Dio. Inst., VII, 15, 16, 25. Hieronym., Prooem., in VIII, Ezech.; Ep. ad Augustin. 12, ad Gaudent., 11 ad Agerust.; in Daniel, VII, XI, XII bei Bossuet, Préface de l'Apocalypse, 22. Hieronym. sagte: „Quid salvum, si Roma perit?“ Und Tertull. (ad Scap., 2): „Deum precamur, ut imperatorem salvum velit cum romano imperio, quamdiu saeculum stabit, tamdiu enim stabit.“ S. auch Optat. von Milevum, contra Donatistas, 11; Aug., de Civ. Dei, II, 11.

Aber für die Einen, wie für die Andern ist diese gewünschte oder gefürchtete, herbeigesehnte oder fern gehaltene Wiedererscheinung eine häufige Beschäftigung des Geistes, die Meditation vieler geistiger Anstrengungen, der Traum vieler Nächte. Ihre Unsterblichkeit ist ihnen in jedem Augenblicke gegenwärtig, das Gericht Gottes ist die tägliche Unterhaltung dieser großen Seelen.

Dieser Gedanke tritt aus der christlichen Litteratur und Poesie der ersten Jahrhunderte hervor. Jede Doktrin und jede Gesellschaft hat ihre erfinderische Seite. Was man auch sagen möge, die Sinne einerseits und der Verstand anderseits machen nicht ganz den Menschen aus; die Einbildungskraft hat ihre Stelle zwischen beiden, und wäre es auch nur als das verbindende Glied. Sie ist ebenso wirklich und ebenso nothwendig, wie die beiden. Das Christenthum hatte also nicht allein seine Kontroversschriften, seine philosophischen und gelehrten Arbeiten, es hatte seine Litteratur, es hatte auch seine Poesie, seine Träume, seine Phantasien, seine Fiktionen. Aber bei diesem Märtyrervolke konnte die Poesie nur das Märtyrerthum verherrlichen; bei diesen die Welt verachtenden Seelen konnte die Phantasie sich nur mit dem Unendlichen beschäftigen. Das Heidenthum hatte seine Mythologie und seine Poesie auf der Erde und in der Vergangenheit; das Christenthum hatte seine Poesie, ich kann selbst sagen seine Mythologie außerhalb der Erde und in der Zukunft. Die heidnische Poesie war die Unterhaltung der Wollüstlinge, die christliche Poesie war die Ermutigung der Märtyrer. Dies Leben, was den Tod vor Augen hatte, das Bedürfnis, sich auf denselben vorzubereiten; die verheißene Unsterblichkeit, die Wiederkunft Christi, verzögert nach den Einen durch das Erbarmen, beschleunigt durch die Ungeduld der Andern; die Strafe der Verfolger und Rom's der Hauptverfolgerin; der Ruhm der Märtyrer und des neuen Jerusalems: das sind die Gedanken, von denen die Seelen erfüllt waren und von denen folglich die Poesie der Christen erfüllt war.

Wir begegnen hier dem Buche, das man als dasjenige bezeichnen kann, das diese Poesie am meisten begeistert hat. Als St. Johannes, von Domitianus verbannt, und noch triefend von dem heißen Oele, in das er zu Rom getaucht war, von dem Geiste Gottes auf der Insel Pathmos besucht wird, was entdeckt er am Himmel? Er „sieht unter dem Altar die Seelen derer, die geschlachtet waren um des Wortes Gottes und um des Zeugnisses willen, das sie hatten.

Und sie riefen mit lauter Stimme, und sprachen, Herr, du Heiliger und Wahrhaftiger, wie lange richtest und rächest du nicht unser Blut an den Bewohnern der Erde?"[1] Und was ist seine ganze Vision anders, als eine erhabene Antwort für die Märtyrer, die Rache fordern, für die Verfolgten, die Befreiung fordern, für Juden, die die Wiederherstellung Jerusalems fordern, für die ungeduldigen Christen, die Gott bitten, sich zu beeilen.

Den Leidenden zuvörderst und den Geächteten antwortet er: Ja, Rom, eure Verfolgerin wird bestraft werden. Dies Babylon, die gemeinsame Feindin der Synagoge und der Kirche, diese „große Hure, die auf vielen Wassern sitzt, mit welcher die Könige der Erde gehurt haben ..., wird zweimal soviel aus demselben Kelche trinken, aus dem sie den Heiligen zu trinken gegeben hat. Sie wird mit Feuer verbrannt werden, und die Könige der Erde, die mit ihr Hurerei und Ueppigkeit trieben, werden von ferne stehen vor Furcht ihrer Qual und sprechen, Wehe, wehe! ... Und die Kaufleute auf Erden, die von ihr reich geworden, werden von ferne stehen vor Furcht ihrer Qual und werden sagen, Wehe, wehe! ... Und alle diejenigen, die da Schiffe im Meere hatten ... werden, von fern stehend und den Rauch von ihrem Brande sehend, sprechen: Wer war gleich der großen Stadt! ..." So wird es der Stadt ergehen, in der man das Blut der Propheten und Heiligen und Aller, die auf Erden geschlachtet wurden, gefunden hat."[2] Und dann „hörte er wie eine laute Stimme vieles Volkes im Himmel, das sprach: Lobet den Ewigen! Das Heil und die Herrlichkeit und die Kraft ist unsers Gottes! Denn wahrhaftig und gerecht sind seine Gerichte, denn er hat die große Hure verurtheilt ... und hat das Blut seiner Knechte an ihr gerächt!"[3]

Den Juden nun, die fragen, ob Jerusalem nicht wieder wird aufgerichtet werden, antwortet der Prophet, daß es geschehen wird. Um an Stelle jenes Babels zu herrschen, um als Heiligthum zu dienen an Stelle des ersten ungetreuen und entweihten Jerusalems, sah er aus dem Himmel ein neues Jerusalem herabsteigen, von Gott zubereitet wie eine für ihren Mann geschmückte Braut, die große und

1) Apocal., VI, 9, 10.
2) Ibid., XVII, 1 u. f.; XVIII.
3) Ibid., XIX, 1.

heilige Stadt, gesetzt auf einen großen Berg, gebaut auf Jaspis und Saphir. Allein dieses Jerusalem wird nicht wie das alte eine irdische Stadt sein; es wird unter einem neuen Himmel und auf einer neuen Erde sein; und diese Stadt bedarf nicht der Sonne, noch des Mondes, daß sie ihr scheinen; denn die Herrlichkeit Gottes hat sie erleuchtet. Sie wird keinen Tempel haben, wie das alte Jerusalem, denn der Herr selbst ist ihr Tempel und das Lamm.[1] Der getaufte Jude lernt hier, das, was seine Liebe zu dem Tempel und zu dem Gesetze zu Irdisches hatte, ablegen.

Den Märtyrern, die ihre Belohnung erwarten, oder denen, die vor dem Märtyrertode zurückschrecken möchten, oder denen, die auch einen geliebten Märtyrer beweinen würden, verkündigt Johannes Trost und Ruhm. Er sah „Throne, und die Seelen der Enthaupteten um des Zeugnisses (*διὰ τὴν μαρτυρίαν*) Jesu und um des Wortes Gottes willen auf diesen Thronen sitzend, ausgerüstet mit der Macht Gericht zu halten ... Das sind diejenigen, die ihre Kleider in dem Blute des Lammes gewaschen haben. Und Gott wird abwischen alle Thränen von ihren Augen; und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei, noch Mühsal wird mehr sein; und Gott wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein, und ihr Gott selbst wird mit ihnen sein als ihr Gott."[2]

Und zuletzt antwortet St. Johannes den Ungeduldigen, denen, die da fragten, warum das Gericht so auf sich warten ließe: Ja, „dies Alles muß bald geschehen."[3] Aber dieses **bald** ist in dem Sinne Gottes und nach dem Maße der Ewigkeit zu verstehen. Denn in dem Sinne des Menschen und nach dem Maße der Zeit muß die Reihe von Ereignissen, die in der Offenbarung von Pathmos sich entfaltet, ganze Jahrhunderte ausfüllen. Johannes straft also das Wort des Petrus nicht Lügen. Auch wird bei dem ersten Geschrei nach Gerechtigkeit und Rache, das die unter dem Altare stehenden Heiligen erhoben haben, durch eine Ermahnung zur Geduld und zur Erwartung geantwortet. „Und ihnen ward ein weißes Kleid gegeben; und ward ihnen gesagt, daß sie noch eine kleine Zeit ruhen sollten, bis daß auch ihre Mitknechte und ihre Brüder voll-

---

1) Apocal., XXI u. XXII.
2) Ibid., XX, 4; XXI, 3, 4.
3) Ibid., I, 2, 3; XXII, 10.

bracht hätten, die getödtet werden sollten, wie auch sie."[1] Das ist stets der Gedanke des Petrus, daß die Agonie der Welt fortdaure, damit neue Auserwählte hervorgebracht würden.

Ja, dies Buch ist das Gedicht eines Märtyrervolkes; es ist begründet auf solche Hoffnungen und ausgerüstet mit solchen Drohungen, daß man den Henkern Trotz bot und die Verfolger in Schrecken setzte. Auch ist die Apokalypse das Vorbild der christlichen Poesie des ersten Jahrhunderts geworden. Diese große Prophezeiung, die von Zeitalter zu Zeitalter und bis zu dem Tage, wo sie gänzlich in Erfüllung gehen wird, die Nahrung, der Traum, ja zuweilen wegen der verschiedenen und seltsamen Deutungen die Chimäre so mancher christlichen Phantasie sein wird, diese Prophezeiung hat von dem ersten Tage an eine Menge von Erklärern, Auslegern, Nachahmern gefunden.

In dieser Litteratur, die ich die apokalyptische nennen kann, findet man wieder die Divergenz, die wir zwischen den Barmherzigen und den Ungeduldigen, zwischen den Römern und den Juden bemerkt haben. Hermas zum Beispiel, dessen poetische Visionen ich schon angeführt habe, Hermas, der der Kirche von Rom angehört, stellt uns den Gedanken der Barmherzigkeit dar. In seinen Augen ist die Katastrophe des jüngsten Tages weit weniger die Bestrafung der Tyrannen, als die Prüfung, bestimmt, den Ruhm der Heiligen zu vervollständigen. Die nahe Verfolgung erscheint ihm unter der Gestalt eines scheußlichen Drachen, der von fern ihn in Schrecken setzt, aber der nachher, durch das Gebet zu Boden geschlagen, an ihm vorübergeht, ohne ihm zu schaden, sich auf dem Boden hinwälzend und den Staub zu seinen Füßen leckend. Der Kopf des Drachen ist feuerroth, um die Züchtigung des Jahrhunderts zu bezeichnen, golden, um die Prüfung der Heiligen in dem Schmelztiegel der Verfolgung, weiß, um den unbefleckten Ruhm ihres Sieges zu bezeichnen.[2] Und als im Angesichte des Thurmes, der die Kirche darstellt, Hermas fragt, ob er nicht bald vollendet sein wird, und ob die Vollendung nicht eintreten soll, wird ihm geantwortet: „Thörichter Mensch, siehst du denn nicht, daß an dem Thurme noch gebaut wird? Frage mich also nicht

1) Apocal., VI, 11.

2) Visio IV. Ueber den Sieg der Märtyrer und der Bekenner Visio II, 1; III, 1, 2; Similit., VIII, 3.

weiter; diese Erklärung genüge dir und allen Heiligen, und (was die Frucht davon sein muß) werdet anderes Sinnes."[1]

Aber dies Geheimnis von der göttlichen Barmherzigkeit kann der Ungeduld einiger Christen und dem gereizten Patriotismus einiger Israeliten nicht zusagen. In der Litteratur, von der wir sprechen, ist das Gefühl dieser das vorherrschende. Die Dichter des jüngsten Tages mußten natürlich vielmehr diejenigen sein, die ihn sehnlichst herbeiwünschten, als diejenigen, die ihn durch ihr Gebet hinausschoben. Die apokalyptische Litteratur hat besonders das Werk der ungeduldigen Christen und der erzürnten Juden sein müssen.

So gibt zu derselben Zeit, wo Hermas redet, ein anderer Christ, aber ein Christ von jüdischem Ursprunge, seinem Zorne einen ganz andern Ausdruck. Unter Trajanus, mitten im Unglücke des jüdischen Volkes, entlehnt dieser israelitische Christ die verehrungswürdige Person Esra's und die Sprache der Propheten. Jerusalem ist zerstört, sein Volk ist seit dreißig Jahren in Gefangenschaft. Esra lebt in Babel (Rom?) als Verbannter; ihm, der auf seinem Lager ausgestreckt ist, erfüllen so viele Gedanken die Seele; indem er mit der Einsamkeit Zions die Scharen, die Babel bewohnen, vergleicht, wagt er den Herrn zu bitten, daß er die Ungerechtigkeiten Zions gegen die Ungerechtigkeiten Babel's abwäge, und daß er, wenn Jerusalem weniger strafbar ist, es nicht der Tyrannei seiner Feindin überliefere. Der Engel Uriel antwortet ihm: „Du willst die Wege Gottes kennen lernen. Wäge also das Feuer, miß den Wind, oder rufe den Tag, der vergangen ist, zurück ... Und wenn du es nicht vermagst, wenn du die Elemente, die um dich sind, nicht erkennen kannst, wie wird das zerbrechliche Gefäß deines Verstandes die Wege des Allerhöchsten erkennen können?" Nachdem nun Esra sieben Tage unter Wehklagen und Thränen gefastet hat, kommt er zu der Einsicht, „daß dies Jahrhundert schnell enden muß." Der Adler, der schon in den Visionen des Daniel das vierte und letzte Reich des Alterthums darstellte; dieser

---

1) Visio III, 8 (Text von Dressel, Opp. patr. Apost.). In dem Buche der Similit. heißt es (X, 4, a. E.): „Lasset es also an guten Werken nicht fehlen, ihr Alle, die ihr die Gaben des Herrn empfangen habt, aus Furcht, daß, wenn ihr zögert, der Bau des Thurmes nicht vollendet werde; denn euertwegen ist die Erbauung desselben unterbrochen worden. Wenn ihr nicht eilet, Gutes zu thun, wird der Thurm vollendet und ihr werdet davon ausgeschlossen werden."

„Adler, dessen Flügel die ganze Erde bedecken . . ., hat das Maß seiner Verbrechen voll gemacht; er wird verschwinden, damit die ganze Erde, befreit von seiner Gewalt, endlich sich erquicke und auf die Gerechtigkeit der Barmherzigkeit desjenigen, der sie geschaffen hat, hoffe.“[1]

Aber vor Allem machen sich diese verschiedenen Tendenzen und insbesondere der jüdische Groll in der Sammlung der poetischen Fragmente bemerkbar, die das christliche Alterthum zusammengestellt und so oft unter dem Namen von sibyllinischen Orakeln angeführt hat. Was ist der Ursprung dieser Schriften? welcher Grundgedanke ist in ihnen enthalten?

Was zuvörderst ihren Ursprung betrifft, so ist kein Zweifel, daß der jüdische Erdichtungsgeist seinen Hauptantheil dabei hat. Die Juden waren an solche Annahmen gewöhnt; die Juden von Alexandrien insbesondere hatten sich nicht gescheut, die hellenische Wissenschaft der Religion von dem wahren Gotte dienstbar zu machen. Nicht allein hatten sie die Bibel übersetzt; nicht allein hatten sie, wie Philo, es versucht, Moses und Platon in Uebereinstimmung zu bringen und die

---

1) S. die Kap. III, IV, XI des vermeintlichen viert. Buches Esra's. — Das so bezeichnete Buch wird in den meisten Ausgaben des Alten Testaments als apokryphisch hinzugefügt. Es ist offenbar das Werk eines zum Christenthum bekehrten Juden, aber von einer ziemlich unvollständigen Orthodoxie. Es ist wahrscheinlich in hebräischer oder syrischer Sprache geschrieben; aber wir besitzen davon nur eine lateinische Uebersetzung (außerdem eine äthiopische 1820 zu London erschienene). Diese zwiefache Uebersetzung beweist, daß dies Buch eine gewisse Popularität unter den Christen gehabt hat. Irenaeus (III, 25), Clem. Alex., Str., 1, 25, Tertull. de Cultu femin., 1, 3 scheinen darauf anzuspielen.

Diese Schrift, oder die Vision Esra's, die er erzählt, datiert aus dem 30sten Jahre der Gefangenschaft. Wir können also mit großer Wahrscheinlichkeit sein wahres Datum in das dreißigste Jahr nach der Zerstörung des Tempels setzen, das heißt, in das Jahr 100 der gewöhnlichen Aera, unter Trajanus.

Der jüdische Ursprung des Verfassers läßt sich durch die Hebraismen im Stil, die Nachahmung der Sprache der Propheten, und die Spuren rabbinischer Ideen beweisen. So die Erzählung von der Schöpfung; Henoch und Leviathan (VI, 39, 52; das Meer umfasse nur den siebenten Theil des Erdballs); die rabbinische Idee von einer dem Moses geoffenbarten und von ihm auserwählten Schülern überlieferten Geheimlehre (XIV, 6, 26.) — Sein Christenthum läßt sich aus einer großen Anzahl von evangelischen Reminis-

griechische Welt zu der Religion durch die Philosophie hinzuführen; sondern sie hatten auch unter den mythologischen Namen des Orpheus, Linos, Musaios Dichtungen eines vollendeten Hellenismus und oft von einer großen Schönheit verbreitet, worin der Glaube an den Einen Gott und die Verwerfung der Idolatrie ausgedrückt war.[1] Endlich hatten sie in den letzten Jahrhunderten vor Jesus Christus, jenen Jahrhunderten der Erwartung, und die nach Prophezeiungen dürsteten, die Sibyllen reden lassen. Die Jungfrau von Cumä und die von Chaldäa hatten die bevorstehende Befreiung des Volkes Israel und die Bestrafung seiner Verfolger, die Wiederherstellung seines Reiches angekündigt.[2] Diese Juden hätten gern sich und Griechenland überzeugt, daß es immer den wahren Gott erkannt und verehrt habe, und daß nur ein Schritt es von der Synagoge trenne.

Wenn nun solche Juden Christen wurden, so kamen ihre Werke vom jüdischen Proselytismus mit ihnen in die Kirche und wurden dem christlichen Proselytismus dienstbar. Und als darauf im Schoße der Kirche neue Schmerzen ihren Geist ergriffen und ihr Herz mit Besorgnis erfüllten, da schufen ihre an diese frommen Dichtungen (es wäre Unrecht, zu sagen, Betrügereien) gewöhnten Federn neue. Diese Männer waren durch ihre Taufe Brüder jener Märtyrer, deren Blut um Rache, Ruhm, Trost schrie, durch ihre Geburt waren sie Söhne jenes Jerusalem's, dessen Schuld sie verdammten, aber dessen Unglück sie beklagten und dessen Mörder sie verabscheuten. In dieser zwiefachen Hinsicht fühlten sie das Bedürfnis, auf die Stimme der Propheten zu hören. Ebenso wie ihre Voreltern, die sich nicht begnügten, Jesaja und Daniel zu lesen, das Bedürfnis gehabt hatten, bei den Sibyllen die Verdammung des Antiochus zu finden, so wollten auch sie, die von den Römern Unterdrückten, die ihre Befriedigung in dem Lesen des Evangeliums und der Apokalypse nicht fanden, Sibyllen vernehmen, die ihnen die Verdammung Roms verkündeten. Jedes Mal, wenn Jerusalem im Todeskampfe lag, blühten von Neuem die

zenzen nachweisen: I, 30, 32; II, 13, 27; Ende des jüdischen Gesetzes, IV, 23; Berufung der Heiden, I, 24, 32, 40.

1) S. die von Justin. angeführten orphischen Dichtungen, Cohort., 15; de Monarchia, 2; Clem. Alex., Protrept., 7, § 14; Strom., V, 12.

2) S. das 3. Buch der sibyllinischen Orakel, die nach der Ansicht von C. Alexander aus der Zeit des Ptolemaios Philometer und der Makkabäer sind.

weissagenden Gesänge auf, die für diese Jahrhunderte gleichsam das jüdisch-christliche Epos der Zukunft waren.[1]

So haben, gestehen wir es offen, in dieser ganzen christlichen Litteratur, in diesen von den Kirchenvätern so oft angeführten poetischen Fragmenten, in diesen den Sibyllen zugeschriebenen Orakeln, in diesen dem Orpheus oder Simonides beigelegten halbchristlichen Maximen, in diesen dem Esra zugeschriebenen Prophetien, in diesen kühnen und poetischen Supplementen der Apokalypse, der bekehrte oder nicht bekehrte jüdische Geist, die Gewohnheit der frommen Erdichtungen und der apokryphischen Kompositionen einen großen Theil haben können. Aber werden wir sagen, daß Alles jüdisch, Alles apokryphisch ist?

Es ist zunächst klar, daß in den vorhandenen sibyllinischen Fragmenten das reine Christenthum, das orthodoxeste und von den nationalen Reminiszenzen Israels am meisten entblößte Christenthum seine Stelle hat. Nach Hadrianus besonders in der Zeit, wo, wie wir schon bemerkt haben, der Bruch zwischen der Kirche und der Synagoge sich vollzog, in der Zeit, wo die Spuren von Judaismus in der Kirche bald unbedeutend wurden, erheben sich in Uebereinstimmung mit den sibyllinischen Orakeln Stimmen, die Jerusalem nicht mehr beklagen, wenn sie es jemals beklagt haben. Jerusalem hat sein Schicksal verdient, und der Christ kann sich den Hoffnungen und der großen Zukunft überlassen, ohne nunmehr durch die jüdischen Klagen und den Groll der Juden erregt zu werden.

Und in der Folge, lange nach dem ersten Misgeschick Jerusalems sehen wir wieder die apokalyptischen Quellen fließen, obgleich der jüdisch-christliche Gedanke nicht mehr vorhanden ist, um ihnen Nahrung zu geben. Während des dritten Jahrhunderts der Kirche werden wie während der zwei ersten die sibyllinischen Gesänge wiederholt, erneuert, vermehrt, von Zeit zu Zeit verfaßt. Jede Generation fügt ihre Erinnerungen, ihre Klagen, ihre Hoffnungen hinzu und immer bevorstehende Hoffnungen;[2] und dennoch ist jede Spur von Judaismus aus diesen Gedichten wie aus der Kirche verwischt.

---

1) Ueber die verschiedenen Theile der sibyllinischen Bücher und ihre wahrscheinliche Zeit s. die Bemerkungen am Ende des Buches.

2) Ueber die Popularität der Sibyllen und der sibyllinischen Schriften unter den Christen, siehe Origen., c. Cels., V, 61, VII, 56; Clem. Al., Str., VI, 5 (Nimm die sibyllinischen Orakel, lies Hystaspes, läßt er St. Paulus sagen); Tertull. Ad nation., II, 12 (Illa Sibylla vera veri-

Aber ist denn in diesen angeblichen heidnischen Zitaten von Dichtern oder Sibyllen nichts weiter als Christliches oder Jüdisches? Ist darin nichts Authentisches, Antikes und Heidnisches enthalten? Ich weiß nicht, warum man, allerdings nicht dem Orpheus und Linos, aber dem hellenischen Alterthume, dem Sophokles, dem Phokylides, dem Euripides die meisten Zitate, die ihnen Justinus und andere Kirchenväter beilegen, absprechen will. Die Verse sind schön und die Gedanken, die sie erhalten, gehen durchaus nicht über das Maß von Wahrheit, die ein heidnischer Geist fassen oder erhalten haben konnte, hinaus. Ich weiß auch nicht, warum man die heidnischen Sibyllen oder wenigstens dem Heidenthume die Totalität der sibyllinischen Fragmente, die in so großer Anzahl Justinus, Tatianus, Athenagoras, Theophilos aus Antiochien, Clemens von Alexandrien, Lactantius anführen, absprechen will. Das Heidenthum glaubte an die Sibyllen; ihre Orakel waren überall bekannt; achtzig Jahre vor Christus, als die alten von Tarquinius gekauften Bücher bei dem Brande des Kapitols untergiengen, entsandte Rom nach allen Ländern Leute, die neue sibyllinische Bücher aufsuchen sollten.[1] Ein wenig später, als der Durst nach Weissagungen in der Welt immer stärker wurde, weil die Erwartung des Messias ebenfalls zunahm, fand Augustus, daß es zu viele gäbe. Anstatt nach denselben zu forschen, begann er den Krieg gegen sie und ließ Tausende verbrennen;[2] das kaiserliche Gericht, was mit Todesstrafen nicht karg war, bedrohte die Besitzer solcher Bücher sogar mit dem Tode, wahrscheinlich unter dem Vorwande eines

---

vates); Hermas Visio, I, 4. — Es gab indessen viele Christen, die die Authentizität dieser Orakel nicht zugaben. Orig., ibid.; Euseb., de Vita Const.; Lactant., de Morte persecut., 2.

1) Im Jahre 671 und 678 von Roms Erbauung. Dionys. Halicarn., IV. Lactant., de Ira Dei, 22, de Falsa religione, I, 6 (nach Varro und Fenestella). Zur Zeit Cäsar's kursierten eine Menge sibyllinischer Orakel in Rom. Sueton., Caes., 69; Appian., de Bello civili, 24; Plutarch., Caes.; Dio, XLI, 14, XLIV, 15 (um 703 u. 710). — Ein sibyllinisches Orakel, das gerade bei der Geburt des Augustus (691) ankündigte naturam populo Romano regem parturire (Suet., Aug., 94). Die Sibylle, sagte man, hatte den Ausbruch des Vesuvius unter Titus geweissagt. (Plutarch. de Sera numinis vindicta). Die Höhle der Sibylle zu Cumä war von Justinus besucht worden. Cohort., 36.

2) Im Jahre Roms 741, Suet. Aug., 31; Tacit. Ann., VI, 12.

Majestätverbrechens.[1] Allerdings mögen die Juden viele erfunden haben, mögen die Christen wie die Juden an dieser Art von Dichtung ihr Gefallen haben finden können, mögen die acht Bücher, die wir besitzen, zum größten Theile diesen doppelten Ursprung haben; es ist aber darum nicht weniger gewiß, daß abgesehen von den Christen und lange vor denselben, abgesehen selbst von den Juden sibyllinische Schriften heidnisches Ursprungs in zahlloser Menge zirkulierten. Warum sollten die Kirchenväter nicht auch aus diesen geschöpft haben? Vergilius hatte es gewiß gethan. Vergilius, der vollständig im Heidenthume lebte, geschützt durch die Anordnung des Augustus gegen die apokryphischen Weissagungen; Vergilius, der zu Rom, zu Cumä und anderswo alle offiziellen und heidnischen Quellen zu seiner Disposition hatte; Vergilius bedient sich derselben zur Abfassung seiner vierten Ekloge, die ebenso jüdisch, ja ebenso christlich ist, wie ein guter Theil der von den Kirchenvätern zitierten Fragmente.

Einen großen Antheil an diesen Kompositionen haben die israelitischen Erinnerungen und Klagen. Getaufte Israeliten, Israeliten von Blut und Herz, haben im Schoße der Kirche noch eine kindliche Thräne für die Stadt und den Tempel ihrer Väter und einen Schmerz, der nicht ohne Beredsamkeit ist. Der falsche Esra ist ein oft glücklicher, zuweilen sehr erhabener Nachahmer des Stiles der Propheten. Die sibyllinische Poesie, von Hesiodos und Homeros inspiriert, hat, trotz den unvermeidlichen Schwächen einer gesunkenen Kunst, zuweilen mit der poetischen Harmonie ihrer Muster ein glückliches Gefühl von der Größe der christlichen Ideen. Man kann sagen, daß im Schoße der Kirche Jerusalem auf würdige Weise beweint worden ist!

Aber wie verhält es sich im Schoße der Synagoge? Wie kommt es, daß bei den Juden, die Juden geblieben sind, als Erinnerung an diese große Ruine nur einige alberne, trockene, kindische, der verknöcherten Phantasie der Rabbiner würdige Legenden geblieben sind? Die Stimme des Jeremias hat der Zerstörung von Jerusalem durchaus nicht gefehlt; aber diese Stimme des Jeremias wird nur in der christlichen Kirche vernommen.

---

1) Justin. Apol., 1, 44.

Und nun, welches sind die Gedanken, die diese Litteratur beseelen, und welches sind die Fakta, die sie dem menschlichen Geschlechte prophezeit?

Ihre verschiedenen Theile sind ziemlich übereinstimmend mit einander; die sibyllinischen Dichter schreiben ungescheut von einander ab, und selbst der vermeintliche Esra, so sehr er in der Form abweicht, enthält im Grunde denselben Gedanken. Dieser Gedanke ist, wie ich gesagt habe, der der ausgelegten, kommentierten, beschleunigten, antizipierten Apokalypse des St. Johannes. Es ist zunächst der zukünftige Untergang aller Gegenden, die die Idolatrie verpestet und die Verfolgung gegen die Juden oder gegen die Christen mit Blut befleckt hat. Das den Juden so feindliche Antiochia; Cypern, das zur Zeit des Trajanus der Schauplatz ihrer Empörung und ihrer Vernichtung gewesen war; Delos, das Heiligthum der griechischen Mythologie; die Städte Asiens voll von Christen und folglich voll von Märtyrern; alle diese Gegenden werden durch das Feuer, das Schwert, durch den Hunger, durch die Pest, durch Erdbeben, durch das Austreten des Meeres die Schwere der göttlichen Rache erfahren. In diesen Schriften, deren Hauptherd Alexandria scheint gewesen zu sein, wird vornemlich auf die Bestrafung von Aegypten gedrungen, das so grausam gegen die Juden unter Caligula, unter Vespasianus, unter Trajanus war. Aber unter allen Städten wird Rom, das seine Heere gegen Jerusalem und seine Amphitheater mit christlichem Blute überschwemmt hat, eine schwere Last tragen.[1] Rom, heißt es in einem durchaus jüdischen Gedanken, wird Asien (und insbesondere den jüdischen Gemeinden Asiens) das Kapital, das seine Publikanen Asien genommen haben, dreimal wiedergeben. Aber diese pekuniären Repressalien würden noch zu gering sein. Um über Rom alle Leiden auf ein Mal zu häufen, spart ihm Gott seinen Nero auf. Nero ist nicht todt (mehr als hundert Jahre nach dem Ende dieses Fürsten, war unter dem Volke noch das Gerücht, selbst bei den Heiden). Nero ist jenseit des Euphrat versteckt; er wird an der Spitze eines zahllosen Heeres wiederkommen. Er wird den Isthmus von Korinth durchstechen, ein halbfabelhaftes Unternehmen, was ihm früher mislungen ist. Dann wird ihm Nichts Widerstand leisten. Rom wird wieder in seine Hände

1) Ueber diesen Fall von Rom s. l. V, 160 u. f., das voll von dem jüdischen Zorne ist.

fallen. Nero, „der klügste unter den Menschen," wird als der Antichrist wieder erscheinen, und wird seine ganze Macht ausüben gegen Rom, gegen die Welt, gegen Jerusalem, und gegen die Heiligen bis zu dem Tage, wo Christus kommen soll.[1]

Denn das Ende von diesem Allem ist immer das Gericht Gottes, das neue Jerusalem, der Triumph der Märtyrer. „Ich würde dir nicht so zürnen, spricht der Herr zu Babylon in dem vermeintlichen Buche Esra's, wenn du zu jeder Zeit meine Auserwählten hingeschlachtet ... und Siegeshymnen auf den Tod derselben gesungen hättest." Der Engel zeigt dem Esra eine zahllose Menge, die den Ruhm des Herrn preist; unter ihnen setzt ein Jüngling, der Alle an Gestalt übertrifft, einen Kranz auf das Haupt eines jeden. Das sind diejenigen, die, um den Sohn Gottes zu bekennen, das sterbliche Kleid abgelegt haben und von ihm ein glänzendes Kleid empfangen.[2] Und das neue Zion, daß es auf Erden sich wieder erhebe, wie die Judaisierenden die Hoffnung hegten, oder sich nicht erheben, wie St. Johannes ankündigt, daß im Himmel der glänzende Aufenthalt sein wird, wo der auferstandene Christus wird verehrt, oder die auferstandenen Märtyrer werden verherrlicht werden.

Ueber die Beschaffenheit des neuen Zion und über das zukünftige Königthum Christi waren die sibyllinischen Bücher nicht einig. Sollte dieser Ruhm und dies, in den Propheten so herrlich beschriebene Königthum von Jerusalem in einem rein allegorischen Sinne verstanden

---

1) Ueber Nero s. die sibyllinischen Bücher, IV, 116 u. f., V, 34 u. f., 100 u. f., 136 u. f., 362 u. f., VIII, 139 u. f., 156 u. f., 176 u. f. Diese Ansicht stützt sich vielleicht auf 2. Thess., II, 3, 11. Noch im vierten Jahrh. herrschte diese Meinung, wie Commodianus (Specil. Solesm., t. I, p. 43), Lactant. (de Morte persec., 2), Sulpicius Severus (Hist. eccl., I. 2) bezeugen. Nach Andern war Nero gestorben, aber sollte wieder auferstehen (August., C. D., XX, 19). Ich kann Döllinger nicht beistimmen, der der Ansicht ist, daß die Stellen der sibyllinischen Bücher, worin von Nero die Rede ist, von rein jüdischen Händen herrühren. Das vierte Buch zum Beispiel, scheint durchaus christlich. (S. die Verse 24, 29, 160, 174, 184). Der Verfasser des Buches von der Ascension des Jesaja erwartet auch den Nero als eine Art von Inkarnation des Belial, der die Kirche verfolgen und sich Opfer bringen lassen wird, IV, 2—24.

2) Esra, III, 27, 31, 38, 48. S. auch XV, 52, 53. Ueber die Wiederherstellung Jerusalems und des jüdischen Volkes, nach den judaisierenden Sibyllisten, V, 255, 267.

werden, und dadurch der rein geistige Ruhm und das rein geistige Königthum der Kirche bezeichnet werden? Oder sollte es in einem mystischen Sinne aufgefaßt werden und erst im Himmel sich verwirklichen? Viele Christen, besonders Judenchristen nahmen weder die eine, noch die andere von diesen Deutungen an; bei ihnen war das Bedürfnis, dem zukünftigen Glücke etwas Körperliches und Faßbares zu geben so groß, daß sie sich nicht entschließen konnten, es nicht schon auf der Erde beginnen zu sehen. Es gab sogar Einige, die es schon gesehen zu haben glaubten, und Tertullianus erzählte, daß zu seiner Zeit in Judäa die himmlische Stadt mitten in den Wolken vierzig Tage hindurch jeden Tag erschienen sei.[1] So groß war ihr Bedürfnis, den Triumph ihres Glaubens zu sehen und zu haben. Um die Lehre des Evangeliums und die Hoffnungen der Synagoge in Uebereinstimmung zu bringen, um weder von dem himmlischen Königthume Christi, noch von dem irdischen Königthume Israëls abzustehen, wünschten sie das tausendjährige Reich herbei, das sichtbare Reich Jesu Christi auf der Erde mitten unter den auferstandenen Heiligen.

Der Heresiarch Kerinthos hatte diesen Gedanken ausgesprochen oder angenommen.[2] Die andern Judaisierenden theilten ihn.[3] Der vermeintliche Esra verwirft ihn nicht. Ihm zufolge wird die Schlußkatastrophe nicht das ganze Menschengeschlecht vertilgen: „Zehn in einer Stadt, zwei auf einem Felde werden sich im Dickicht der Wälder und in den Spalten der Felsen verbergen; ebenso wie an einem Oelbaume, dessen Früchte man gepflückt hat, einige Oliven bleiben; ebenso wie an einem Weinstocke, dessen Trauben man abgelesen, einige dem forschenden Auge des Herrn entgehen, so werden an diesem Tage drei oder vier denen entrinnen können, die mit dem Schwerte in der Hand die Häuser durchsuchen.[4] Und alsdann wird die Braut erscheinen, und ein neues, für jetzt unsichtbares Land wird sich den Blicken der Ueberlebenden darbieten. Denn mein Sohn Jesus wird sich denen, die die Erde bewohnen, offenbaren, und die von dem Menschengeschlechte darauf Wohnenden werden sich freuen vierhundert Jahre hindurch," bis zu dem Tage, wo der dies Mal allgemeine Tod kom-

1) Während des Krieges des Severus im Orient (197, 198) und das Faktum wurde durch heidnische Zeugen bezeugt. Adv. Marcionem, III, 24.
2) Euseb., III, 28.
3) Hieron., in Isaiam, LIV, 7, LVI, 20.
4) XVI, 29, 32.

men wird, um zu holen sowol Christus selbst, als auch das ganze Menschengeschlecht, das nach siebentägigem Schlafe wieder erwachen wird, um vor Gottes Gericht zu erscheinen.[1]

Aber die Lehre von dem tausendjährigen Reiche entwickelte sich besonders in den von St. Johannes gegründeten Kirchen von Kleinasien, wo das jüdische Blut bedeutend vorherrschte. Papias,[2] Bischof von Hierapolis, ein unmittelbarer Schüler des St. Johannes, wie Einige behaupten, Irenaios, der ebenfalls aus dieser kleinasiatischen Schule hervorgegangen war, Justinus, ein Samaritaner von Geburt, der von Palästina eine gewisse Verwandtschaft mit den jüdischen Hoffnungen und den rabbinischen Traditionen mitgebracht haben konnte, lassen, indem sie sich auf eine verschieden gedeutete Stelle der Apokalypse

1) VII, 26, 33.

2) Papias war dem Irenaios zufolge ein Schüler des St. Johannes und Tischgenosse des Polykarpos. Er war Bischof von Hierapolis in Phrygien. Er hatte fünf Bücher verfaßt, worin der die Reden unsers Herrn und des St. Johannes aufführt (Iren., V, 33). Dem Eusebios zufolge, der dies Zeugnis des Irenaios angibt, war Papias ein Mensch von schwachem Geiste, der die Gleichnisse, deren sich die Apostel bedienten, schlecht verstand (III, 36—39). Er gestand übrigens, dem Eusebios zufolge, daß er die Apostel weder gesehen, noch gehört, aber ihre Reden aus dem Munde der Alten gesammelt habe. (Ibid.) S. noch über Papias den Euseb., in chron. ad ann. 2115. — Hieronym., Ep. 71, 76; De vir. illustr., 18.

Fragmente von seinen Schriften bei Migne, Patrolog., t. V, p. 1253 u. f.

Ueber den Glauben der Millenarier im zweiten Jahrhundert s. Justin., Tryph., 80, 81; Iren., V, 31, 33, 36, wo er den Papias und andere Alte anführt. Tertullianus in seinem Buche de Spe fidelium, was verloren ist, spricht viel darüber. (S. Tertull., Adv. Marc., III, 24; IV, 29; Hieron., in Ezech., 36, Praef. ad Isai., 18; catal. script. eccles.) Justinus übrigens erklärt, daß „Mehrere, die der frommen und heiligen Lehre der Christen angehören, seinen Glauben nicht theilen." Das sind diejenigen, die, wie Irenaios sagt, die Weissagungen allegorisch erklären. Hieronymus hält die Millenarier für Judaisirende.

Im dritten Jahrhundert sehen wir das millenarische System von dem Priester von Rom Caius (bei Euseb., Hist. eccl., III, 28), von Origenes (*Περὶ ἀρχῶν*, II, 11) und von Dionysius von Alexandrien (bei Euseb., H. eccl., VII, 24) bekämpft.

Auch bei den Sibyllisten, obwol selten, finden sich Spuren von der millenarischen Lehre. So die Vorstellung, daß nach dem Gerichte die Gerechten die Erde bewohnen werden, während die Bösen unter die Erde kommen. Lib. IV, 42 u. f., 179 (geschrieben unter Domitianus oder Titus).

gründen,[1] tausend Jahre irdisches Glückes vor der Glückseligkeit des Himmels zu. Nach dem Falle von Rom, der Erscheinung des Antichrists, den diesem gewährten zwei und vierzig Monaten der Herrschaft, wird man, wenn der Antichrist in den Abgrund gestürzt und Babylon vernichtet worden ist, die Märtyrer, die Heiligen und die Patriarchen auferweckt mit Christus in dem auf wunderbare Weise wieder aufrichteten Jerusalem regieren sehen. Die Erschaffung der Welt hat sechs Tage gedauert, worauf der Tag des Herrn, der Tag der Ruhe gekommen ist: die Dauer der Welt muß gleicher Weise von sechs Tagen sei, aber von den Tagen des Herrn, die von tausend Jahren sind;[2] und nach diesen sechs Tagen muß der siebente Tag, das siebente Millenarium, die Ruhe der Heiligen, die Herrschaft des auf der regenerierten Erde sichtbaren Christus kommen. Diese Periode von tausend Jahren muß der allgemeinen Auferstehung und dem letzten Gerichte vorangehen, nach dem „ein neuer Himmel, eine neue Erde und in dieser erneuten Welt ein neuer in seiner immer neuen Unterhaltung mit Gott verharrender Mensch sein wird. Dann werden je nach dem größeren oder geringeren Verdienste eines jeden der Auserwählten diejenigen die des Himmels würdig sind, in den Himmel eingehen; Andere werden die Freuden des Paradieses genießen; Andere werden das heilige Land und das glänzende neue Jerusalem bewohnen. Denn es sind, wie der Herr gesagt hat, viele Wohnungen in dem Hause meines Vaters; aber Alle und überall werden sie den Heiland sehen.

Das ist die Lehre einiger Christen des ersten Zeitalters, die erst im fünften Jahrhundert verschwand. Es ist bekannt, wie im XVI. Jahrhundert und nachher mehrere protestantische Sekten sie wieder aufnahmen, indem sie ihr einen Charakter von politischem Fana-

---

1) XX, 3, 7. Die Festsetzung des Zieles von tausend Jahren gründete sich auch auf Ps. LXXXIX, 4 u. 2. Petr., III, 8, 9. S. 1. Thess., IV, 16, 17; 2. Kor., V, 1, 2; Philipp., I, 25.

2) Irenaeus, V, 28, 24, 30. Ueber diese der Welt gegebene Dauer von tausend Jahren und die Vorstellung von einem siebenten, dem Tage des Sabbat entsprechenden Millenarium s. den Brief des Barnabas, 1, 5. Hippolyt in seiner Erklärung des Daniel läßt diesen Gedanken zu. Allein da er glaubt, daß Christus im Jahre der Welt 5500 erschienen ist, so erwartet er in drei Jahrhunderten (das ist im V. Jahrh. nach J. C.) die Herrschaft der Heiligen mit Christus, die Herrschaft, deren Symbol der Sabbat war.

tismus verliehen, von dem weder Papias, noch Justinus etwas enthielten.

Aber es genügte nicht, die Form dieser großen göttlichen Manifestation zu kennen. Man wollte die Stunde derselben wissen. Wann wird sie Statt finden? — Morgen, antwortet jedes Alter und jeder Prophet. „Das Jahrhundert, sagt der falsche Esra, hat Eile zu Ende zu gehen.[1] Die Erde ist wie eine Mutter, deren Jugend vorüber ist, und die nur noch schwache Kinder in die Welt setzt. Die jetzigen Menschen sind schwächer als ihre Väter; die zukünftigen Menschen werden noch kleiner und schwächer sein. . . ." „Die Welt, sagte man auch, ist wie ein im neunten Monate schwangeres Weib. Bald wird sie die Schmerzen fühlen; in Zeit von einer, zwei, drei Stunden wird sie einen Menschen in die Welt setzen. . . ."[2] „Das Jahrhundert, spricht ferner der Engel zu Esra, ist in zwölf Theile getheilt, zehn und ein halber sind vorüber. Es ist also derjenige, der am Ende der Zeiten kommen soll, nicht fern."[3]

Die sibyllinischen Orakel sprechen noch bestimmter. Nicht, daß die gewöhnliche Verschiedenheit hier nicht angetroffen wird, noch daß der Gedanke von einer Verzögerung und von Erbarmen diesen Antizipationen der Zukunft immer fern ist. Merkwürdig, das Werkzeug und die Botschafterin dieses Erbarmens ist schon diejenige, die seitdem alle Jahrhunderte der katholischen Kirche als die Beschützerin der Menschen bei Gott angerufen haben: „Sieben Zeitalter (sieben Jahre oder sieben Jahrhunderte?) des Aufschubs und der Buße, sagen gewisse Sibyllen, sind dem Menschengeschlechte von Gott durch die Hände

---

1) Festinans festinat saeculum pertransire. Esra, IV, 26.

2) Esra, XVI, 38, 40.

3) Esra, XIV, 10, 12; III, 34. Da die Zeit des wahren Esra dem Jahre der Welt 3500 entspricht, so hätte nach dieser Rechnung das Ende der Welt im Jahre 4000 eintreten müssen. Wenn man dagegen nach der Zeit rechnet, in der der Verfasser des Buches lebte (100 nach J. C., 4100 im Jahre der Welt), so würde das Ende der Welt gegen das Jahr 540 nach J. C. gesetzt werden. Aber Alexander zitiert eine äthiopische Uebersetzung des vierten Buches Esra's, nach der man die Stelle so lesen muß: „Das Jahrhundert ist in zehn Theile getheilt; wir sind im zehnten, und die Hälfte davon ist vorüber." Diese Eintheilung paßt zu der der sibyllinischen Bücher, die die Dauer der Welt in zehn Zeitalter (γένεας) theilen, und meinen, daß das zehnte seit Alexander dem Großen begonnen habe.

der reinen Jungfrau[1] gewährt worden." Ein merkwürdiges und sehr altes Zeugnis für die Interzession der Maria! — Aber es gibt auch Sibyllen von strengerem Geiste, jüdische oder judaisierende, die an diesen Aufschub nicht glauben wollen. Sie schmähen auf die falschen Lehrer, wie sie dieselben nennen, „Wölfe in Schafskleidern, falsche Juden, die für Geld weissagen und einen Aufschub verheißen."[2] Diesen Sibyllen zufolge geht die Frist zu Ende, oder nähert sich ihrem Ende. Die Dauer der Welt ist zehn Zeitalter, und das zehnte ist seinem Ende nahe. Eine dieser Sibyllen hat alle Reiche und alle Kaiser vorausgesagt; sie hat das Alterthum, Rom, die Cäsaren vorher verkündigt; sie hat einen jeden von diesen durch leicht zu erkennende Eigenthümlichkeiten bezeichnet, zu denen sie zur größern Bestimmtheit den Anfangsbuchstaben ihres Namens hinzufügt;[3] aber als sie bei der dreifachen Abstammung (der adoptiven) von Hadrianus angelangt, das heißt bei Antoninus, Lucius Verus und Marcus Aurelius, hält sie ein und verkündet das Ende der Zeiten, was nichts Anders sagen will, als daß der Dichter, ein Zeitgenosse dieser Fürsten, für sie als Nachfolger nur den Antichrist erwartet. Für eine andere Sibylle bestätigt der Name Rom selbst, arithmetisch gedeutet, diese Erwartung; er bezeichnet die Zahl neunhundert acht und vierzig;[4]

---

1) *Ἑπτὰ γὰρ αἰώνων μετανοίας ἦμαΤ' ἔδωκεν*
Ἄνδρασι πλαζομένοις διὰ χειρῶν παρθένου ἁγνῆς.
Sibyll., VII, 357 (geschrieben zur Zeit des Trajanus?) u. II, 312 (zur Zeit des Decius). Alexandre behauptet, daß diese zweimal vorkommende Stelle wenigstens einmal interpoliert sei. Was für ein Grund, das anzunehmen? Vom protestantischen Standpunkte aus kann man sagen, einmal, d aßdie Interzession der heiligen Jungfrau keine Basis hat, weil sie sich nur auf diese Stelle stützt, und zweitens, daß diese Stelle apokryphisch ist, weil sie die Interzession der heiligen Jungfrau gelten läßt. Aber dieser Grund ist für den gelehrten Christen, von dem wir sprechen, nicht vorhanden; im Gegentheil, er besitzt eine rührende Verehrung für die *πάρθενος ἁγνή*.

2) *Καινὸν χρόνον ἀλδαίνοντες*, V, 123. Der Verfasser dieses Fragments könnte ein judaisierender Christ oder ein christianisierender Jude in Aegypten zur Zeit des Antoninus sein. (Alexander.)

3) S. diese Reihen von Kaisern V, 50; XII, 15 a. E.

4) Sibyll., VIII, 48

Ρ —	100
Ω —	800
Μ —	40
Η —	8
	948

Rom wird also in seinem neunhundert acht und vierzigsten Jahre, das heißt sieben und funfzig Jahre nach der Thronbesteigung des Antoninus untergehen. Frivole Geistesspielereien, das gebe ich zu, aber die in einem unter den Christen so populären Buche bekunden, wohin ihr Gedanke gieng.

Das waren die in gewissen Dingen puerilen aber im Grunde erhabenen Träumereien der christlichen Seelen. In ihrer Phantasie lebten sie nicht auf dieser Welt. Die Lieblingsidee der Sinnlichsten unter ihnen war, auf dieser Erde in den Freuden des neuen Jerusalems zu leben, im Angesichte und im Glanze Christi. Sie konnten sich bekümmern über das Sinken der menschlichen Dinge, „über die von Tag zu Tage sich mehrenden physischen Leiden, über den plötzlichen Verfall dessen, was groß war, über die unverdiente Erhebung dessen, was niedrig war, zu sehen, wie das Recht immer seltener, das Unrecht immer häufiger wurde, wie man die ehrenwerthen Traditionen aufgab, wie selbst die Ordnung der Jahreszeiten sich verwirrte, und wie die Natur Ungeheuer hervorbrachte.[1] Aber dies Alles war von der Hand der Vorsehung verzeichnet, und für viele unter ihnen verkündete dies Alles das nahe Ende der menschlichen Dinge. „Wir sind, sagten sie, an das Ende der Zeiten gekommen . . . Die Zeiten eilen ihrem Ende zu. Vor den Pforten steht derjenige, der den Allerhöchsten lästern und die Heiligen vernichten soll.“[2] Und Tertullianus, der in seiner derben Beredsamkeit das Vae praegnantibus des Evangeliums entwickelt, schilt die Frauen aus, die sich die Muttersorgen sehnlichst herbeiwünschen: „Warum hat Gott so geredet, wenn nicht darum, um euch begreiflich zu machen, eine wie drückende Last am Tage des Scheidens aus der Welt die Kinder für euch sein werden?

Es zirkulierten auch zur Zeit des Tiberius unter den Heiden sogenannte sibyllinische Verse, die große Unruhen für das neunhundertste Jahr (Roms) ankündigten. Das bezog sich auf unsere Zeit, sagt Dio Cassius, der bekanntlich um 220 (973 n. R.) schrieb.

1) Tertull., Apol., 20.

2) Tertull., de Cultu femin., II, 9: „Nos sumus, in quos decurrerunt fines saeculorum.“ Ignat., ad Ephes., 11: Ἔσχατοι καιροὶ λοιπόν εἰσιν. Hermas, Visio III, 8, IV, 1 u. f. Similit., X; Justin., Tryph., 28, 32, 33; Cohort., 3; Clem. Al., Strom., V; Minut. Felix, 10. Etwas später Cyprian., ad Demetr. et de Mortalitate. Noch später erwartet Lactant., (Dio instit., VII, 25) das Ende der Welt in zweihundert Jahren.

Desto schlimmer also für diejenige, die sich verheiraten wird; diejenige, die frei geblieben ist, wird sich beim ersten Tone der Posaune emporschwingen, bereit, alle Verfolgungen und alle Leiden zu erdulden, weder in ihrem Schoße, noch in ihren Brüsten die schmerzhafte Bürde der Ehe fühlend."[1]

Gewiß war es den Leiden, die diesen jüngsten Tag begleiten sollten, gegenüber gestattet zu bitten, daß man ihn nicht sähe. Es war insbesondere wol erlaubt, Gott zu bitten, der Welt noch eine Frist zu gewähren und nicht so bald die Liste der Auserwählten abzuschließen. Aber anderseits, wie schön mußte dieser Tag der Befreiung sein! Man zweifelte gar nicht (und in gewissem Sinne hatte man Recht), daß die Verfolgung nicht bis zu diesem Tage ausgedehnt werden konnte[2]: Nero war der erste Verfolger gewesen; Nero, unter der Gestalt des Antichrists wiedererscheinend, mußte der letzte sein und

1) „Nulla in utero, nulla in uberibus aestuante sarcina nuptiarum," ad Uxorem, I, 5. Tertullianus als Häretiker nimmt denselben Gedanken mit einer anders derben Energie auf: „Dies gegen die Schwangern und Säugenden ausgesprochene Vae wird an dem Tage des Unterganges der ganzen Welt noch weit furchtbarer sein, als es an dem Tage war, wo nur ein Stück der Welt, Judäa, verwüstet wurde. Erkennet, wie zu recht gelegner Zeit diese Wittwen durch öfteres Heiraten sich anschicken, der Prüfung des jüngsten Tages Trotz zu bieten; mit ihren angeschwollenen Brüsten, ihrer Uebelkeit und dem Gekreische ihrer Kinder (uteros nauseantes et infantes pipiantes)! Sie bereiten so dem Antichrist vor, daß er seine Grausamkeit nach Herzenslust befriedigen kann; er wird ihnen seine Henker zu Hebeammen geben." De Monogam., 16. S. noch de Exhortatione castitatis, 6.

Auch der falsche Esra führte den (von St. Paulus 1. Kor., VII, 29, 31 ausgedrückten) Gedanken bis aufs Aeußerste durch: „Höre, mein Volk, die Stimme, bereite dich vor zum Kampfe und sei gleichsam ein Fremdling auf Erden. Derjenige, der verkauft, thue es, als ob er sich zur Flucht anschickt; der, welcher kauft, als ob er verliere; der, welcher Geschäfte treibt, als ob er keinen Gewinn davon habe; der, welcher säet, als ob er nicht ernte; der, welcher seinen Weinstock beschneidet, als ob er keine Weinlese halte; die, welche sich verheiraten, als ob sie keine Kinder erhalten; die, welche sich nicht verheiraten, als ob sie im Wittwenstande leben. Denn diejenigen, die arbeiten, werden finden, daß sie ohne Zweck gearbeitet haben, der Fremde wird ihre Früchte ernten, wird ihr väterliches Erbe verwüsten, ihre Wohnung zerstören, ihre Kinder in Gefangenschaft führen, weil sie ihre Kinder für die Gefangenschaft und für den Hunger erzeugt haben." (XVI, 41, 47.)

2) Justin., in Tryph., 39.

die Reihe der Tyrannen schließen. Welch glorreicher Tag mußte der Tag seines Falles sein! Der Gedanke an das Ende der Welt war damals etwas Anders, als ein reiner Schreckensgedanke. Es gab damals Christen, die, wie St. Paulus sagt, sich zu der Ankunft Gottes freuten. Andere sprachen mit dem Vertrauen des Psalmisten: „Es freue sich der Himmel und frohlocke die Erde: das Meer brause und was darinnen ist. Es jauchze das Gefilde und Alles, was darauf ist: Dann müssen jubeln alle Bäume des Waldes — Vor dem Ewigen, denn er kommt, denn er kommt, zu richten die Erde: Er wird den Erdkreis richten mit Gerechtigkeit und die Völker in seiner Treue."[1] Andere sprachen aus der Tiefe des Herzens: „Vater, dein Reich komme! Dein Reich wird an dem Tage sein, wo das Jahrhundert endet, wo die Märtyrer werden gerächt werden. Es komme also, es komme so bald wie möglich! Dein Reich ist der sehnlichste Wunsch des Christen, der Lobgesang der Völker, das Jauchzen der Engel; für dein Reich kämpfen wir, für dein Reich beten wir."[2] Und einer der Verfasser der sibyllinischen Orakel sehnt sich nicht weniger es zu sehen, nachdem er zuvor die Leiden des jüngsten Tages und die Schrecken des jüngsten Gerichtes geschildert hat, und schließt mit dem Verse, der nach ihm oft angeführt, und der in Gesängen wie der seinige klassisch geworden ist

Ὦ μακαρίστος ἐκεῖνος ὃς ἐς χρόνον ἔσσεται ἀνήρ![3]

War denn nun am Ende dieser Glaube an ein bevorstehendes drohendes Anzeichen so irrig? Hatte ihr Irrthum in Betreff eines Zeitpunktes, den Gott tief verborgen, so große Irrthümer in der Handlungsweise oder in dem Glauben zur Folge? Er führte sie zum Wachen, zum Beten, nüchtern, keusch zu sein, den Glauben an die Verheißungen um so mehr ihrem Geiste gegenwärtig zu haben, je näher ihnen die Erfüllung der Verheißungen schien. Im Grunde teuschten sie sich nicht, der Herr war nahe, er stand vor der Pforte, er klopfte an. In kurzer Zeit wollte er kommen, wenn nicht für Alle zusammen, doch wenigstens für jeden besonders; die Stunde seines Gerichts war nicht fern, eines weniger feierlichen Gerichtes, als dasjenige, das die Apokalypse offenbart, aber für jeden entscheidender

1) Ps., XCVI.
2) Tertull., de Orat., 5.
3) Sibyll., IV, vers. ult.

und furchtbarer. Für die Heiligen war die erste Auferstehung, wie sie St. Johannes nennt, die Auferstehung des Geistes nahe in Erfüllung zu gehen; für sie begann in höchstens einigen Jahren das ewige millenium, der siebente von den Tagen des Herrn, der Tag der wahren Ruhe und des ewigen Sabbats, in dem himmlischen Jerusalem und unter der Herrschaft Christi. Ihre Hoffnungen oder ihre Furcht teuschten sie also nicht troß den Chimären, die die Dichter darüber verbreiteten. Der Familienvater war im Begriff, wirklich in sein Haus zu treten; der Gatte in das hochzeitliche Haus, die Diener mußten bereit sein und das Oel durfte in den Lampen der Jungfrauen nicht fehlen.

Gewiß ist, daß diese Erwartung, diese Hoffnungen, diese apokalyptischen Offenbarungen, vielleicht selbst diese Chimären der sibyllinischen Bücher und diese Vorstellungen der Millenarier dazu beitrugen, in der christlichen Gesellschaft eine Art von Heroismus, von Freiheit, von Erhebung des Herzens hervorzurufen, die sonst bei isolierten oder in geschlossenen Gesellschaften sich zeigte, aber selten in einer Gesellschaft, deren Mitglieder Millionen waren.

Um das zu verstehen, muß hier nochmals erwähnt werden, was damals ein Christ war, und was er zu erdulden hatte. Wir, die die geringste Menschenfurcht stutzig macht und zurückhält, wir wissen gar nicht, was die damalige Menschenfurcht war, die sich auf häusliche Martern, Drohungen des Volkes, das Schwert des spiculator und das Holz des Scheiterhaufens gründete.

Ein Christ war ein Mensch, den die Scheu vor dem Urtheile der Welt, überall begleitete, am häuslichen Herde, auf der Straße, in der Werkstatt, auf dem Felde, auf den Landstraßen; er war Beleidigungen, Verläumdungen, Schmähungen, Gewaltthätigkeiten, Beraubungen, Verwundungen, Henkern ausgesetzt. Ein Christ war der Sündenbock, auf den man allen Zorn, alle Beschimpfungen, allen Unwillen, Steine und Beile in jener verdorbenen, krankhaften, fieberhaften, sittenlosen Gesellschaft häufte.

Was stellte man solchen Martern entgegen? Ich will nicht so weit gehen, daß ich behaupten möchte, keine Bitterkeit habe sich in diese so grausam und so beständig gemarterten starken Seelen eingeschlichen. Zu Augenblicken waren es, wie Origenes sich ausdrückt, Menschen anstatt Christen zu sein; zu Augenblicken entlockte die mensch-

liche Schwäche ihnen einen Ausruf der Befriedigung bei dem Gedanken an die zukünftigen Strafen ihrer Verfolger. Der harte Afrikaner widersteht nicht dieser Versuchung: „Du willst Schauspiele, spricht er zu dem Getreuen, der nach Schauspielen der Heiden sich sehnt, denke an diejenigen, die dir die Zukunft darbieten wird. Welch schöneres Schauspiel als die nun nahe, jedesfalls unzweifelhafte, prächtige, triumphierende Ankunft des Herrn! ... als der von den Nationen verkannte, verhöhnte Tag des jüngsten Gerichts! ... Wie großartig ist dies Schauspiel! welche Bewunderung, welche Lust, welche Freude wird es hervorrufen! ... Wann ich sehen werde alle die Könige, deren Zulassung zum Olympos man gefeiert hatte, ächzend in der Finsternis mit ihrem Juppiter und den lügnerischen Zeugen ihrer Apotheose! jene Prokonsuln, unsere Verfolger, verzehrt von stärkeren Flammen als die, in denen sie die Christen verbrannt haben! jene Weisen und Philosophen, beschämt im Angesichte ihrer Schüler, denen sie versicherten, daß Gott sich um nichts kümmere, daß es keine Seelen gebe, daß die Seelen nicht wieder in ihre Körper zurückkehrten! jene vor Schreck zitternden Dichter, nicht vor dem Richterstuhl des Minos oder Rhadamanthys, sondern vor dem unverhofften Richterstuhle Christi! jene Tragödienspieler, deren Geheul in anderer Weise dramatisch sein wird, wie es auf der Bühne war! jene so geschmeidigen Histrionen, die sich noch in den Flammen drehen und wenden werden. ... Wer ist der Prätor, oder Konsul, oder Quästor, oder der Priester der Götzenbilder, der bei seiner Freigebigkeit dir ein solches Schauspiel verschaffen wird!“[1]

Das sind, glaube ich, die bittersten Worte, die ein Christ aus jener Zeit hat aussprechen können; das ist der tadelswerthe und getadelte Kulminationspunkt der christlichen Rache. Aber auch da kein Wort von wirklicher und menschlicher Rache. Und doch wäre sie nicht unmöglich gewesen. Die Christen waren zahlreich, weit zahlreicher, als die Juden, die sich fortwährend auflehnten, und deren Zahl zu der Zeit auf vier oder fünf Millionen sich belaufen konnte. Es gab Christen in allen Städten, auch in den Dörfern begannen sie zahlreich zu werden; in gewissen Städten hatten sie die Majorität. In allen Ständen gab es Christen. Nach den Plebejern, nach den Sklaven und den Armen kamen die Reichen, die Adeligen, die Dekurionen,

---

1) De Spect., 30.

die Senatoren zur Taufe.[1] Es gab keinen Prokonsul, der sich nicht schon durch die Nähe der Christen, die er um sich, in seinem Hause, in seiner Familie, in seinem Rathe[2] entdeckte, beengt fühlte. Das Heidenthum wurde überall von dem neuen Ankömmling unsanft berührt, den es ohne Mühe vernichten zu können geglaubt hatte, und den es so groß werden sah, daß es selbst von ihm vernichtet wurde. „Die Christen einer einzigen Provinz, spricht Tertullianus zu den Kaisern, sind zahlreicher, als alle deine Heere zusammengenommen.“[3] Und während des ganzen folgenden Jahrhunderts zeigt die Haltung der Kaiser, die bald als systematische und leidenschaftliche Verfolger auftreten, bald eine fast freundschaftliche Toleranz zu erkennen geben, deutlich, daß sie sich einer furchtbaren Macht gegenüber fühlen; daß das Wachsen dieser Macht sie erbittert und auch wieder in Schrecken setzt; daß sie von Zeit zu Zeit den Versuch machen, sie mit einer großen Kraftanstrengung zu vernichten, und daß nachher, als diese Anstrengung ohne Erfolg war, sie versuchen, mit ihr zu leben und das Heidenthum mit ihr leben zu lassen.

Ueberdies fehlte es den Christen nicht an Mut und Energie. Sie waren die besten Soldaten des Reiches. Diese Leute, deren Weiber und Kinder ohne Anstand den Scheiterhaufen betraten, waren ebenso bereit, mit dem Schwerte in der Hand zu sterben; der Mut des Soldaten ist leichter, als der des Märtyrers. Bei diesen entarteten Nationen des römischen Reiches, wo die Legionen sich täglich schwerer rekrutierten, wo das Blut des Körpers und die Kraft des Geistes durch unaussprechliche Ausschweifungen verzehrt wurde, hätten die Kinder der christlichen Ehen leicht einen Kriegerstamm stellen können, vor dem die Rekruten des Zirkus und der Boudoirs erblaßt wären und die Flucht ergriffen hätten. Selbst in neuerer Zeit hat man in China, in Tongking, in Siam, in Japan unter Völkern

---

1) Orig., c. Cels., III, 9.

2) Tertull., ad Scapul., 5.

3) Das römische Heer konnte damals auf dreihunderttausend Mann sich belaufen, und es waren damals 34 Provinzen. Im Allgemeinen kann man annehmen, daß Tertullianus die Zahl der Christen auf neun Millionen anschlägt. Es ist aber wahrscheinlich, daß er zu wenig angibt, der zu viel anzugeben glaubte. S. Tertull., ad Nat., I, 1. Apolog., 37, 42, ad Scapul., 2, 5; Orig., ib., VIII, 68; Minut., Fel., 9; Plin., X, Ep. 97.

desselben Stammes gesehen, was christliche Soldaten mitten unter einer abgöttischen Bevölkerung sind.

Nun, dieser Widerstand, den so viele Martern hervorriefen, und für den es weder an Zahl noch an Mut fehlte, dieser Widerstand ist nie versucht worden. Um die Göttlichkeit seines Werkes besser zu beweisen, wollte der Heiland, daß der Gehorsam gegen den Fürsten, der Abscheu vor Blutvergießen, das Sichenthalten der Waffen, die passive Resignation in die schlechte Behandlung und die Beleidigungen in jenen Zeiten tiefer als zu irgend einer anderen Zeit in die Seele der Christen eingegraben würden. Man kann in dieser Hinsicht sagen, daß das, was nur ein Rath in dem Evangelium war, damals als eine Vorschrift angesehen wurde.[1] Die Kirche machte es den Ihrigen zur Pflicht, nicht mit Gewalt Widerstand zu leisten, da sie ihnen die Pflicht auferlegte, durch den Glauben Widerstand zu leisten. Sie wollte, daß sie mit ängstlicher Genauigkeit Mäßigung zeigten, wie sie die Treue mit Heroismus ausüben sollten. Einen Tempel beschimpfen, ein Götzenbild zertrümmern, dem Cäsar die Steuern verweigern, einen Prokonsul nicht begrüßen war ebenso untersagt, wie sich beugen vor einem Götzenbilde, einen einzigen Denar für die Tempel zahlen, bei dem Genius des Kaisers schwören. Die Kirche versagte auf gleiche Weise ihren Kindern das Hilfsmittel der Waffen, deren alle Sektierer sich so eilfertig bedienten, wie das Hilfsmittel der Heuchelei, wovon in jener Zeit die Gnostiker, die Juden des Mittelalters Gebrauch machten; in der Kirche fanden keine scheinheilige, im Voraus autorisierte und verziehene Abschwörungen statt. Sie hätte nur mit großer Mühe den Christen, der das Signal zum Bürgerkriege gegeben hätte, frei gesprochen; sie ließ den Apostaten in ihren Schoß erst nach einer langen, demütigenden, schmerzhaften Buße zu. Sie ließ also nur einen Weg offen: ausharren, dulden und sich tödten lassen. Und man hörte auf die Kirche, man betrat diesen Weg. Nie wird eine

1) Das kann man vornemlich in Orig. (c. Cels., VII, 26, VIII, 83, 85) sehen. Ihm zufolge konnte das Gesetz des Moses, was dazu bestimmt war, das Gesetz einer Nation und einer unabhängigen und kriegerischen Nation zu sein, den Kriegsdienst, den Krieg, die Hinrichtung der Verbrecher autorisieren; aber so verhält es sich nicht mit dem christlichen Gesetze, das durch die Vorsehung für eine Gesellschaft von Menschen aller Nationen, die im Frieden unter der römischen Herrschaft lebten, bestimmt ist.

berechnete Apostasie, noch ein Akt von Auflehnung erwähnt.[1] Die christliche Gesellschaft verfolgte aus Prinzip und aus freiem Entschlusse drei Jahrhunderte hindurch diesen so steilen Pfad, nie herausfordernd, nie weichend, nie sich auflehnend und nie nachlassend.

Gewiß, in einer solchen Situation sind wol einige bittere Worte zu entschuldigen. Sich nur auf die göttliche Rache berufend, nie selbst eine so verführerische und oft so leichte Rache ausübend; in der Wiedervergeltung des zukünftigen Lebens seinen ganzen Trost finden; sich nur durch die Erwartung eines mystischen, übernatürlichen, übermenschlichen, nahen, wie Einige sagten, Ereignisses, aber dessen Eintritt in der That ganz unbekannt war, entschädigen, und unterdessen sich nicht die Freude machen, einen einzigen Hausgott zu zertrümmern, noch einen einzigen Knecht des Prokonsuls zu schlagen; für sich die Anzahl, die Macht und den Mut habend, als Soldat, als Offizier sein Schwert und sein Wehrgehäng abwerfend, seinen Feind blos auf das jüngste Gericht verweisen und sich niederstoßen lassen: — das war in der That eine Milde, eine seltene und verdienstliche Milde.

Dies Faktum ist eins der hervorstechendsten Fakta des ursprünglichen Christenthums, ein in der Geschichte allein dastehendes Faktum. Man sagt oft, ein gewöhnlicher Gemeinplatz, daß alle Doktrinen, die verfolgt werden, in der Verfolgung Kraft gewinnen, und daß das Blut der Märtyrer ihnen Anhänger verschafft. Nichts ist weniger wahr. Eine gute Anzahl von Doktrinen, wahren oder falschen, guten oder schlechten, sind der Verfolgung erlegen, und wenn im Allgemeinen die Verfolgung für ihren Urheber unheilvoll geworden ist, so kommt es daher, weil sie die Auflehnung hervorgerufen hat, und weil die Bekenner als Soldaten aufgetreten sind. So ist der Mahometanismus, der kaum einen Augenblick verfolgt wurde, vom ersten

1) Man müßte denn als einen solchen die (einzige, wie ich glaube) That der Bevölkerung von mehreren christlichen Dörfern in Aegypten bezeichnen, die, als sie erfuhren, daß ihr Bischof festgenommen sei, sich in dem Orte, wo er eingeschlossen war, versammelten. Die Soldaten, die ihn bewachten, erschrocken über die Menge, flohen, ohne angegriffen zu sein, und ließen ihren Gefangenen frei. Das erzählt der Bischof Dionysius von Alexandrien selbst bei Euseb., Hist. eccl., VI, 40 (zur Zeit der Verfolgung des Decius).

Dies ist auch ein Beweis dafür, wie leicht die Masse der Christen die sehr geringe militärische Macht des römischen Reiches besiegt hätte.

Tage an bewaffnet, erobernd, selbst verfolgend gewesen. Aehnlich war es mit dem Protestantismus. Im Jahre 1517 trat Luther auf, und im Jahre 1520 stand der Protestantismus zu Schmalkalden unter Waffen.

Selbst in dem orthodoxen Christenthume der modernen Zeiten hat man kein Bedenken getragen, zu den Waffen zu greifen. Aus Gründen, die ich nicht tadle, und in Ländern, wo, nachdem das Christenthum auf legalem Wege angenommen worden war, die Freiheit des Bürgers ihre Rechte neben dem Glauben des Christen geltend zu machen hatte, haben die englischen Bauern gegen Heinrich VIII., Irland gegen England, die Vendée im Jahre 1793, die katholischen Kantone der Schweiz zu verschiedenen Zeiten, Spanien im Jahre 1808, die Christen von Japan im XVII. Jahrhundert für den Glauben gekämpft. Die primitive Kirche hätte vielleicht dasselbe Recht gehabt, ich will es nicht weiter untersuchen; gewiß ist, daß sie keinen Gebrauch davon gemacht hat, und wenn Diokletianus, alle Kräfte der Tyrannei zu einem letzten Kampfe versammelnd, die Vernichtung eines Drittels vielleicht von seinem Reiche unternommen hat, so hat Diokletianus, als er diese Christen, bei denen es so viele Soldaten gab, angriff, nicht ein einziges ihm gegenüber gezogenes Schwert angetroffen.

Das ist der christliche Heroismus, von dem ich gesprochen habe. Die andern Nationen halten sich für heroisch, wenn sie sich für ihre Freiheit rüsten und im Kampfe fallen. Die christliche Nation hat den Mut zu finden gewußt, ohne einen offenen Kampf zu sterben.

Und wo fand man solchen Mut, wenn nicht in der Hoffnung auf eine übermenschliche Ordnung, in den Verheißungen, womit sich ihr Geist beschäftigte, und die ihn in einer höhern Sphäre sich bewegen ließen? Daher auch eine höhere Tugend, die über die gewöhnliche menschliche Tugend hinausgieng. Ich weiß sehr gut, daß diese christliche Gesellschaft auch ihre Mängel hatte; daß in ihr, wie in jeder andern, Ausschweifende, Lasterhafte, Heuchler, Ehrgeizige sich befanden. Von dem ersten Tage an fanden sich solche vor, wie ein Anania und eine Sapphira unter den Christen von Jerusalem, wie ein Judas unter den Aposteln sich befand. Ich weiß auch, daß man später in gewissen streng von der Welt geschiedenen Gemeinden eine vollendetere Askese, ein reineres kontemplatives Leben hat antreffen können. Aber hier handelt es sich von einer Gesellschaft, die vielleicht dreißig oder vierzig Millionen Gläubiger zählte, von einer Gesellschaft,

die aus Sklaven, Handwerkern, Verheirateten, Leuten jedes Geschlechtes und jedes Standes, bestand, die für alle Bedürfnisse der Familie, der Industrie, des Verkehrs zu sorgen hatte. In dieser Gesellschaft, die ein gemeinschaftliches, weltliches Leben führte, wurde in einem Grade, von dem wir schon gesprochen haben, das Fasten, das freiwillige oder obligate, aber strenge und wiederholte Fasten ausgeübt; da fand das Gebet, das häufige, das nächtliche und das unausgesetzte Gebet Statt; da war die Arbeit, die freie, so verachtete und in der heidnischen Welt so wenig belohnte Arbeit; das Almosen, das trotz der Armut reichliche Almosen, das Almosen, das seinen letzten Heller, seine Zeit, seine Person, sein Leben hingibt, war da allgemein. Da zeigte sich besonders sowol in den Handlungen, als in den Worten und im Gedanken eine stete Beschäftigung mit den übernatürlichen Dingen, wie sie sich später nur in den Klöstern vorgefunden hat, da wurde das fortwährende Martyrium der Beleidigungen, Schmähungen, Schläge vollzogen; verbunden mit dem stets erwarteten, stets möglichen, oft wahrscheinlichen Martyrium des Richterstuhles, der Folterbank oder des Scheiterhaufens, mit dem für sich, für Andere, für seine Freunde, für seine Verwandte, für sein Weib, für seine Kinder erwarteten Martyriums; und dem Martyrium gegenüber kein Widerstand, keine Zuflucht zum Schwerte, keine Wiedervergeltung; Geduld, Gleichmut, weit mehr noch die Zufriedenheit, die Freude, das Glück, darin bestand das Leben, freilich nicht Aller, aber der großen Anzahl. Fast möchte ich versucht werden, daran zu zweifeln, aber ich kann es nicht. Wenn wir die Christen nur nach ihren Vorschriften der Moral beurtheilten, so könnten wir sagen: „Sie befolgten diese Vorschriften nur von Weitem.“ Wenn wir nur apologetische Schriften anzuführen hätten, so könnten wir sagen: „Diese Christen brüsteten sich. Vor ihren Richtern rühmten sie sich, stellten sich als Heilige und Geduldige hin. Aber was sagten sie sich unter einander?“ Nun, wir haben etwas Anderes, als reine Vorschriften, wir haben etwas Anderes als Apologien. Was die Christen sich unter einander sagten, das wissen wir. Wir besitzen, so zu sagen, vertrauliche Schreiben von Christen an Christen, wir wissen, welche Vorwürfe man ihnen machte, und was die vertrauliche Zensur der Kirche an ihnen zu tadeln fand. Die meisten Schriften des Tertullianus haben diesen Charakter. Er ist wahrlich streng, ernst, übertrieben, noch ehe sein Rigorismus ihn zur Häresie führte. Solche Prediger sind selten mit ihrem Auditorium

zufrieden. Aber man kann sagen, daß Tertullianus mit dem seinigen nicht unzufrieden war. Er greift gewisse Fehler an; aber er stellt sie nicht als allgemeine hin. Die christliche Gesellschaft im großen Ganzen erscheint ihm nicht unter der Strenge seiner Vorschriften. Sein Rigorismus, so stark er auch sein mag, scheint ziemlich befriedigt.

Wenn ich dies Alles betrachte und insbesondere diese unbestreitbare Thatsache des Widerstandes gegen eine mörderische Macht, der zweihundert neun und siebzig Jahre dauerte, ohne zu ermatten und sich aufzulehnen, so muß ich erkennen, daß ganz besonders übernatürliche Gaben diesen ersten christlichen Nationen verliehen wurden, und daß ihre Existenz nicht weniger, als die des Christenthums ein Wunder war.

Sechstes Kapitel.

Jüdische Häresien.

Das war also die heidnische Herrschaft von der einen Seite, die Kirche von der andern. Aber die Betrachtung, die wir über diese Zeit anstellen, würde nicht vollständig sein, wenn wir nicht einen Zustand zwischen dem Reiche und der Kirche, zwischen dem Heidenthume und dem christlichen Glauben näher bezeichneten: den durch die Häresie geschwächten und abgelenkten christlichen Glauben. Die Geschichte der Religion und die Geschichte des menschlichen Geistes können dies Faktum weder verkennen, noch übersehen.

Jeder Zeitabschnitt hat seine Irrthümer; jeder christliche Zeitabschnitt hat seine Häresien gehabt. In allen Jahrhunderten hat die Wahrheit auf ihrem Wege stets einige Nachzügler hinter sich gelassen. „Es müssen Zerwürfnisse sein," hat der heilige Geist gesagt.[1]

Es sind dergleichen, so zu sagen, gleich nach Pfingsten gewesen. Die Juden murrten gegen die Griechen; das war eine erste Uneinigkeit. Simon der Magier trennte sich von St. Petrus, das war ein erster Bruch.

Eine doppelte Störung riß zu der Zeit außerhalb des orthodoxen Glaubens gewisse Christen fort: die einen, Juden, die sich zu dem Judaismus zurückwandten und sich über den Verlust der Synagoge nicht beruhigen konnten; die andern, Heiden, wandten, auf mehr oder weniger indirekten Wegen sich den heidnischen Verehrungen und dem heidnischen Götzendienste wieder zu.

Schon in den frühesten Zeiten kämpfen die Apostel gegen diesen zwiefachen Irrthum an. Auf dem Konzil zu Jerusalem befreien sie, ganz gegen den jüdischen Geist, die bekehrten Heiden von dem Gesetze des Moses; und kurz zuvor hat Petrus den Magier Simon, den

1) 1. Kor., XI, 19.

götzendienerischen Samaritaner, den Vater aller Gnostiker, zurückgewiesen und verurtheilt. St. Paulus bekämpft die falschen Lehrer, die den formellen und skrupulösen Judaismus der Rabbiner in das Christenthum einführen wollen, und er erhebt sich auch gegen die Häretiker, die Vorläufer des Antichrists, die die Wiederauffstehung des Fleisches leugnen und die Ehe verbieten. St. Johannes hat sein Evangelium nur geschrieben, um auf die Einen und die Andern zu antworten, um gegen diejenigen, die die eine oder die andere leugneten, die göttliche und menschliche Natur Christi zu bezeugen. Er sieht neben sich diese Lügenlehrer. „Meine Kinder, sagt er . . . ihr habt gehört, daß der Widerchrist kommt; darum sind jetzt viele Widerchristen da . . . Sie sind von uns ausgegangen, aber sie waren nicht von uns [1] . . . Es sind viele falschen Propheten ausgegangen in die Welt. Viele Lügner haben sich verbreitet, die nicht anerkennen, daß Jesus Christus Fleisch geworden, wer so spricht, ist ein Lügner und ein Widerchrist . . . Wenn Jemand zu euch kommt und euch nicht diese Lehre (von der Menschwerdung Jesu Christi) bringt, den nehmt nicht bei euch auf und sprecht nicht zu ihm: „Ich grüße dich.“ [2] In der Apokalypse spricht er, als der heilige Geist in gewissen Kirchen die verspäteten Sektierer des Judaismus antrifft, zu dem Engel (Bischof) der Gemeinde von Smyrna: ich weiß deine Trübsal und deine Armut (du bist aber reich), und die Lästerung von denen, die da sagen, sie seien Juden und sind es nicht, sondern des Satans Schule.“ [3] Als er anderswo eine von den Sekten, die den Gnostikern ähnlich sind, und bei denen die Unsauberkeit des Lebens den Glauben verdorben hatte, antrifft, spricht er zu dem Engel von Pergamus: „du hast solche, die an der Lehre Bileams halten, welcher den Balak lehrte ein Aergernis anzurichten vor den Kindern Israel und zu essen Götzenopfer und zu huren. Also hast auch du, die an der Lehre der Nikolaiten halten gleicherweise.“ [4] Und zu dem Engel von Ephesus: „Aber das hast du, daß du die Werke der Nikolaiten hassest, welche auch ich hasse.“ [5]

---

1) 1. Joh., I, 18, 19, IV, 1.

2) 1. Joh., II, 7, 10.

3) Apoc., II, 9.

4) Apoc., II, 14.

5) Ib., II, 6.

Nicht anders ist die Sprache des Ignatius mitten unter den Angriffen der Häresie. Dieser Held der Kirche zur Zeit des Trajanus ist auf dem Gange zum Tode und unter der Last seiner Ketten bei dem Anblick dieser doppelten Erhebung der Lüge voll Unruhe und Schmerz: „Lasset euch nicht zu den fremden Lehren verleiten, noch zu alten und unnützen Träumereien[1] . . . Ich bitte euch, nicht ich, sondern die Liebe Jesu Christi, nähret euch nur von christlicher Speise, enthaltet euch des fremden Krautes, das heißt der Häresie. Diese Menschen, die zu euch reden, mischen Jesus Christus in ihr Gift . . . wie diejenigen, die in süßem Weine ein vergiftetes Getränk geben und ihr Opfer durch die Lockung eines tödtlichen Wonnegefühls teuschen[2] . . . Diese Menschen reden von Christus; ja, sie reden von ihm wie die Säulen und Grabdenkmäler von dem Todten reden, dessen Name auf ihren Marmor eingegraben ist, aber dessen Seele nicht bei ihnen ist . . . Ich will ihre Namen nicht aufzeichnen, es sind die Namen der Ungläubigen;[3] . . . aber ich bewahre euch vor den wütenden Hunden, die im Stillen beißen; nehmet sie nicht auf, verkehret mit denselben weder öffentlich, noch privatim; wenn es möglich ist, weichet ihnen überall aus; aber betet für sie, damit sie, wenn möglich, Buße thun."[4] In einem jeden dieser Briefe, an jedem Ruhepunkte seiner letzten Reise, wendet der Märtyrer um und ertheilt der ihn überlebenden Kirche eine neue Warnung gegen die Häresie.

Diese Irrthümer boten stets denselben Kontrast dar. Von der einen Seite war es die Rückkehr von gewissen falschen und hartnäckigen Gemütern zum Judaismus: „Wenn wir nach dem Gesetze des Judaismus leben, so geben wir zu erkennen, daß wir die Gnade nicht empfangen haben. Die heiligsten Propheten haben in Jesus Christus gelebt; um seinetwillen haben sie die Verfolgung erduldet, inspiriert durch seine Gnade, um die Ungläubigen zu bekehren; . . . um seinetwillen haben Menschen, die unter dem alten Gesetze gelebt hatten, eine neue Hoffnung gefaßt, und anstatt den Sabbat zu ehren, haben sie den Tag des Herrn, den Tag, wo derjenige, der unser Leben ist, vom Tode auferstanden ist, geehrt. Wie werden wir also ohne ihn leben

1) Ad Magnes., 8.
2) Ad Trall., 6, 7, 9, 11.
3) Ad Philipp., 2, 3, 6.
4) Ad Smyrn., 4, 7; ad Ephes., 7, 9.

können, den die Propheten, seine Schüler im Geiste, als ihren Meister erwarteten? . . . Seien wir seine Schüler und leben wir nach dem Christenthume. Eine Lehre, die sich nach einem andern Namen benennt, wie diese, eine solche Lehre ist nicht von Gott. Werfet den schlechten Sauerteig weg, den schlechten und alten Sauerteig, und nehmet den neuen Sauerteig, der Jesus Christus ist, auf. Seid durchdrungen von dem göttlichen Salz, damit keiner unter euch verderbe und sich durch den Geruch der Verwesung verrathe. Es ist ungereimt, Jesus Christus zu nennen und die jüdischen Gebräuche zu befolgen. Nicht das Christenthum soll jüdisch werden, sondern das Judenthum hat christlich werden müssen."[1]

Und anderseits war es, was man nachher den Doketismus genannt hat, der einer Anzahl von gnostischen Sekten gemeinsame Irrthum, die Christus nur einen Scheinkörper zuschrieben und die Wirklichkeit seines Fleisches leugneten. Dieser Irrthum hatte sich fast unmittelbar nach der Himmelfahrt, und als das Fleisch des Gottmenschen kaum die Erde verlassen hatte, gebildet. St. Johannes hatte ihn durch die Worte bekämpft:[2] „Was wir gesehen haben mit unsern Augen, was wir geschauet und unsere Hände betastet haben, vom Worte des Lebens, das verkündigen wir auch euch; . . . ein jeglicher Geist, welcher Jesum als den im Fleische gekommenen Christ bekennet, der ist von Gott; und ein jeglicher Geist, welcher Jesum nicht bekennet (λύει), der ist nicht von Gott, es ist der Antichrist."[3] Und der Schüler spricht, wie der Meister, der Bischof, wie der Apostel: „Höret nicht auf diejenigen, die zu euch reden, wenn sie nicht von Jesus Christus zu euch reden, der von David abstammt, der Sohn der Maria, der nicht, wie sie sagen, aus dem Schoße des ewigen Schweigens[4] hervorgegangen ist, sondern der geboren worden ist, der wirklich getrunken und gegessen und wirklich unter Pontius Pilatus gelitten hat, der wirklich gekreuzigt und gestorben ist im Angesicht der himmlischen, irdischen und

1) Magn., 8, 10; Philad., 6.

2) Hieron., Adv. Lucifer., 8.

3) 1. Joh., I, 1; IV, 2. 3; V, 6, 8.

4) *οὐκ ἀπὸ Σιγῇ προελθών*, ad Magnes., 8. Ich zweifle nicht, daß das Wort *Σιγῇ* eine Anspielung auf das System des Simon ist, der Alles aus einem höchsten Wesen, Schweigen, genannt, hervorgehen ließ. S. die Philosophum., IV, 51, VI, 7, 20. Ohne dies hätte die Stelle des Ignatius keinen Sinn. So fassen sie auch Bunsen und Hefele auf.

unterirdischen Mächte, der wirklich von den Todten wieder auferweckt worden ist. Wenn er nur zum Scheine gelitten hat, so werde ich zum Scheine gefesselt. Warum habe ich mich dem Tode, dem Eisen, dem Schwerte, den Thieren hingegeben? Warum will ich gegen die Löwen kämpfen? Ich sterbe vergebens! Was liegt mir daran, daß ich gepriesen werde, wenn man meinen Herrn lästert, indem man leugnet, daß er Fleisch angenommen hat?" Und indem er darauf die den meisten gnostischen Schulen gemeinsame Immoralität hervorhebt, sagt er: „Wenn sie die Pflanzung des Vaters wären, so würden sie die unvergänglichen Früchte des Kreuzes tragen; aber die christliche Liebe liegt ihnen nicht am Herzen, auch nicht die Sorge für die Wittwe, die Waise, den Unterdrückten, den Gefangenen, den Hungrigen. Sie verwerfen die Eucharistie und das Gebet, da sie nicht bekennen können, daß die Eucharistie das Fleisch Jesu Christi ist, der für unsere Sünden gelitten, und den der Vater wieder erweckt hat ... Sie leugnen das Geschenk Gottes."

Prüfen wir diese beiden Tendenzen. Ich habe sie schon geschildert, wie sie zur Zeit des Falles von Jerusalem hervortraten. Wie zeigten sie sich nachher? Und wie verhielten sie sich neben dem Fortschritte der Kirche, den wir unter Trajanus, Hadrianus, Antoninus nachgewiesen haben?

Das Schicksal dieser beiden Doktrinen mußte sehr verschieden sein. Die jüdischen Richtungen in dem Christenthum waren nur eine Stammangelegenheit. Man war ein Judaisirender, Nazarener, Ebionit, weil man ein geborner Jude war. Die heidnischen Richtungen dagegen hatten ihren Grund in der menschlichen Natur, in den tief eingewurzelten Schwächen unsers Herzens, in den am meisten geliebten Irrthümern unsers Geistes. Die einen waren nur ein Instinkt und eine nationale Erinnerung; sie gehörten der Geschichte an. Die andern waren eine von den wesentlichen Verkehrtheiten, eine von den radikalen Verirrungen der menschlichen Seele; sie gehörten der Philosophie, der unbesieglichen Philosophie des Bösen an. Die ersten mußten sehr bald verschwinden. Die andern waren im Mittelalter noch nicht ausgerottet.

Sprechen wir zunächst von den judaisierenden Tendenzen. Diese scheinen zu der Zeit, als Ignatius starb, ihren Höhepunkt erreicht zu haben. Die christliche Kirche von Jerusalem, die lange Zeit hindurch frei von aller Häresie geblieben war, und die man daher die Jungfrau nannte, hatte mit dem Märtyrertode des heiligen Simeon die Gene-

ration, die das Antlitz des Herrn geschaut hatte, aufhören gesehen. Die bis dahin sich im Verborgenen haltenden Häresiarchen erhoben nun ihr Haupt. Der erste war ein Theobulis, ein ehrgeiziger Mensch, dem das Episkopat verweigert worden war; dann traten Simon, Kleobulos, Dositheos, Koïtheus, Marbotheos, sieben verschiedene Lehrer und sieben verschiedene Schulen auf, alle ihrem Ursprunge und ihrer Gesinnung nach Juden. Außerdem zeigten sich noch andere Sekten, oder dieselben Sekten unter andern Namen, die Ossener, Minäer, Nazaräer, Ebioniten, die sich ebenfalls nach der erloschenen Synagoge zurücksehnten.[1]

Diese Schulen nach den Zeiten oder Ideen klassifizieren wäre eine undankbare Aufgabe und bei den wenigen vorhandenen Dokumenten unmöglich. Der Name Nazaräer scheint der gemäßigsten von diesen Schulen, den christlichen Juden und selbst den orthodoxen Christen beigelegt worden zu sein, die der Ausübung des mosaischen Gesetzes treu blieben, aber dieselben von den Heiden nicht verlangten.[2] Durch die Macht der Verhältnisse und in dem Maße wie das Christenthum immer mehr Anhänger unter den Heiden fand, wurde die Bedeutsamkeit dieser Schule mit jedem Tage geringer. Eine Spur jedoch blieb und blieb lange in der Kirche von dieser Beharrlichkeit des jüdischen Geistes; nemlich die Dissidenz über die Beobachtung des Osterfestes. Lange Zeit hindurch, wie man weiß, feierten die Kirchen Asiens Ostern an dem von dem jüdischen Gesetze festgesetzten Tage, und diese Dissidenz wurde zu gewissen Zeiten die Ursache heftiger Debatten.[3]

Der Name Minäer und der Name Nazaräer im Munde des Volkes wäre, sagt Hieronymus, denen gegeben, die sich von dem christlichen Glauben etwas mehr entfernten, wiewol sie vom Judenthum ganz entfernt waren. „Diese, sagt er, glauben ebenso wie wir an Christus, den Sohn Gottes; aber um Juden und Christen zugleich

---

1) Hegesippos bei Euseb., Hist. eccl., III, 26.

2) Hieron., in Isaiam.

3) Ueber diese Sekte der Quartodezimanen (so genannt, weil sie mit den Juden Ostern am vierzehnten Tage des Monats, mochte es ein Sonntag sein, oder nicht, feierten) und die Streitigkeiten, die sie unter dem Pabste Anicetus (157—168) und dem Pabste Victor (193—202) erregte, s. die Philosophum., VIII, 18. Euseb., H. E., V, 15, 23, 24, de vita Constant., III, 19.

sein zu wollen, sind sie weder Juden, noch Christen. Die Kirche weist sie zurück und der Pharisäismus verdammt sie.[1]

Endlich der Name Ebionit,[2] mag es ein hebräisches Epitheton sein, was die Sekte und die Armut ihres Dogmas charakterisiert, oder der Name des Begründers, der zur Zeit der Zerstörung von Jerusalem gelebt haben soll, ist der unumschränkteste von allen diesen Richtungen geblieben.

Der Ebionitismus hat tiefe Wurzeln gehabt. Wir haben Spuren davon in den unter den Christen der ersten Jahrhunderte so populären sibyllinischen Fragmenten gesehen. Er bewahrte das Evangelium der Hebräer, das wir nicht mehr besitzen, aber das die Kirchenväter oft anführen, und das nichts weiter war, als eine mehr oder weniger treue Uebersetzung des Matthäusevangeliums, des einzigen, das diese Sekte zuließ. Der Ebionitismus endlich hat die dem heiligen Clemens[3] beigelegten apokryphischen Bücher diktiert, die ebenfalls lange Zeit populär gewesen sind, und die der orthodoxe Rufinus übersetzt hat. Die ebionitische Lehre wird für uns also leicht zu erkennen sein.

Aber hier sind wir noch weit davon entfernt, eine einheitliche und homogene Schule anzutreffen. Auf den ersten Blick möchte man meinen, daß die meisten Ebioniten, wenn sie heterodoxe Christen waren, wenigstens gute Juden waren, daß sie Moses verehrten, daß sie das ganze Alte Testament annahmen. Menschen, die, nachdem sie

1) Ep. ad August., 75.

2) Tertullianus spricht von einem Hebion (sic), dem Nachfolger des Corinthos und Begründer dieser Sekte. Ihm zufolge behauptet Hebion, daß die Welt nicht von Gott, sondern von den Engeln erschaffen worden ist. Dadurch würde er in den Gnostizismus verfallen. De Praescr., 48. — Justinus kann ebenfalls auf die Ebioniten anspielen, wenn er von denjenigen Christen spricht, die Christus für einen von Menschen geborenen Menschen halten. Tryph., 48. S. außerdem über die Ebioniten und über das ebionitische Buch der Recognitiones, Epiph., XXX, 15, XXVI, 16; Orig., Philocal., 1, 17; Euseb., Hist. E., III, 27.

3) Recognitiones (*Ἀναγνώσεις*) Clementis; Circuitus (*Περίοδος*) Petri oder auch *Κήρυγμα Πετροῦ* oder *Πράξεις Πετροῦ* oder *Πρὸς τὸν Σίμωνα διαλέξεις*. Die zwanzig Homilien des Clemens. Es sind weiter nichts als verschiedene Uebersetzungen eines und desselben romanesken und theologischen Buches. S. Rufin., Praef. in lib. Recogn.; Euseb., Hist., III, 38, VI, 14; Photius, 112, 113; Lactant., IV, 21; Hieron., de Vir. ill., 1. Eine Ausgabe der Homilien in neuerer Zeit von Dressel. Göttingen, 1853.

Den Text des *Κήρυγμα* zitiert Clem. Al. Str., VI, 5, 6.

sich hatten taufen lassen, gegen Paulus und die Kirche aus Liebe zur Beschneidung und dem Sabbat sich aufgelehnt hatten, mußten wenigstens strenge Pharisäer und dem Buchstaben des Pentateuchs unterworfene Juden sein. Und doch stand hinter diesem offenbaren, biblischen und buchstäblichen Judenthum ein allegorisches, geheimes, antimosaisches, antibiblisches Judenthum. Es ist eine anerkannte Wahrheit, daß der menschliche Geist immer und überall jeder Verirrung fähig ist, und daß er oft in einen neuen Irrthum verfällt, der gerade das Gegentheil von dem ersten ist.

Den Beweis hiervon finden wir in den vermeintlichen Büchern des heiligen Clemens. Der Gefährte des Paulus, der Schüler und Nachfolger des Petrus, spielt hierin, wie man sich wol denken kann, nur eine untergeschobene Rolle. Clemens, wie er in diesem Buche erscheint, hat den Paulus nicht gekannt; er nennt ihn niemals; er ist nur ein Schüler, nur ein Freund des Petrus. Petrus hat bei seinem Tode ihm eine geheime Lehre hinterlassen, und diese Lehre schickt Clemens auf eine geheimnisvolle Weise dem Jacobus, dem ersten Bischof von Jerusalem. Jacobus theilt dieselbe nur seiner Priesterschaft mit, und diese schwört, nichts davon zu veröffentlichen. Niemandem wird eine vertrauliche Mittheilung davon gemacht, außer beschnittenen Christen, folglich Juden von Geburt und zwar nach sechs vollen Jahren der Erwartung und Prüfung. Sie schwören ein tiefes Geheimnis im Namen des Himmels, der Erde und des Wassers; sie unterwerfen sich, wenn sie je dies Geheimnis verrathen, dem vollen Zorne Gottes und selbst, wie sie hinzufügen, „in dem Falle, daß sie zur Erkenntnis eines andern Gottes gelangen würden, dem Zorne dieses andern Gottes, möge er vorhanden sein oder nicht."

Durch diese Nachricht gelangen wir zur Kenntnis des seltsamen antichristlichen und selbst antimosaischen Cyklus von Lehren, in den wir treten. Es sind Menschen, wie diejenigen, von denen Hieronymus spricht, die sich für Christen und Juden ausgeben, aber weder Juden noch Christen sind. Es sind offenbar diejenigen, von denen es in der Apokalypse heißt: „Leute, die da sagen, sie seien Juden und sind es nicht, sondern des Satans Schule."[1]

Auch wird nicht allein die Lehre des Paulus und der Kirche über die Nutzlosigkeit der jüdischen Werke getadelt; nicht allein wird

---

1) II, 9.

Paulus, ohne daß er irgendwo genannt wird, unter der Person des Häresiarchen Simon vorgeführt, disputierend gegen Petrus und widerlegt von ihm;[1] nicht allein wird die katholische und paulinische Lehre von dem Vorzuge des jungfräulichen Standes von dem Ehestande zurückgewiesen und die Ehe mit dem ganzen Eifer des reinsten Pharisäismus erhoben; sondern man sieht auch, wie man die heilige Schrift behandelt: „Die Schrift, sagen sie ist voll von Lügen und Lästerungen; die Rabbiner oder Andere haben sie entstellt. Der Pentateuch ist gefälscht worden; die Propheten haben noch weniger Autorität, als der Pentateuch. Adam hat nicht gesündigt. Abraham hat nicht in Bigamie gelebt. Nur muß man sich hüten, dies dem Volke zu enthüllen; man muß ihm die Schrift so anführen, wie sie ist, und die errata für sich behalten." Auch Petrus führt in seinem Streit gegen Simon die heiligen Schriften in dem Sinne und nach der Fassungskraft des Volkes an.

Und welches ist das große Geheimnis, das diese Fälschung der Schrift zu verbergen gesucht hat, und das man nur mit großer Vorsicht enthüllt? Dies Geheimnis ist das des universellen Antagonismus. Gott hat seine rechte und seine linke Hand. Von beiden sind als Gegensatz von einander der Tag und die Nacht, die Sonne und der Mond, das Warme und das Kalte, das Leben und der Tod, das Gute und das Böse, die höhere und die untere Ordnung der Welt ausgegangen. Von der rechten Seite ist der erste Adam, das männliche und vollkommene Wesen, von der linken Seite nach ihm Eva, das weibliche und unvollkommene Wesen ausgegangen. Adam ist rein, Prophet, Vater der rechtmäßigen Prophetie, die Gott segnet. Eva hat gesündigt und ist die Mutter der unrechtmäßigen, von Gott verworfenen Prophetie gewesen. Von der Prophetie Adams und der männlichen Seite der Menschheit ist Abel und durch ihn das hebräische Volk ausgegangen; von der Prophetie Eva's und der weiblichen Seite durch Cain alle heidnischen Nationen. Von der einen Seite Alles was rein und wahr ist, das Dogma von der göttlichen Einheit, der Haß gegen die blutigen Opfer, die Ehe, die Keuschheit, der Friede; von der andern Alles, was Lüge, Abgötterei, Polytheismus, Schmutz, Krieg ist.

---

1) So trägt der Verfasser Sorge, die Ausdrücke der Episteln des Paulus dem Simon in den Mund zu legen.

Aber zum Unglück haben die Töchter Eva's die Söhne Adams verdorben. Die weibliche Seite der Menschheit hat obgesiegt. Das hebräische Volk selbst ist beschmutzt worden. Vergebens hat Gott nach einander seine Propheten, Enoch, Noah, Abraham, Moses gesendet. Vergebens hat Moses der Synagoge seine Tradition hinterlassen. Diese anfänglich von Mund zu Mund übertragene Tradition hat man das Unrecht begangen aufzuschreiben, und indem man sie aufschrieb, hat man sie entstellt. Man hat das hebräische Volk selbst verdorben; man hat ihm die blutigen Opfer gelehrt. Und zuletzt hat der primitive Adam, der sich schon in Moses offenbart hat, sich von Neuem in Jesus offenbaren, und so der Sieg des Guten über das Böse, der rechten Seite über die linke Seite, der männlichen Prophetie über die weibliche Prophetie gesichert werden müssen.

Denn (und hierin ist der Kern der Lehre enthalten) Adam, Enoch, Noah, Abraham, Jesus, sagen sie, sind nur ein und dasselbe Wesen. Es ist die Sophia, die Weisheit Gottes, der heilige Geist, die schöpferische Kraft, die Seele Gottes, die sich nach und nach mit einem jeden von diesen Menschen vereinigt und ihn zum Propheten gemacht hat. Ihre Vereinigung mit Jesus ist nichts Anderes, als ihre Vereinigung mit den Andern, sie ist nur vollständiger, und sie wird ewig sein. Bis an das Ende der Zeiten wird die göttliche Sophia in Jesus ruhen.[1]

Wo ist der Ursprung dieser Lehren zu suchen? Soll man ihn bis auf die essenischen Juden zurückführen, die selbst Einiges von den Pythagoräern, unter andern die Verwerfung der blutigen Opfer, aufgenommen haben mochten? Ich weiß es nicht; aber was evident ist, ist ihr Zweck. Es kam diesen Juden darauf an, das Judenthum und die Tradition vor der Ankunft Christi zu erheben; es kam ihnen darauf an, das Werk der Erlösung und die Person Christi abzuschwächen, indem sie dieselbe kaum über Adam und Moses stellten; es kam ihnen darauf an, das Heidenthum und die heidnischen Volksstämme mehr als je herabzusetzen; es kam ihnen darauf an, die Gnostiker zu demütigen und zu verdammen, die ihrerseits, indem sie in einem entgegengesetzten Sinne die christliche Orthodoxie bekämpften, das Alte Testament verwarfen, das jüdische Volk heruntersetzten, Moses lästerten.

---

1) Epiphan., Haer., Clem., Hom., III, 61.

Aber dieser Haß gegen die Gnostiker hindert nicht, daß man in den Gnostizismus verfällt. Ist dieser beständige Antagonismus, dieser Kampf mit gleichen Waffen des Guten und Bösen, diese göttliche Prophetie und diese diabolische Prophetie nicht der Dualismus Asiens? Ist es nicht der Sabäismus Persiens, wie wir ihn bei Simon dem Magier finden, wie wir ihn wiederfinden bei den Gnostikern, bei den Marcioniten und bei den Manichäern?

Neuer Widerspruch! Aus Haß gegen St. Paulus, der die Jungfräulichkeit preist und gegen die Gnostiker, die sogar bis zur Verwerfung der Ehe schritten, rühmt man die Ehe. Man gebietet den Priestern, darüber zu wachen, daß die Gläubigen zeitig das Zölibat aufgeben. Man will der Ehe eine Art von mystischer Heiligkeit verleihen; das ist das Bild der Verbindung Gottes mit der menschlichen Seele, eine Verbindung, die um so vollkommener ist, je reiner die Ehe gehalten wird. Und doch was ist die Ehe anderes, als die Vereinigung Adams mit Eva, folglich des Guten mit dem Bösen, des vollkommenen Prinzips mit dem lasterhaften Prinzipe, der legitimen Prophetie mit der illegitimen Prophetie? Seltsam, man verabscheut das Weib und man empfiehlt die Ehe.

Ueber diese Widersprüche hinaus gieng nur noch die Thorheit, und die Thorheit erscheint bald. Die Sekte des Elxaï unter Trajanus erklärte, daß ihr Christus (begreife es, wer kann) eine Tugend wäre vier und zwanzig Schoinen lang und sechs Schoinen breit. Der heilige Geist (hebr. רוּחַ, f.) war ein weibliches Wesen gleich Christus, „wie eine über die Wolken zwischen zwei Berge gestellte Statue.“ Wie die Ebioniten verbot Elxaï die Jungfräulichkeit; aber zugleich entband er wie die Gnostiker vom Martyrium. Er gestattete, mit dem Munde und der Hand alle möglichen Idole, zu verehren, wenn nur der Glaube im Herzen bliebe. Die ärgsten Verbrechen konnten durch eine zweite Taufe, in der man sieben Zeugen, den Himmel, das Wasser, die Geister, die Engel, das Oel, das Salz, die Erde anrief, vergeben werden. Diese Sekte von Wahnwitzigen dauerte lange; denn zwei Jahrhunderte später zur Zeit des Epiphanes wurden zwei weibliche Abkömmlinge von Elxaï,[1] Marthus und Marthana

---

1) Elxaï, Elchasaï, Elcesaï. Seine Anhänger hießen Elcesaïten. Epiphan., I, 19, 30, 53; Philosoph., IV, 13, 17. Der Schoinos ist ein ägyptisches Maß, etwa 60 griech. Stadien.

noch immer unter diesen Sektirern verehrt, die den Speichel von ihren Lippen und den Staub von ihren Füßen sammelten, um ihre Kranken damit zu heilen.

Alles das ist der Jude, der hochmütige und untröstliche Jude, der soviel er vermag die Spur seiner Taufe vertilgt und zur Synagoge zurückkehrt, zur verdorbenen und verworfenen Synagoge: der Jude weit mehr nach seinem Blute, als nach seinem Glauben, der, wenn es nöthig ist, die Bibel seinem Volksstamme und Moses dem Bar Kocheba opfert, ebenso orthodoxer Jude, wie orthodoxer Christ. Diese Lehre, die nur die einer Nation sein wollte, diese Theologie oder Philosophie, die nur als eine erbliche aufgenommen werden konnte, und die nicht einmal ihrer Erbschaft treu blieb, konnte, wie ich gesagt habe, nicht von langer Dauer sein. Das Christenthum gehört aber allen Volksstämmen sowie allen Zeiten an, das ist einer von den göttlichen Charakterzügen desselben. Die Idee von einem jüdischen Christenthum war ein Nonsens, wie es die Idee von einem syrischen oder kappadokischen Christenthum gewesen wäre, wie es in unsern Tagen die Idee von einem russischen oder englischen Christenthum ist. Die Wahrheit ist weder russisch, noch englisch, noch griechisch, noch jüdisch; sie ist universell. Wer in Bezug auf Religion von Nationalität spricht, spricht Falsches aus; Nationalcultus ist ein Kultus ohne Glaube. Die Religion auf einen Ort beschränken, heißt die Religion aufgeben.

Die Krisis der jüdischen Häresien konnte also den Fortschritt der Kirche nicht lange stören. Die Kirche datierte seit anderthalb Jahrhunderten, sie hatte durch die Verfolgung an Stärke gewonnen, war durch ihre Märtyrer verherrlicht worden, durch ihre Standhaftigkeit gewachsen. Sie konnte nicht ohne ein tiefes Bedauern für die verirrten Seelen, aber ohne Gefahr für ihre eigne Größe einen Ebion und seine apokryphischen Homilien, einen Elexaï und seinen Christus von zwei und dreißig Stunden Länge hinter sich lassen.

Siebentes Kapitel.

Gnostische Häresien.

Wir kommen nun zu den Häresien einer entgegengesetzten Richtung, zu denen, die sich dem Heidenthume, dem Oriente, den profanen Schulen der griechischen Philosophen, oder vielmehr der Illuminaten Asiens wieder zuwandten.

Hier treffen wir eine ganz andere Macht an, eine ganz andere Verwandtschaft mit den ewigen Instinkten der menschlichen Natur, ein ganz anderes Fundament, gebildet aus den dem menschlichen Geiste eigenen Irrthümern. Hier ist wenigstens ein philosophisches Problem aufgestellt, aber kühn und verwegen aufgestellt, um auf diejenigen, die es aufstellen, zurückzufallen und sie zu vernichten.

Gott ist, haben diese Denker gesagt; Gott ist, aber die Welt ist; Gott, das reine und absolut geistige Wesen; die Welt gebildet aus der Materie. Wie hat das Eine aus dem Andern hervorgehen können?

Gott ist, aber das Böse ist; das Böse neben dem unendlich guten Gott. Wie hat das Böse aus dem unendlich Guten hervorgehen können?

Das Christenthum und vor ihm das Judenthum antworteten auf diese Fragen durch zwei Begriffe, die jetzt fast vulgär geworden sind, und die man ohne große Mühe annimmt. Die Antwort auf die erste Frage ist die Idee von der Schöpfung, durch die Gott dem, was weder in ihm, noch außer ihm, dem, was nicht war, das Sein gegeben hat; durch die er nicht erzeugt hat, was eine Aehnlichkeit in der Substanz voraussetzen würde, nicht gebildet hat, was eine präexistierende Materie voraussetzen würde, sondern zum Sein und zum Leben erweckt hat, was weder das Eine, noch das Andere hatte, den Geist, die Materie, die Welt. Die Antwort auf die zweite Frage ist die Idee von dem freien Willen, durch den das von Gott geschaffene,

aber frei geschaffene, das heißt das zum Guten und zum Bösen fähige geistige Wesen das Böse, was weder in ihm, noch in Gott, noch in der Materie, noch in der Welt war, hat hervorbringen können.

Diese Antworten konnte das Heidenthum nicht geben. Die Idee von dem freien Willen war demselben noch ganz verhüllt. Zu der Idee von der Schöpfung konnte es niemals gelangen.[1] (Hierin lag seine Hauptschwäche). Das Heidenthum bewegte sich also in unbestimmten und unklaren Vorstellungen, die Mythen liefen durcheinander, kein Dogma. Bald dualistisch und mit der Mehrzahl der Philosophen die Ewigkeit der Materie annehmend; bald pantheistisch und mit den ersten Mythologen die Göttlichkeit der Materie annehmend; oft den höchsten Gott nennend, aber ihn nicht erkennend, ihn nicht genau scheidend weder von der Welt, noch von der Materie, noch von dem Bösen, noch von dem vermittelnden geistigen Wesen, noch von dem Menschen; das Heidenthum übernahm keine Erklärung und gab keine Erklärung. Es ordnete Riten an, lehrte aber keine Dogmen.

Aber als die Bewegung der philosophischen Zeiten und besonders das Licht der christlichen Zeiten eintrat, da war jene Ruhe des Geistes in der Finsternis und in dem Unbestimmten nicht mehr zu ertragen. Sie war es nicht insonderheit für Leute, die einen Augenblick Anhänger des wahren Glaubens gewesen, die durch die Kirche hindurchgegangen waren, und die das Heidenthum unter dem Namen der Häresie wieder zu gewinnen suchte. Diese Leute waren in ihrem Herzen Heiden geblieben; sie konnten sich also nicht daran gewöhnen, die Ideen von der Schöpfung anzunehmen, die von allen Wahrheiten die dunkelste, von allen für einen irre geführten Geist am schwersten zu erfassen war.

Diese Leute waren entweder aus Stammesfeindschaft, oder aus Rivalität der Schule Feinde der Juden; und sie strebten danach, sich ein antijüdisches Christenthum zu machen, ein Evangelium, das nicht die Ergänzung, sondern der fortwährende Widerspruch der Bibel wäre. Sie verwarfen also die biblische Lösung des Problems, wie sie Alles, was biblisch war, verwarfen. Aber auf der andern Seite wieder in das alte und dumpfe Leben des Heidenthums, das die christliche Lehre gestört hatte, zu verfallen, das war für sie unmöglich;

---

1) Man sehe zum Beispiel, wie Lukianos über die Idee von der Schöpfung spottet. Icaro-Menipp., p. 728. A. B.

ihr getauftes Heidenthum konnte seine Augen dem Problem gegenüber, das sich vor dasselbe hinstellte, geschlossen halten.[1]

Die Existenz der Welt und die Existenz des Bösen erklären, ohne die Idee von der Schöpfung zuzulassen; sie erklären durch einen Traum, durch irgend eine Hypothese, und wäre es eine phantastische und ungeheuerliche Hypothese, keine Nahrung für den Geist, aber wodurch die Phantasie auf einen Augenblick befriedigt werden kann: das war die seltsame Arbeit dieser Schulen.

Sie begannen damit, den Abstand zwischen Gott und der Welt, zwischen Gott und der Materie, zwischen Gott und dem Bösen, den die jüdisch-christliche Tradition wie sie ihr zum Vorwurf machten, zu sehr verringerte, möglichst zu vergrößern. Auf der einen Seite des Unendlichen, sagten sie, ist das Chaos, die unförmliche Materie, oder vielmehr das Leere; auf der andern Seite ist das erste Wesen, das Unzugängliche, das Unergründliche, der Abgrund (Bythos). Welche Beziehung ist nun zwischen beiden möglich, zwischen dem Vollen und dem Leeren, zwischen dem Sein und dem Nichts, zwischen dem Geiste und der Materie, zwischen dem Unendlichen und dem Endlichen, zwischen dem Guten und dem Bösen?

Wir wollen zusehen. Das erste Wesen hat andere Wesen erzeugen und hervorbringen können. Der Abgrund hat seine Ennoia, die seine Tochter und seine Genossin ist. Mit ihr erzeugt er ein Paar (Syzigie) göttlicher Wesen, Aionen[2] (diesen Namen Aionen hat man erfunden, um sie nicht Götter zu nennen und um dadurch die Rückkehr zu dem Polytheismus zu verderben), aber ihm selbst untergeordnete göttliche Wesen. Dies Paar erzeugt ein anderes, dies andere ein drittes und so immer weiter. Das ist nach den Einen die Tetrade, nach Andern die Heptade, die Ogdoade, die Dodekade, die mit dem göttlichen Bythos das Pleroma, die Plenitudo der oberen Welt, bildet. So wird durch Generationen und zu-

1) Die Frage über den Ursprung des Bösen bereitete den Häretikern große Verlegenheit: „Languens (Marcion) quod et nunc multi et maximi haeretici, circa mali quaestionem.“ Tert., adv. Marcion., I, 2.

2) *Αἰωνες*, saecula. Dieser schon von Paulus (Hebr., 1, 2) gebrauchte, und so von der Vulgata übersetzte Ausdruck: *Αἰῶν* (saeculum) war ein Gott der phönikischen Mythologie, der sich zuweilen auf römischen Münzen findet; ein mit der Tiara versehener geflügelter Löwe. (Münzen von Albinus und Posthumus. — Phönizische Münze.)

gleich durch allmähliche Degradationen der höchste Bythos der erste Ring einer Kette, deren letzter der Mensch sein kann.

Aber nein; das ist unmöglich. Kann der Vater einen Sproß erzeugen, der eine von der seinigen verschiedene Natur hat? Wird nicht ein jedes von dem Bythos entsprossene Paar wie er göttlich, immateriel, vollkommen sein, ohne eine mögliche Verwandtschaft mit der Materie, mit dem Unvollkommenen, dem Leeren, wie er? Vielleicht bestehen zwischen ihnen Abstufungen, nicht Verschiedenheiten des Wesens. Man vervielfältige dieselbe so viel wie man will, diese auf einander folgende Generationen werden weder Gott einen Schritt zur Welt, noch den Gedanken zu der Materie, noch unsern Verstand zu dem Lichte, das er sucht, thun lassen.

Was nun? Eines dieser Wesen muß abgeirrt sein, muß seine Natur verlassen, von seiner Bahn abgekommen, muß gegen alles Gesetz und gegen alle Vernunft auf das Gebiet des Nichts, des Leeren, des Chaos gerathen sein. Der Abfall eines Gottes ist nöthig, um nicht mit der Bibel den Fall des Menschen zuzulassen. Allerdings ist dies unlogisch, antiphilosophisch, unmöglich; aber es muß sein. Diese Abirrung auf die höchsten Stufen des göttlichen Pleroma zu versetzen, würde zu hart sein. Man wird sie auf die letzten versetzen; die Hypothese wird darum nicht logischer sein, aber weniger anstößig. Nun kommen wir zu den gnostischen Phantasien (denn die Vernunft hat hiermit nichts zu thun), zu dem Traum von dem monstruösen Roman von dem Abfall. Den Einen zufolge wird in dieser Kette von Aionen, von denen jeder Ring seinen vorangehenden und seinen nachfolgenden, aber keine andern weiter kennt, einer gewesen sein, auf der letzten Stufe, ein hochmütiger Aion, der zu den höheren Stufen wird haben hinaufsteigen, die dunkeln Räume, die ihn von dem ersten Wesen trennen, hat durchmessen, bis zu dem göttlichen und höchsten Bythos hat hindurchdringen wollen; und damit solcher Hochmut bestraft werde, wird er aus dem Pleroma gestoßen sein, er wird die Leere bewohnt und befruchtet haben. Andern zufolge wird es ein weiblicher Aion gewesen sein, wenig passend Sophia (Weisheit) genannt, der in einer Extase von Stolz, von Bewunderung oder von Furcht ganz allein und ohne Gemahl eine illegitime Rasse geboren hat, deren Opfer oder Gefangener er darauf wird geworden sein. Oder es sind zwei männliche Aionen, die, entzündet von einer und derselben Schönheit, durch dieselbe und fern von derselben, auf legitime oder illegitime

Weise, eine vollkommene und göttliche, eine unvollkommene und untergeordnete Nachkommenschaft hervorgebracht haben. Das Genie der Häresie variiert bis ins Unendliche diese Hypothesen, die, wie man wol sieht, nichts erklären können. Das thut nichts. Der Abfall muß Statt gefunden haben, und die Gnosis quält sich ab, den Mythos von dem Abfalle immer wieder von Neuem zu erdichten.

Ist der Abfall zugegeben, dann entwickelt sich Alles von selbst. Der Abfall hat den Demiurgos hervorgebracht (den Urheber der Welt), einfach oder vielfach, wie auch sein Name sein mag, einen illegitimen Gott, der nicht hätte erschaffen werden dürfen, der aber erschaffen ist und außerhalb des göttlichen Pleroma lebt. Indem der Demiurgos sich dem Leeren näherte, brachte er die Welt hervor, die illegitim, lasterhaft, unvollkommen ist wie er; aber doch ist das Böse, das er hervorgebracht hat, nicht absolut ohne Abhilfe. Den meisten Gnostikern zufolge hat sich der letzte der Aionen, die Sophia, die Mutter des Demiurgos in ihrem Erbarmen dieser illegitimen Welt genaht und hat darin einen Funken des göttlichen Geistes gelegt. In der Welt und dem Menschen, der die Welt bewohnt, sind also drei Elemente vorhanden gewesen, deren Unterscheidung der christlichen oder heidnischen, orthodoxen oder häretischen Philosophie jenes Jahrhunderts so vertraut ist: Von dem Chaos, aus dem er hervorgegangen ist, hat der Mensch das materielle Prinzip (die Hyle), seinen Körper; von dem Demiurgos, der das Chaos geformt hat, hat er das animalische (psychische) Element, seine Seele; von der mitfühlenden und freiwilligen Sophia hat er das spirituelle (pneumatische) Prinzip, seinen Geist.

Aber nun tritt der Haß dieser getauften Heiden gegen das Judenthum hervor, der Haß, der der Haupturheber der gnostischen Häresien ist. Aus Haß gegen das Judenthum hat man die Idee von der Schöpfung verworfen und hat sich in die monströsen Hypothesen gestürzt, die wir angegeben haben. Aus Haß gegen das Judenthum verfällt man in eine noch abscheulichere Lästerung. Dieser Demiurgos, dieser unechte Gott, ist der Gott der Juden; er ist es, der gegen die Gesetze des Pleroma die Welt gemacht und sie gegen den Willen des Pleroma regiert hat. Diese Aufsicht Gottes über die menschlichen Angelegenheiten, die die Bibel hervorhebt, ist nur die Herrschaft eines Usurpators und Tyrannen. Moses ist nur der Lügengesandte eines untergeordneten Gottes. Sein Gesetz ist ein beflecktes; seine Propheten

sind Betrüger; seine Heiligen Verdammte; seine Verdammten Helden; seine Lehre Aberglaube; seine Moral eine Tyrannei. Oft geht man so weit, daß man sogar den Ungehorsam Adam's rechtfertigt und das Verbrechen Caïn's rühmt.

Auch die Erlösung, die Sendung Christi kann weiter nichts mehr sein, als eine Befreiung dieser Tyrannei. Das Pleroma hat Erbarmen mit dem Menschengeschlechte gehabt. Einer von den Aionen, Namens Christos, hat sich der Erde genähert. Er hat nicht die fleischliche Natur des Menschen angenommen, denn zwischen ihm und dem aus dem Chaos hervorgegangenen Fleische war keine Berührung möglich, sondern er hat nur den Schein davon angenommen. Nach der Ansicht der Einen ist er durch den Schoß der Maria hindurchgegangen, ohne von derselben etwas anzunehmen; nach der Meinung Anderer hat er in den drei Jahren, die zwischen der Taufe im Jordan und der Kreuzigung auf dem Kalvarienberge verflossen sind, sich mit dem Menschen Jesus verbunden, jedoch sein von ihm unterschiedenes Wesen bewahrt und Jesus ohne ihn sterben lassen, wie er denselben ohne ihn hatte geboren werden lassen. Aber während dieses kurzen Aufenthalts auf der Erde hat er diejenigen, die haben kommen wollen, zu sich berufen; er hat sie von der Tyrannei des Demiurgos und von dem mosaischen Gesetze befreit; er hat ihnen nicht seine Seele, noch sein Fleisch, denn das hatte er nicht, sondern seinen Geist gegeben; er hat in ihnen angefacht, oder vielmehr er hat ihnen den geistigen Funken wiedergegeben, den einst die Sophia der Welt brachte, der aber durch die Tyrannei der unteren Mächte erstickt war; er hat ihnen zugesichert für die Zukunft nicht die Auferstehung ihres Leibes, weil jede Materie vernichtet werden muß, auch nicht die Glückseligkeit ihrer Seelen, weil auch ihre Seele von einem unvollkommenen Prinzipe abstammt, sondern die Zulassung oder vielmehr Versenkung in das Pleroma ihres Geistes, dieses göttlichen Funkens, den sie von dem Soter erhalten haben, und der endlich frei, nur zu seinem Prinzipe sich aufschwingt.

Das ist die Theologie der gnostischen Schulen. Was konnte ihre Moral sein? Was wir hier antreffen, ist nicht mehr allein das geistige Verhalten des Heidenthums und der Haß gegen Alles was Jude ist; es ist mit dem natürlichen Hasse gegen Alles, was Pflicht ist, das moralische Verhalten des Heidenthums. Warum die Seite verbergen, die in den gnostischen Verirrungen die Verkehrtheit des

Geistes erkennen läßt? Denn das Dogma, das wir dargelegt haben, führte sehr leicht dahin. Wenn die Schöpfung nichts als ein böser Gedanke eines gefallenen Aion ist, wenn die Welt, die Materie, das Fleisch radikal schlecht und unwiderruflich verdammt sind, so muß man auch Alles verdammen, was davon herkommt, Alles, was Gesellschaft, Gesetze, Obrigkeit, Eigenthum, Familie ist, ist verabscheuungswerth. Die Ehe, die das geistige Wesen entkräftet, indem es dasselbe theilt, die, indem sie die fleischlichen Wesen vermehrt, das Reich des Fleisches vergrößert, die Ehe muß verworfen werden. Wenn die Regierung der Welt nur eine Usurpation und eine Tyrannei ist, so ist nicht allein das mosaische Gesetz, sondern jedes moralische Gesetz, ein geschriebenes oder nicht geschriebenes, schlecht; die Begriffe von Laster und Tugend sind lügnerisch; die Tugend kann die Menschen nicht retten, das Laster dieselben nicht zu Grunde richten; die menschlichen Handlungen sind gleichgiltig. Zwar giengen nicht alle gnostischen Sekten so weit in ihren Lästerungen; einige blieben aus Scham, nicht aus Ueberzeugung mitten auf dem Wege stehen; andere scheuten sich nicht, Alles zuzulassen.

Ist es noch nöthig zu bemerken, daß der Gnostizismus nicht die Pflicht des Märtyrertodes gebot, ebensowenig wie er den Seelen den Genuß des Abendmales nicht gewährte? Was hätte das für einen Sinn gehabt, das Fleisch Christi, das selbst nur eine Illusion gewesen war, zu genießen! Und welche Thorheit, sein eignes Leben zu opfern, da ja die Handlungen der Menschen indifferent sind, da der Mensch durch den Geist, den er empfangen haben wird, nicht durch das Verdienst, das er sich wird erworben haben, gerettet werden soll! Der vor den Konsul geführte Gnostiker machte also keine Schwierigkeit zu opfern, das Opferfleisch zu essen, seinen Weihrauch allen möglichen Göttern und Göttinnen zu spenden; es stand ihm ja frei, seinen Bythos in Juppiter und seine Ennoia in Diana zu erblicken. Auch lebte der Gnostizismus im Allgemeinen mit der bestehenden Autorität in Frieden, denn er fand überall eine schonende Behandlung seiner Hypokrisie und seine Laster geehrt.[1] Die Schande und die Todesstrafe war nur für die wahren Christen.

---

1) Justin., Tryph., 35. Kaum sind ein oder zwei Häretiker mit den Katholiken vermischt und mit ihnen zum Märtyrertode geführt." Iren. IV, 9. „Die Ophiten verabscheuen den Märtyrertod, keiner von ihnen erduldete den-

Das sind die allgemeinen Charakterzüge, der Hauptinhalt der gnostischen Lehre. Aber was für Thorheiten zeigen sich noch, wenn wir die Sekten eine nach der andern näher betrachten!

Zwei entgegengesetzte Pole mußten die Schüler der Gnosis anziehen. Wenn man sich von dem Gedanken an die Schöpfung zurückgestoßen fühlt, so wird man entweder zu dem Pantheismus, der Gott und die Welt, das Gute und das Böse vermischt, hingezogen, oder zu dem Dualismus, der in der Welt und oft in dem Urheber der Welt einen zweiten Gott, einen dem guten Gott entgegengesetzten schlechten Gott, erkennt.

In der Darstellung, die wir gegeben haben, ist etwas von jeder dieser Vorstellungen enthalten. Der Gnostizismus theilt sich in der That in zwei Theogonien und demzufolge in eine zwiefache Moral. Aegypten auf der einen Seite, das die Natur anbetete, Persien auf der andern Seite, das dem Kulte des doppelten Prinzipes ergeben war, waren die beiden Pole der Gnosis. Die Gnosis bewegte sich von dem einen zum andern, weniger wegen geistiger Verwandtschaft, als wegen einer Verwandtschaft des Ursprungs; aber sie wurde mehr wegen der Verderbnis der Herzen zu Aegypten und dem Pantheismus hingezogen.

Ihr Ursprung in Palästina geht von zweien aus. Hier hat sie zu ihrem ersten Vater den Samaritaner Simon. Der erste Erbe Menandros lebte in derselben Gegend zu Antiochia. Aber in der dritten gnostischen Generation tritt die Theilung hervor.

Auf der einen Seite Saturninus zu Antiochia[1] (unter Trajanus oder Hadrianus); er neigt sich zu dem persischen Dualismus hin, nimmt eine Sphäre des Guten, des Lichtes, der Aionen; eine Sphäre des Bösen, der Finsternis, des Satan an. Auf der Grenze der beiden ist die Welt, die wir bewohnen, ein Werk guter Geister, aber verirrter guter Geister, die Welt, um die sich Gott und Satan streiten, die die heiligen Engel mit einem reinen, nach dem Ebenbilde Gottes geschaffenen Geschlechte bevölkert haben, die Satan mit einem

---

selben.“ Orig., c. Cels., VII, 40. — Jedoch gab es unter den Marcioniten und später unter den Montanisten einige Märtyrer.

1) Justin., Tryph., 35. Iren., I, 22, 23. Philactr., 31; Epiphan., XXIII, 1; Tert., de Praescr., 46; Philosophum., VII, 28; Theodoret., I, 3.

unreinen nach seinem Ebenbilde geschaffenen Geschlechte bevölkert und zum Unglück durch die Ehe und die Zeugung vermehrt hat.

Auf der andern Seite führt Basilides zu Alexandrien (unter Hadrianus) um dieselbe Zeit den Gnostizismus auf einen entgegengesetzten Weg.[1] Ihm zufolge findet allerdings ein Kampf Statt, aber ein Kampf nur auf der Erde, zwischen den Engeln, die sie geschaffen haben, die sie regieren, und unter denen Jehovah nur der Engel der hebräischen Nation ist. Der Mensch war bei diesem Kampfe seinem Untergange nahe, als aus dem Unendlichen die erste der göttlichen Emanationen der Nus (der Geist) oder Christos (der Gesalbte) herabstieg und sich mit dem Menschen Jesus verband. In der Leidensstunde erhob er sich wieder zu seiner Sphäre und ließ Jesus allein leiden; oder, Andern zufolge, Jesus selbst, seine Henker teuschend, entschwand ihren Händen und ließ an seiner Stelle ein Wesen zurück, das unter der äußern Gestalt von Jesus kein anderer als Simon aus Kyrene war. Auch der vor den Prokonsul geführte Basilidianer steht nicht an, auf den Gekreuzigten zu schmähen; denn es ist weder Christus, noch Jesus, sondern Simon, den er verdammt.

Aber was besonders das basilidianische System charakterisiert, ist die Fülle und der Reichthum seiner Aionenschöpfung. Nicht durch Paare erzeugt, sondern durch aufeinanderfolgende Emanationen sind dreihundert fünf und sechzig Klassen von Aionen, die dreihundert fünf und sechzig Welten entsprechen, einer von dem andern aus dem höchsten Vater hervorgegangen; und der Leib des Menschen, der sich in dreihundert fünf und sechzig Theile theilte, ist ebenfalls eine kleine Welt, worin jede dieser Welten und jede dieser göttlichen Stämme sich reflektiert. Die Zahl dreihundert fünf und sechzig, bezeichnet durch das mystische Wort Abraxas (oder Abrasas[2]), ist das Symbol,

---

1) Basilides gab sich für einen Schüler des Glaucias aus, der selbst Erklärer oder Kommentator (*ἑρμηνεύς*) des Petrus gewesen wäre. Er stützte sich auch auf eine vermeintliche Lehre des Mathias. (Clem. Alex., Str., VII, 17.)

2)

Α	*Β*	*Ρ*	*Α*	*Ξ*	*Α*	*Σ*
1	2	100	1	60	1	200

Summa 365.

Ueber die Abraxas und die Abraxas- oder basilidianischen Steine, die sich noch jetzt vorfinden, s. Tertull., de Praescr., 46; Hieron., adv. Luciferum (g. E.); in Amos, I; in Abdiam; in Nahum, 1; Baron., ad an-

das heilige Zeichen, der Talisman der basilidianischen Sekte. Mit Talismanen, Zahlenphilosophie, Astronomie, Astrologie, Fatalismus und der Moral, die leicht hieraus sich ergibt, zog man die ganze Welt an sich. Es war bequem, sich zu sagen, daß die Leiden dieses Lebens, der Märtyrertod selbst, nur die Büßung für die Fehler eines früheren Lebens sind, daß man demzufolge aufhört zu büßen, wenn man unglücklich ist, daß man nichts zu büßen hat, wenn man glücklich ist. Es war bequem, sich zu sagen, daß, wenn man getreu und durch Prädestination von Gott auserwählt ist, die Beobachtung der Vorschriften unnütz ist. Der gnostische Hauptstrom wandte sich also von Saturninus, von Antiochia und dem Dualismus ab; er strömte ganz und gar zu Basilides, nach Alexandria, zum Pantheismus hin.[1]

Auch in der folgenden Generation öffnen Isidoros und Karpokrates, der eine ein Sohn, der andere ein Schüler des Basilides, und mit ihnen Epiphanes, ein Sohn des Karpokrates (gegen das Ende des Hadrianus) der Immoralität und dem Heidenthum eine noch breitere Pforte. Der Alexandriner Karpokrates scheint ein Grieche, ein Platoniker gewesen zu sein, voll von den Ideen der Metempsychose und der Präexistenz der Seelen. Der Mensch muß (das ist die Grundansicht und die laxe Lehre seiner Schule) in dieser oder in der andern Welt den Kreis aller möglichen Handlungen durchmachen; was er in

---

num 120. Bellermann, die Abraxasgemmen (1817 1—821); Matter, Monum. du gnosticisme und verschiedene Abhandlungen über alte Gemmen.

Von Abraxas stammt das berüchtigte abracadabra, das von Quintus Serenus Sammonicus, einem Arzte und Verfasser eines Gedichtes im dritten Jahrh., als Heilmittel anempfohlen wurde.

1) Ueber Basilides s. Justin., Tryph., 35; Aug., de Haeres., 4; Clem. Al., Str., I, 21; II, 3, 8, 20; III, 1; IV, 13, 24, 25, 26; V, 10, 11; VII, 17; Iren., I, 23, 24; Euseb., Hist. eccl,, IV, 7; Epiphan., Haer., 24; Theodor., III; Philos., VII, 1, 27. Clem. Al. zitiert mehrere Bruchstücke von Basilides Str., II, 8, 20; IV, 12, 13. VII, 17. Dieser hatte vier und zwanzig Bücher *Ἐξηγετικά*, auch sein Evangelium genannt, geschrieben. Andere Fragmente von Basilides in den Acta disputationum Archelai, in der Ausgabe des Hippolytus von Fabricius. — Ueber Isidorus, den Sohn des Basilides s. Clem. Al., Str. II, 20. Er hatte ein Buch geschrieben *Περὶ προςφυοῦς ψυχῆς* (de adnata anima, ib.), eine Abhandlung über Moral (*Ἠθικα*, Str., III, 1) wenigstens zwei Bücher Erklärungen des Propheten Parchor (id. VI, 6). S. Clem. Al. locis citatis und Epiphan., 2, 32.

diesem Leben nicht versucht hat, wird er in den unendlichen Sphären des zukünftigen Lebens versuchen; hat er diese Bedingung erfüllt, dann wird ihm Ruhe verliehen. Er beeile sich also und fülle sein Leben mit allen Varietäten des Guten und Bösen aus, um das unerläßliche Vagabondieren seiner Seele in der andern Welt abzukürzen. Außerdem hat Karpokrates eine geheime Lehre, die Christus seinen Aposteln gegeben hätte, empfangen und enthüllt sie seinen Schülern: „Glaube und Liebe genügen. Alles Uebrige ist gleichgiltig.“ Das war schlimmer, als der Rücktritt zum Heidenthum. Im Uebrigen verfiel Karpokrates ganz in denselben bis zur positivsten Idolatrie. Neben vermeintlichen Bildern von Christus, die, sagte man, nach einem von Pilatus gegebenen Musterbilde angefertigt waren, ließ er Bilder von Pythagoras, Platon, Aristoteles anbeten. Sein Sohn Epiphanes, ein hochverehrter Lehrer, der im Alter von siebenzehn Jahren starb, wurde nach seinem Tode zu einem Gotte erhoben; er erhielt zu Same (auf der Insel Kephalonia) einen Tempel, Altäre, ein Museum, Feste am Neumonde. Besonders aber konstituierte sich die karpokratische Schule wegen ihrer Lehre von der Indifferenz der Werke als eine Geheimgesellschaft und als eine Gesellschaft der Ausschweifung. Sie hatte, um ihre Adepten zu erkennen, ein Zeichen, einen kleinen Brandfleck am rechten Ohrzipfel. Um sich zu verbergen, führte sie den, wie man sagt, von Karpokrates erfundenen Namen Gnosis.[1] Es versteht sich von selbst, daß man aus Verachtung gegen das Fleisch die Ehe verwarf; daß man aus Liebe zum Platon die platonische Lehre von der Gemeinschaft der Frauen ausübte; daß aus Haß gegen den Dämon, den Erfinder, sagte man, des Fastens und der Enthaltsamkeit, man sich vor jeder Art von Fasten hütete. Was in den karpokratischen Versammlungen vorgenommen wurde, wissen wir; man nahm in der That das vor, dessen man die christlichen Versammlungen beschuldigte. Juden und Heiden sprachen von Orgien, Inzest, Kindermord, Menschenfresserei, die dort geschähen, und machten sie

1) *Γνῶσις,* Erkenntnis. St. Paulus gebraucht dies Wort in gutem Sinne; aber er spricht auch von einer falschen Gnosis, *τῆς ψευδονύμου γνώσεως,* 1. Tim., VI, 20. S. auch in Clem. Al. die Worte Gnosis und Gnostiker, die stets in gutem Sinne genommen werden (Str., II, 19, VI, 14 und anderswo). Einige Schriftsteller legen den ersten Gebrauch der Worte Gnosis und Gnostiker als Bezeichnung einer Sekte dem Basilides bei Hieron., de Script. eccl., Agrippa; Euseb. in Chron.

den Christen zum Vorwurf. Das wahre karpokratische Osterfest war ein Akt kannibalischer Barbarei und einer Profanation des menschlichen Wesens, von dem man gar nicht sprechen kann. Diese Christen erfanden sogar Schandthaten, die selbst die Heiden nicht kannten.[1]

So verhielt es sich nicht mit dem züchtigen Prodikos und der Sekte der Adamiten. Diese Verächter des Fleisches verdammten auch die Ehe und lehrten die vollständige Enthaltsamkeit. Sie waren selbst so unschuldig und rein, daß ihre Versammlungen ein irdisches Paradies waren, und daß sie paradiesisch gekleidet giengen. Wer die Keuschheit verletzt hätte, wäre wie Adam aus diesem Paradiese ausgestoßen. Allerdings mußte es in diesem Paradiese finster sein und man löschte alle Lichter aus.[2]

Lassen wir diese Akte von unsittlichem Wahnwitz und betrachten wir den großen Valentinus. Dieser zeigt uns den ägyptischen Gnostizismus auf seinem Höhepunkte. Valentinus ist weder ein Grieche, noch ein Syrer, noch ein Alexandriner; er ist ein reiner Aegypter, Namens Ptenethis. Er war längere Zeit ein berühmter Philosoph, war Verkündiger des Glaubens, er wollte Bischof werden. Da er sich in dieser Hoffnung geteuscht sah, fiel ihm ein, daß ihm früher ein gewisser Theodosius, ein unmittelbarer Schüler des St. Petrus, eine Geheimlehre mitgetheilt habe. Er begann nun dieselbe zuerst in seinem Vaterlande, dann in Rom zu predigen. Hier wurde er exkommuniziert; er begab sich nach Cypern, wo er offen mit der Kirche brach und dem Roman vom Gnostizismus seinen vollendetsten und wunderbarsten Typus gab.[3]

---

1) Iren., I, 11, 24, 25, 34; Euseb., H. e., IV, 5, 7; Epiphan., Haer., 26, 27, 32; Clem. Al., Str., III, 2, 4; Tert. de Praescr., 48; de Anima, 23, 35; Philosophum., VII, 32; Theod., 1, 5. Epiphanes hatte ein Buch über die Gerechtigkeit geschrieben, worin die Lehre von der Frauen- und Gütergemeinschaft aufstellte. Clem. Al., l. c.

2) Clem. Al., Str., I, 15, III, 4, VII, 7. I, 6; S. Epiphan., Theodor., Justin., Tryph., 35. Diese Sekte schloß sich der persischen Tradition an und gab vor, daß sie die heiligen Bücher des Zoroaster besitze.

3) Valentinus, geb. zu Alexandria gegen 110, gest. auf Cypern 160. — Euseb. in seiner Chronik nennt den Valentinus um das Jahr 143. In seiner Geschichte setzt er ihn unter den Pabst Hyginus (139—142); Theodoretos setzt ihn unter Antoninus Pius (138—160). Tertullianus sagt: „Valentinus kam unter Hyginus nach Rom, wurde unter Pius berühmt, lebte bis

Vor aller Zeit war der göttliche Abgrund, der Uranfang, der Urvater (*Βυθός*, *Προαρχή*, *Προπάτωρ*) und mit ihm sein ewiger Gedanke, den er auch mit dem Namen Gnade, Schweigen, das Heilige, das Unaussprechliche (*Ἔννοια*, *Χάρις*, *Σιγή*, *Σεπτή*, *Ἄῤῥητον*) bezeichnet. Nachdem der Unergründliche endlose Zeitalter hindurch in seiner Sige bei sich selbst gewesen, erzeugte er mit seiner Gemahlin das erste Paar, die Vernunft und die Wahrheit (*Νοῦς* oder *Μονογενής* und *Ἀλήθεια*), dieses bald ein zweites, das Wort und das Leben (*Λόγος* und *Ζωή*), dies zweite ein drittes, den Menschen und die Gemeinde *Ἄνθρωπος* und *Ἐκκλησία*). Diese acht bildeten die göttliche Achtheit, die erste Ordnung der heiligen Geister.

Aber hierbei blieb die göttliche Fruchtbarkeit nicht stehen. Andere Aionen bevölkerten das himmlische Pleroma. Der jüngste Aion, die Sophia, versuchte unter dem Vorwand der Liebe tollkühn einzudringen in die Tiefe des göttlichen Abgrundes, sie entwand sich den Armen ihres Gemahls, irrte außerhalb des Pleroma's umher, gebar in der Extase ihrer Sehnsucht und allein durch die Macht ihrer Leidenschaften eine Frucht ihrer Schmerzen eine Art Aion, eine Fehlgeburt, die auch Sophia heißt, wie die Mutter, aber statt des griechischen Namens Sophia den Namen Achamoth führt (eine neue Spur des heidnischen und antijüdischen Geistes des Gnostizismus). Diese falsche Weisheit (diese „Weisheit der finstern Oede," wie sie genannt wird) hat der Welt das Dasein gegeben. Verlassen von ihrer Mutter, kreisend in den Regionen des Leeren und des Chaos, kaum ein Bewußtsein von ihrem Sein habend, hat Achamoth die universelle Seele und die universelle Materie geboren. Die universelle Seele, auch Demiurgos genannt, hat die Materie geformt und sieben Welten und sieben Geister geschaffen, um dieselben zu regieren. Die letzte

---

unter Anicetus (157—168) und Eleutherius (117—193)." S. über Valentius, Tertull., Praescr., 27, 29, 30, 33, 37, 38, 49; de Carne Christi; Scorpiace, 1; Contra Valent.; Iren., I, 17, 18, 42; II, 13, 14, 31; III, 4, 11; Philosoph., VI, 20—27. Epiphan., Haer., 31. Clem. Al., Str., II, 3, 8, 20; III, 1, 7, 17; IV, 13; V, 1; VII, 17. Fragmente des Valentinus — von einer Homilie, Clem. (ib.), IV, 13, — von einer Epistel an Agathopodes (ib.), III, 7, — von einer andern Epistel, II, 8, — noch von einer andern, II, 20.

Fragmente von seinem Schüler Theodot. fälschlich dem Clem. Al. beigelegt — in den Werken desselben.

von diesen Welten ist die unsrige, und der Geist, der sie regiert, der Herr dieser Welt (*Κοςμοκράτωρ*), ist derjenige, den die Bibel den bösen Erdgeist nennt. Nicht wissend, wie er es machen sollte, um die Schöpfung tief genug zu setzen, wollte Valentinus anfänglich, daß unsere Welt die letzte aller von dem Demiurgos erschaffenen Welten sei; sodann daß sie von dem letzten der Geister, deren Vater der Demiurgos ist, regiert werde; endlich, daß der Demiurgos selbst das schmerzliche und unreine Produkt der Achamoth sei; Achamoth die illegitime Fehlgeburt der Sophia; Sophia selbst der letzte und gefallene von den Aionen.

Aber so sehr Valentinus die Entstehung des Menschen und die Verirrungen, aus denen er entsprossen ist, herabsetzt, ebenso sehr bemüht er sich, das Erbarmen von oben, das dem Menschen und den verirrten Mächten zu Hilfe kam, zu erheben. Als Sophia durch ihren Frevel fiel, kam ein neues Paar von Aionen, Christus und der Geist, in die Welt, ausdrücklich um allen Aionen zu lehren, was sie nicht wußten, die unendliche und unbegreifliche Macht des höchsten Vaters. Als darauf die unglückliche Achamoth sich in die Finsternis des Leeren geworfen sah, erbarmte sich Christus ihrer und brachte ihr ein wenig Licht. Als der Demiurgos den Menschen schuf, dem er das, was er hatte, nicht hatte geben können, kam die mitleidige Sophia und gab ohne Wissen des Demiurgos dem Menschen das geistige (pneumatische) Prinzip. Und endlich als der Mensch, so vielen verschiedenen Einflüssen ausgesetzt, auf dem Punkte war, zu erliegen und in ihm den göttlichen Funken des Geistes erlöschen zu lassen, da kam der von allen Mächten des Pleroma gemeinschaftlich gebildete Aion Jesus, um ihn zu regenerieren. Es ist also immer derselbe Antagonismus, der durch die Gnostiker zwischen dem Gott Schöpfer und dem erlösenden Gott, zwischen dem hervorbringenden Werke des Menschengeschlechts, das in ihren Augen nicht tief genug herabgesetzt, noch einem tief genug stehenden Genius zugeschrieben werden kann, und dem regenerierenden Werke, das nicht aus einer Höhe, die hoch genug, und aus einem Mitgefühl, das nicht edelmütig genug sein kann, sich naht.

In welchem Maße nun sind die Menschen zu der von Jesus gebrachten Regeneration berufen? Es gibt, sagt Valentinus, drei Substanzen in der Welt: die Materie, die Seele, den Geist. Es gibt Menschen, bei denen das materielle Prinzip vorherrschend ist,

Hyliker; diese sind die Götzendiener; für sie ist nichts zu hoffen, denn der Erlöser, der nur den Anschein von Fleisch hat, hat mit ihnen nichts gemein; sie haben sich mit der Materie indentifiziert, sie werden mit derselben vernichtet. — Bei andern herrscht das animalische oder intelligente Prinzip vor; sie heißen Psychiker; das sind diejenigen von den Christen, die zu dem reinen Licht der Gnosis nicht gelangt sind. Christus steht in Verbindung mit ihnen, denn er hatte eine Seele und diese Seele hat am Kreuze gelitten. Da sie aber Schüler eines beschränkten Gesetzes sind und das Evangelium buchstäblich verstehen, so können sie nicht anders, als den Buchstaben des Evangeliums befolgen. Sie werden nach ihren Werken gerichtet, und wenn ihr Leben ihrem Gesetze konform ist, so werden diese Menschen, die durch die Seele gelebt haben, zur Glückseligkeit der Seelen zugelassen. — Den Pneumatikern allein, denen, die dem Geiste gemäß gelebt haben, denen, die nicht allein den Glauben, sondern die Gnosis besitzen, mit einem Worte den Schülern des Valentinus, ist eine höhere Sphäre und die Glückseligkeit der Geister vorbehalten. Ihre Erlösung ist vor dem Todeskampfe auf dem Kalvarienberge vollbracht; denn während dieser Agonie hatte der göttliche Geist Jesus verlassen und war zum Himmel wieder aufgestiegen. Ihr Evangelium ist also nicht das wörtliche und sklavische Evangelium der andern Christen; keine Arbeit ist ihnen auferlegt, kein moralisches Gesetz zwängt ihre Freiheit ein; sie sind nicht gehalten, durch ihr Blut Zeugnis abzulegen; ihr innerer und schweigender Glaube ist bei ihnen das Martyrium, und das in ihnen lebende geistige Prinzip, das ihrem Geiste aus der Höhe geoffenbarte geistige Geheimnis, reicht hin, um ihnen die ewige Glückseligkeit im Schoße des göttlichen Pleroma zuzusichern.

Hiermit also, mit der Zerreißung alles moralischen Bandes, endet dies Gewebe von Schwärmereien. Leider sind sie nicht selten in der Geschichte des menschlichen Geistes, solche Einbildungen von höherer Erleuchtung und Mystizismus, die nur dahin gehen, dem Laster mehr Freiheit zu geben; solche Bemühungen, den Seelen eine so geistige und so erhabene Sphäre zu eröffnen, daß die Tugend da nicht mehr nothwendig ist; solche hochmütigen Illusionen, die auf Wollust abzwecken. Ein berühmter Geschichtschreiber sagt es von dem Gnostizismus, und von wie vielen andern Lehren könnte man es sagen! „Es ist der Centaur der Fabel mit einem Menschenkopfe, der

sich in die Schwärmereien einer hochmütigen Weisheit verirrt; mit einem Thierleibe, der zügellos sich allen Instinkten der Sinnenlust hingibt."

Nun brauche ich nur noch im Fluge die gnostischen Schulen zu verfolgen, die aus der Sekte des Valentinus hervorgiengen. Valentinus hatte der Gnosis eine wunderbare und grandiose Form gegeben, die die verirrten Geister mit fortriß, die sie antrieb, ihm nachzufolgen und mehr noch ihm nachzuahmen. Er hatte weniger eine zahlreiche Schule, als eine zahlreiche Nachkommenschaft. Er rief mehr Sekten als Schüler hervor. Funfzig oder sechzig Jahre nach ihm hatte man nur noch einen einzigen reinen Valentinianer; aber dagegen zählte man Markosier, Kolorbazier, Ophiten, Kaïniten und viele andere, die nach ihrer Phantasie die Phantasie des Valentinus geformt hatten. Es wäre zu langweilig, alle diese Sektirer aufzuzählen. Die meisten, wie Secundus, Herakleon, Ptolemaios,[2] den Irenaios die Blüte der valentinischen Schule nennt, vermehrten oder verringerten nur die endlose Reihe der Aionen, vermählten das erste Prinzip, dieser mit einem, jener mit zwei weiblichen Prinzipien, verliehen ihm zuweilen beide Geschlechter, oder wiesen beide an ihm zurück. Kolorbazes und Markus divinisierten das griechische Alphabet, sahen in jedem Buchstaben oder in jeder Zahl einen Aion und fanden nach dem Beispiele des Pythagoras und der Kabbalisten unendliche Weisheit nicht in jeder Idee, nicht in jedem Worte, sondern in jedem Buchstaben jedes Wortes. Marcus wurde noch in anderer Weise berühmt; er wußte durch seine angebliche Magie einen so unerklärlichen und so häufigen groben Zauber auszuüben. In seinen Mysterien erschien er mit einem Becher geweihtes Weins in der Hand; ein Weib hielt einen andern. Marcus goß aus einem Becher in den andern, und der Wein nahm, indem er

---

1) Stolberg, Gesch. d. Kirche J. C., II, IV, § 94, n. 46.

2) Secundus (gegen das Ende des zweiten Jahrh.): S. Tertull., de Praescr., 49; Philosophum., VI, 38. — Ptolemaios um dieselbe Zeit: Tertull., ib.; Iren., Praef., I, 5, II, 40 (er nennt ihn Flosculus Valentiniorum); Epiph., 23. — Herakleon (um 147): Tertull., ib., Iren., II, 4; Epiphan., Haer., 36; Theodoret., I, 8; Origen., Comment. in Joan.; Philosoph., ib. Clem. Al. Str., IV, 9, VI, 38. Wie die meisten Gnostiker suchte er die Märtyrer herabzusetzen: „Das Bekenntnis des Glaubens durch den Mund ist nichts, sagte er, das Bekenntnis des Glaubens durch das Leben ist Alles."

ihn ausgoß, eine Blutfarbe an; er goß aus dem kleinsten Becher in den größten, und dieser wurde so voll, daß er überlief. Er übte eine andere erklärlichere und noch strafbarere Macht aus; er sagte zu einem Weibe: „Schmücke dich, wie eine Braut, die ihren Bräutigam erwartet, damit ich du und du ich seist... Das ist die Gnade, die auf dich herabkommt: öffne den Mund und prophezeie.“ Und als das Weib ausrief: „Ich habe nie prophezeit,“ sagte er zu ihr: „Oeffne deinen Mund, sage, was du willst, und du wirst eine Prophetin sein.“ Und verleitet durch die Zauberworte, die sie hörte, glaubte sie zu prophezeien; schüchtern und bescheiden sprach sie mit der Keckheit eines Entzückten; reich und die Purpurstola tragend, gab sie ihre Schätze hin; keusch und züchtig bis dahin, überließ sie sich den frechsten Gelüsten des Häresiarchen. Die Welt war angefüllt mit Opfern dieses Betrügers; Irenaios hatte solche bis zu den Ufern des Rhone gesehen, die einen zu Grunde gerichtet und in Verzweiflung, die andern voll Reue und sich die Brust schlagend; aber er hatte auch christliche Weiber gesehen, die durch einen Hauch ihres Mundes das Prestige vernichtet und durch ein Fluchwort den Betrüger entlarvt hatten.[1]

Mit den Ophiten (Schlangenverehrern, hebr. Naasseni) gerathen wir ganz in das Heidenthum; wir finden Zaubereien, Talismane, sieben Stufen der Einweihung, von denen eine jede durch einen Engel eingenommen ist. In ihren Tempeln naht sich eine Schlange, die majestätisch aus der von ihr bewohnten Höhle hervorkommt, dem Altare, beleckt die als Gabe dargereichten Brote, rollt sich um dieselben; das Volk beugt sich vor ihr, bedeckt sie mit ihren Küssen, und theilt sich, wenn dieser Gott in seine Höhle zurückgegangen ist, ehrfurchtsvoll die Brote, die er berührt hat. Diese Schlange war für sie die des irdischen Paradieses, die unter der Inspiration der göttlichen Sophia dem Menschen die Kenntnis des Guten und Bösen gelehrt und ihm die Auflehnung gegen den Gott Schöpfer, der unter dem Namen Jaldabaoth verabscheut wird, gerathen hatte. Diese Sekte spaltet sich aber. Die Schüchternsten, Sethiten, wollen das Werk der Sophia und das

1) Iren., I, 8, 12. — Ueber Kolorbazes (gegen 150) s. Iren., I, 40, 12; Tort., Praescr., 50; Epiphan., 35 (Philaster nennt ihn Bassus); Philos., VI, 39, 55; Theodor.. I, 12; Augustin., de Haeres., 15. — Ueber Marcus (um 150 oder 160) Iren.; IV; Tert., u. Philos., ib.; Epiph., 34.

Heil des Menschengeschlechtes in dem Stamme Seth erblicken; Seth und Christus sind für sie nur eins. Die Andern, Kaïniten, kecker und den gnostischen Haß gegen das Judenthum bis auf die Spitze treibend, lassen ihre Helden von Kaïn, Kore, von allen Verdammten des alten Gesetzes hervorgehen, sie leugnen Christus, sie verehren Judas. Judas sagen sie, hat seinen Herrn verkauft, weil er wußte, daß sein Tod für das Heil der Menschen nothwendig war. Indem sie die Idee des Karpokrates annehmen, glauben sie, daß der Mensch in dieser Welt den ganzen Kreislauf der Handlungen, das heißt der menschlichen Infamien, durchmessen muß, um ihn nicht in der andern Welt zu durchmessen, und sie rufen mitten in ihren Verbrechen: „O Engel, ich misbrauche dein Werk! o Macht, ich vollbringe dein Werk![1]

Will man endlich die modernen Lehren (sehr alte Lehren), die die soziale Ordnung, die Familie, das Eigenthum leugnen, erblicken? Die Antitakten (Gegner der Ordnung) damaliger Zeit waren ebenfalls Leute des Fortschritts. Ihnen zufolge ist diese Welt vollkommen erschaffen worden, alle Gelüste des Menschen sind legitim; alle seine Handlungen unschuldig. Ein böser Geist ist dazwischen getreten und hat die Menschen überredet, daß es ein Böses und ein Gutes gibt, eine Tugend und ein Laster, verbotene und erlaubte Dinge. Daher alles Unglück, alle Regellosigkeit, alle Spaltung. „Laßt uns, sagen sie, diesem vermeintlichen Gesetzgeber widersprechen, keines von seinen Gesetzen anerkennen, thun wir nichts von dem, was er gebietet, thun wir Alles, was er gebietet; keine soziale Ordnung, sondern Empörung; keine Ehe, sondern Weibergemeinschaft der Frauen; kein Eigenthum, sondern Gütergemeinschaft. Halten wir fest, daß Alles erlaubt ist, Alles wird dann unschuldig, Alles geheiligt sein.[2]

---

1) Ueber die Ophiten (oder ophiani) Orig. c. Cels., VI, 24—26, 28, 33 merkwürdige Beschreibung ihres Talismans oder Diagrammas, das Celsus mit Unrecht den Christen beilegte), 38; VIII, 40; Iren., I, 30, 34; Epiph., 26, 37; Philos., VI, 20; Tert., de Praescr., 47; Theodor., I, 14; August., de Haer., 7. — Ueber die Sethiten Philos., V, 19, 22; Iren., I, 7, 14, 24, 35; Tert., de Praescr., 37, 47; Epiph., 29; Theodor., I, 14; Philastr., 3; August., Haeres., 19; Clem. Al. Str.; VII, 17. — Ueber die Kainiten Iren., I, 35 (29—31); Tert., de Praescr., 47; Epiph., 38; Theodor., I, 38; Clem. Al., Str., VII, 17.

2) S. Clem. Al., Str., III, 4; August., de Haeres., 18; Theodor., I, 16.

Kommen wir zum Schluß dieser schimpflichen Nachkommenschaft des Valentinus. Es sind noch zu nennen die Archontiker, die den Teufel zum Vater des Kaïn und Abel machten, die die Weiber oder wenigstens die Ehe verwarfen, die als Eremiten in den Einöden Palästina's lebten;[1] die Askiten (Askodrypten, Askodrugiten), die um einen angeschwollenen Schlauch tanzten, zum Andenken an die mit neuem Wein gefüllten Schläuche, wovon das Evangelium spricht;[2] die meisten verwarfen die Taufe, die andern Sakramente und selbst das Gebet, weil, sagten sie, die Erlösung in dem Bewußtsein residiert; die Askophiten, die, aus Haß gegen die Sakramente die heiligen Gefäße zerbrachen; die Barbeloniten, die den Ursprung der Welt auf eine Jungfrau Barbeloth zurückführten, die durch einen Aion verlockt worden war; die Borborier, Statiotiken, Philioniten und viele andere; eine unsaubere Nachkommenschaft, unsauber und zahlreich wie die Würmer, die ein in Verwesung befindlicher Körper erzeugt.

Zeigte sich denn aber solchen Infamien gegenüber kein Schamgefühl? erröthete man solchen Thorheiten gegenüber gar nicht? Einige von denen, die dem Glauben abtrünnig wurden, und die die heilige Disziplin der Kirche nicht zu bewahren verstanden, suchten diese nicht wenigstens dezentere Irrthümer und weniger unsinnige Verirrungen?

Allerdings, während die valentinischen Sekten im ganzen Orient, zu Rom und selbst an den Ufern des Rhone sich rasch vermehrten, lieferte der Dualismus Persiens, der bis dahin in dem Saturninus allein seinen Nachahmer gefunden hatte, sein Kontingent an Häresien; und dieser andere Zweig des Gnostizismus zeigte eine etwas mäßigere Phantasie und eine etwas bessere Moral.

Unter Antoninus Pius und dem Pabste Hyginus (139—142) brachte in derselben Zeit, wo Valentinus predigte, der Syrer Cerdo, ein Nachfolger des Saturninus, den Christen Roms eine der seines Lehrers ähnliche Lehre. Aber er war vorsichtig; gewarnt von der wachsamen römischen Kirche, widerrief er, bekannte öffentlich den orthodoxen Glauben, aber fuhr desungeachtet fort, im Geheimen seine Lehre vorzutragen. Doch endlich überführte ihn die Kirche, verdammte

1) Epiph., 40.

2) Matth., IX, 17.

ihn und stieß ihn aus.[1] Bald schloß sich Marcion ihm an.[2] Marcion, zu Sinope in Paphlagonien geboren, hatte anfänglich als frommer Christ in der Einsamkeit und Enthaltsamkeit gelebt; später aber, beschuldigt, eine Jungfrau verführt zu haben, war er von seinem Bischof exkommuniziert, der zugleich sein Vater war. Er hatte gebeten, gefleht, daß man diese Strafe mildere, und besonders daß man ihm diese Schande erspare. Der bischöfliche und väterliche Spruch war nicht zurückgenommen worden. In seiner Verzweiflung begab sich Marcion nach Rom, dem Zufluchtsorte aller Flüchtlinge und im Nothfalle dem Asile aller Lehrer. Ehrgeizig und sich verstellend bat er um die Kommunion, die Priesterwürde, vielleicht sogar nach des Hyginus Tode um die päbstliche Würde. Aber in dem Rathe der römischen Kirche, dem Rathe, der die Päbste wählte und unter denselben die Kirche regierte, in diesem Rathe, worin noch Greise saßen, die die unmittelbaren Schüler der Apostel gehört hatten, herrschte eine patriarchalische Weisheit, der es nicht schwer wurde, den Marcion zu durchschauen: „Wir wollen dich, sagte man zu ihm, in die Gemeinschaft der römischen Kirche wieder aufnehmen, wenn dein Bischof, der dich exkommuniziert hat, dich freigesprochen hat." — „Eure Kirche will nichts von mir wissen, sagte Marcion, ich werde eure Kirche in den Staub ziehen, und sie wird verunglimpft bleiben," und er begab sich zum Cerdo.

Ihre Lehre (denn ich sehe nicht, daß sie durch wesentliche Meinungsverschiedenheiten von einander abweichen) enthält nicht, wie die des Valentinus, so vielfache und phantastische Fraktionen der Gottheit. Sie läßt zwei Prinzipien, zwei Götter, einen guten und einen bösen zu. Jener steht zwar höher, aber er vermag nicht, ihn sich zu unterwerfen. Wie immer, ist auch hier der untere und böse Gott derjenige, der die Welt erschaffen hat und sie Jahrhunderte hindurch regiert. Der gute Gott hat den Erlöser gesendet, der von dieser

1) Iren., I, 24, 27, 28; III, 4; Tert., de Praescr., 51; contra Marcion., III, in fin., Philos., VII, 37. Theod., I, 24, Epiph., 51.

2) Marcion trat nach Valentinus und Cerdo (Euseb. u. Iren.), hundert funfzehn Jahre und einige Monate nach dem Leiden unsers Herrn auf, sagt Tertullianus. (Contra Marc., I, 19.) Er wohnte in Rom nach dem Tode des Pabstes Hyginus (192) (Epiphan.) unter Anicetus (157—168) und unter Eleutherius (177—193) (Tertull.) Er wird oft von Celsus erwähnt, der unter Hadrianus und Antoninus lebte.

Zeit an nicht die Welt regiert, sondern die Gemeinschaft der Heiligen.

Die von einer bösen Macht erschaffene Welt ist also schlecht; das von Gott dem Schöpfer emanierte jüdische Gesetz ist schlecht. Aus Haß gegen den Schöpfer und das jüdische Gesetz fastet man am Sabbat. Die Verdammten des Alten Testaments sind von Christus befreit und mit ihm zu seiner Herrlichkeit erhoben, während Abel, Seth, Henoch, Noah, alle Heiligen des alten Gesetzes, sich gehütet haben, vor ihn zu kommen. Das Fleisch ist verdammt, die Ehe wird eine Pest und Prostitution genannt; Marcion läßt Verheiratete zu seiner Taufe nicht zu. Der Genuß des Fleisches ist untersagt. Warum nicht der des Brotes und Wassers? Es ist schwer, es zu sagen; und Theodoretos führt einen marcionitischen Greis an, der aus Gewissensskrupel sich das Gesicht mit Speichel wusch.[1] Die Lehre des Marcion ist der von seinen unnützen Aionen befreite und auf sein Wesen zurückgeführte Gnostizismus.[2]

Man fragt sich, wie konnten sich solche Leute Christen nennen? wie war eine solche Verwerfung des alten Glaubens möglich, wenn man den neuen verehren wollte? wie konnte man das Band, das die beiden Testamente so innig mit einander verband, zerreißen? Zu diesem Zwecke hatte Marcion sein Buch Antithesen geschrieben, das Tertullianus widerlegt, und worin er die vermeintlichen Widersprüche des jüdischen Gesetzes und des christlichen aufgeführt hatte. Ein leichteres Mittel aber, das eine zu verwerfen bestand darin, daß man das andere verstümmelte. Marcion ließ nur ein Evangelium, das des Lukas, zu, und auch das verstümmelte er; dieses Evangelium spricht in ganz klaren Worten von der fleischlichen Geburt des Hei-

---

1) Tert., de Praescr., 30, 50; und die Bücher adv. Marcion.; Iren., I, 27, 31; III, 3, 4, 11, 12; Epiph., Haer., 42; Justin., Apol., I, 26, Euseb., H. e., IV, 11; V, 13; Hieron., in Oseam, X, 1, Ep., 133. Clem. Al., Str., V, 1, VII, 17, II, 8, 20, III, 3, 4, 17.

2) Ich folge hier dem Irenaios und Tertullianus. Irenaios ist unter allen Autoritäten die älteste und Tertullianus die speziellste, weil er fünf Bücher gegen Marcion geschrieben hat. Nach Epiphanes und Origenes nehmen der Gott der Juden und die von ihm erschaffene Welt in der Lehre des Marcion eine vermittelnde Stellung zwischen dem Guten und dem Bösen ein. Aber diese Lehre scheint mir eine von einem der Nachfolger des Marcion eingeführte Milderung.

landes. Marcion verwarf alle apostolischen Schriften, mit Ausnahme der Briefe des Paulus; und auch diese verstümmelte er; sie enthalten ihm zu viel von dem alten Gesetze. Marcion betrat zuerst, dem Zeugnisse des Tertullianus zufolge, den Weg der modernen gelehrten Exegese, die von dem Alten und Neuen Testamente zusammen kaum eine Seite will bestehen lassen.

Und dennoch (seltsam) bewahrte diese Schule mehr als die andern eine gewisse christliche Strenge. Ihre Sitten scheinen keinen Anstoß erregt zu haben, ihr Fasten war streng; sie rühmte sich damit, daß sie vor dem Martyrium nicht zurückschrecke und das Fleisch, was sie verachtete, zum Opfer bringe. Der Engel der Finsternis hat sich mehr als einmal in einen Engel des Lichts verwandelt, und Marcion konnte die durch die Illusionen der Tugend erhobenen Seelen gewinnen, wie Valentinus durch die Illusionen des Lasters die Masse der Seelen gewann.[1]

Aber auch die Illusion war von kürzerer Dauer. Die marcionitische Sekte fand nicht so viel Anhänger, wie die valentinische. Die Fantasmagorie des Guten hat nicht solche Macht, wie die des Bösen. Es werden nur zwei Nachfolger des Marcion genannt: — Lukanus oder Lukianus, der, weiter gehend als sein Lehrer, die Unsterblichkeit nicht allein dem Leibe, sondern der Seele absprach und dieselbe nur dem Geiste zusprach; — der Phrygier Apelles,[2] der bei der marcionitischen Strenge nicht bleiben konnte, und die natürliche Verbindung zwischen dem Laster und der Häresie wieder herstellte. Apelles vergieng sich, wie Marcion sich vergangen hatte, und er wurde von Marcion exkommuniziert, wie Marcion von seinem Vater. Er begab sich nach Alexandria, wo er aus den alten Quellen schöpfte, die den Basilides und Valentinus begeistert hatten. Von da kehrte er mit einer neuen Lehre zurück; nach dieser war die Welt nicht das Werk eines bösen Geistes, sondern eines untergeordneten Christus; er nahm einen Christus an, dessen himmlisches Fleisch aus einem

---

1) Justin., Tryph., 35.

2) Ueber Lukanus oder Lukianus s. Philos., VII, 17; Tertull., de Resurr. carnis, 2; Orig. c. Cels., II, 27; Philast., 46; Epiph., 43. — Ueber Apelles, Tertull., de Praescr., 6, 30; de Carne Ch., 6. Rhodon., ap. Euseb., H. e., V, 13; Orig., c. Cels., V, 54; Aug., ad Quod vult deus, 24. (Er lebte um 180.)

ätherischen Erz gebildet war.[1] Er kehrte ebenfalls mit einem neuen Opfer seiner Verführung zurück, mit einer Jungfrau, die er entehrt hatte, und aus der er eine Prophetin machen wollte. Dieses Weib, mochte er von ihr oder sie von ihm inspiriert worden sein, hatte Visionen (φανερώσεις), die Apelles als eine Geheimlehre vortrug. Die damaligen Häresiarchen traten, wie ihre Äonen, in Syzigien[2] auf; Simon hatte seine Helena gehabt, Karpokrates seine Alexandra, Apelles seine Philumela. Der Dualismus und die marcionitische Tugend waren also von kurzer Dauer gewesen; man war sehr bald zur Quelle, nach Alexandria, zum Pantheismus und zum Laster zurückgekehrt.

Wir befinden uns am Ende dieser Thorheiten des Gnostizismus. Die Depravation des Herzens hatte gewiß ihren großen Antheil daran gehabt, aber auch nicht minder die Unruhe des Geistes. Das ist das Eigenthümliche der Wahrheit, daß, wenn sie einmal der Welt gebracht worden ist, sie den Geistern nicht mehr die Ruhe in der Finsternis verstattet. Sie müssen sich entweder zu dem reinen Lichte erheben, oder sie gerathen in ein falsches. Die Philosophie hatte die wichtigen Probleme von dem Ursprunge der Welt und dem Ursprunge des Bösen aufgestellt, das Christenthum hatte sie gelöst; mochte man auch die christliche Lösung verwerfen, das Problem blieb darum nicht weniger bestehen und war unvermeidlich. Der Gnostizismus ist nur eine Bemühung diesem Problem gegenüber; durch seine Ohnmacht selbst und seine Thorheit beweist er, wie sehr der Zweifel auf den Geistern jener Zeit lastete. Er beweist, wie stark die Abneigung der heidnischen Seelen war, das Dogma von der Schöpfung anzunehmen; aber er beweist auch, wie theologisch, philosophisch, moralisch nothwendig dies Dogma ist. Diesen verzweifelten Versuchen gegenüber, um den Ursprung der Welt zu erklären (kann ich sagen erklären?), sich vorzustellen, indem man immer das höchste Wesen von dem Urheber der Welt, die ursprüngliche Macht von der manifestierten Macht schied, wie viel einfacher war es, Christ zu sein!

Und wenn, was doch unmöglich ist, solche Einflüsse im Schoße der Kirche triumphiert hätten, braucht man dann noch zu sagen, daß

---

1) Sideream et aeneam.

2) Marcion hatte auch seine Prophetin bei sich gehabt, die er vor sich nach Rom schickte. Hieron., ad Ctesiph. adv. Pelag.

es kein Christenthum, keine christliche Moral mehr in der Welt gab? Das Christenthum, was vorzugsweise Geist, Licht, Tugend, Mut ist, hätte Allem, was vage, Allem, was die Geister irre leitet, die Seelen knechtet, den Verstand verdunkelt, den Willen schwächt, den Platz eingeräumt. Keine Schöpfung; kein freier Wille; wenig nothwendige oder verdienstliche Werke; wenig Vergeltung noch Verdienst und Schuld; eine durch einen hochmütigen Mystizismus geleugnete oder verworfene Materie, um sich in größerer Blindheit allen Instinkten der Materie hinzugeben: wahrhaftig, was wäre von dem Christlichen übrig geblieben?

Aber zum Glück hatte die Vorsehung, die Rom zum Mittelpunkte gemacht hatte, wo alle diese Lehren zusammenkamen, auch die römische Kirche vorbereitet, alle diese Irrthümer zu entlarven, zu bekämpfen, zu richten, zu verdammen. Valentinus hatte in Alexandria keinen Widersprecher gefunden; in Rom fand er Gegner, die ihn vernichteten. Marcion hatte außerhalb seines Vaterlandes der Strafe seines Bischofs und seines Vaters entfliehen können; in Rom fand er dieselbe Strafe wieder, besiegelt mit dem Siegel der obersten Kirche. Valentinus, Cerdo, Marcion wurden nach Rom getrieben, wie ein Schiff gegen einen Felsen, um daran zu zerschellen. Vergebens widerriefen sie, heuchelten falsche Reue. Sie teuschten weder die Kirche, noch ihr Gewissen, und Marcion starb in dem Augenblicke, wo er über eine Rückkehr und eine späte Reue nachsann. Alle wurden feierlich, rechtskräftig verdammt; niemals waren so viele feierliche Beschlüsse in einer und derselben Zeit gefaßt worden, und die Kirche stellte durch die Verdammung und Ausstoßung derselben aus der Herde ihr Recht als Richterin des Irrthums und Hüterin der Herde noch einmal so fest. Anderseits mußten die Fälschungen der heiligen Bücher und die Anfertigung von apokryphischen Büchern durch die Häretiker der Kirche die Gelegenheit geben, den Kanon der göttlichen Schriften zu bestimmen, da die Irrthümer in denselben ihr die Gelegenheit gaben, authentischer als jemals die Dogmen, die bekämpft wurden, festzustellen. Und überall, an allen Punkten der Christenheit fand, nachdem Rom das Urtheil ausgesprochen hatte, das so festgestellte Dogma energische Vertheidiger. Castor Agrippa[1] schrieb gegen

---

1) Er lebte unter Hadrianus. Euseb., H. e. IV, 7; Hieron., de Viris illustr., 21; Theodor., I, 4.

Basilides, Justinus gegen Marcion, Rhodo gegen Apelles, Irenaios gegen Valentinus; Theophilos von Antiochia, Origenes und Tertullianus gegen Marcion und gegen noch Andere. Die Einheit der christlichen Lehre erzeugte bald Schriften, worin das Verzeichnis aller Irrthümer sich befand und diesen gegenüber alle Wahrheiten. Justinus hatte ein Buch dieser Art abgefaßt; das, was uns von Irenaios übrig ist, gehört auch dahin; Hippolytos, Origenes, um nur von den ersten Jahrhunderten zu sprechen, verfaßten andere; und endlich Tertullianus, nachdem er die untrügliche Autorität der Kirche und die Gewißheit ihrer Tradition in seiner berühmten Abhandlung der Praescriptiones festgestellt hat, bedarf nur der so bündigen und einfachen Zurückweisung, um alle Häresien zu vernichten und alle Köpfe des Ungeheuers mit einem Male abzuschlagen. Die ganze Kirche hat nur eine Stimme; vergebens will Marcion, von seinem Bischof und zu Rom verdammt, sich an Polykarpos anklammern, den er in Asien kennen gelernt hat, und redet ihn, als er ihn in Rom antrifft sanft an: „Erkenne mich, wir werden Freunde sein. — Ich kenne dich hinlänglich, antwortet ihm Polykarpos, ich kenne dich hinlänglich, du Erstgeborner des Satan.“ [1]

Die Lehren des Orients waren also überwunden. Der Pantheismus Aegyptens, der Dualismus Persiens, der Naturalismus Asiens, die in das Christenthum würden eingedrungen sein, blieben außerhalb desselben und wurden bei Seite geschoben, in Aller Augen, Heiden und Christen. Allerdings wurden sie nicht vernichtet, und in den folgenden Jahrhunderten blieb davon der Manichäismus, der zwölf Jahrunderte hindurch die kolossale und permanente Illusion der verdorbenen Seele war. Aber der Glaube, die menschliche Vernunft, die Freiheit der Seelen und der Geister waren gerettet.

1) Euseb., IV, 14. Rhodon., Schüler des Tatianos, lebte unter Commodus und richtete an Kallistion die Erzählung von seiner Unterhaltung mit Apelles. Euseb. führt Bruchstücke daraus an. Hist. eccl., V, 13. S. auch Hieron., de viris ill., 13, 37.

Achtes Kapitel.

Die Kirche und die Philosophie.

Wir sahen also auf der einen Seite das römische Reich zu seinem Gipfel gelangt, ausgedehnter, fester, friedlicher, als es jemals gewesen war; ich will nicht sagen gelehrter, auch nicht intelligenter, aber unterrichteter; und in dieser Sicherheit, in diesem Frieden, in dieser Fülle menschlicher Intelligenz haben wir einige Keime eines beneidenswertheren Fortschrittes erblickt, eines Fortschrittes der Geister zur Wahrheit und vielleicht der Bestrebungen zum Guten.

Auf der andern Seite sehen wir die christliche Kirche, die Behüterin des Menschengeschlechts, die einzige Verwahrerin des wahren Fortschritts; wir sehen, wie sie trotz ihrer Feinde an Mitgliedern zunimmt, trotz ihrer Gegner an Einfluß und gegen ihren Willen an Ruhm. Sie wird im Reiche, wenn auch nicht jetzt, doch wenigstens im folgenden Jahrhundert eine Macht, die das Reich nicht verkennen kann, ein Reich im Reiche, eine geistige und reine Republik in der zeitlichen und verderbten Republik des römischen Volkes.

Und dazwischen haben wir einen gemeinsamen Feind erkannt. Freilich nicht eine politisch konstituierte Gesellschaft, wie das Reich, oder geistig wie die Kirche, aber Assoziationen, Tendenzen, verschiedene Instinkte; alle geleitet von einem und demselben Bedürfnis der Seele, alle reagierend gegen das Reich in dem was es Schützendes und Römisches besaß, gegen die Kirche, weil sie göttlich und lauter ist. Der heidnische Instinkt reagierte sowol gegen die römische Politik, die ihn hätte einschränken müssen, und gegen die christliche Wahrheit, die ihn vernichteten. Dies zügellose und verkehrte Bedürfnis nach Anbetung, Sühne, Aberglauben, Hoffnung, Schrecken, Wunder, das das griechische Gemeinwesen sich aneignete, indem es dasselbe poetisierte, das das römische Gemeinwesen für die Politik und für den Krieg diszipliniert hatte; dies Bedürfnis, gegenüber dem über=

wundenen griechischen Gemeinwesen und dem verdorbenen römischen Gemeinwesen, emanzipierte sich nun und suchte überall Riten, Mysterien, Wunder, neue Begeisterungen. Dieser Geist erzeugte bei denen, die die Taufe erhalten hatten, die Thorheiten des Gnostizismus; er erzeugte bei den Heiden weit andere Träumereien und andere Ueberschreitungen.

Dieser Geist gieng besonders vom Orient aus. Man weiß, wie die orientalischen Kulte in das römische Reich eingedrungen waren. Mit Isis und Osiris der Pantheismus Aegyptens; mit Astarte und der guten Göttin der Naturalismus Syriens; mit den Mysterien des Mithra der Dualismus Persiens; ihr Gebiet verlassend drangen die Götter des Homeros und die Götter des Numa ein, machten ihnen ihre Völker, ihre Gemeinden, selbst ihre Altäre streitig; nahmen neben ihnen, nicht selten vor ihnen in den Anbetungen des Occidents ihren Platz ein, drangen endlich in Rom ein. Oefters vertrieben oder verbannt, kamen sie immer wieder, faßten endlich Wurzel und wurden wenigstens in das geheime Sanctuarium der Kaiser aufgenommen, wenn es nicht in das offizielle Heiligthum des Reiches geschah.

Die Kirche lief ihrerseits ähnliche Gefahren. Der erste von den Häresiarchen, Simon, war ein samaritanischer Jude gewesen, das heißt ein durch die Kulte des Orients verdorbener Jude; und der von Simon ausgegangene Gnostizismus war seinem Ursprunge nach identisch mit dem Orientalismus, der in das Reich eindrang. Wir haben unter den Namen Basilides, Valentinus, Marcion den Pantheismus Aegyptens, den Naturalismus Syriens und den Dualismus Persiens erkannt. Bei dem Anblick der Talismane und der von der häretischen Sekte der Ophiten gebrauchten Fabeln ruft Celsus aus: Aber das ist ja der Cultus des Mithra! Alle diese gnostischen Schwärmer waren aus dem Orient nach Rom gekommen. Keine Ansteckung zu allen Zeiten war gefährlicher, als die der Ideen und Sitten dieses Theiles von Asien, den Rom, und den wir noch heut speziell den Orient nennen. Unter der heidnischen Gestalt verführte sie die Juden; man weiß, welche Gewalt die Könige von Juda zu Göttern von Damaskus und Babylon hinriß: sie führten in dem Judaismus, ohne von der Kabbala und von vielen andern Schulen zu sprechen, das samaritanische Schisma herbei; was nur ein durch die Nähe der asiatischen Kulte depravierter Judaismus ist. Unter der mahometanischen Gestalt hat sie sich selbst dem Christenthume des

Mittelalters fühlbar gemacht, und die Kreuzfahrer haben oft ihren traurigen Einfluß erfahren. Ja noch heut, wo der Orient so tief gefallen ist, laufen die zivilisiertesten Völkerschaften und die reinsten Lehren nicht weniger große Gefahr bei ihrer Berührung. Man darf sich also nicht wundern, wenn das damalige Christenthum, das seine Wiege im Orient hatte, das so schnell nach Syrien, Aegypten, Kleinasien, Persien, bis nach Indien verpflanzt wurde, selbst in dem Innern seiner Kirchen gegen die Lehren und die Sitten des Orients zu kämpfen hatte.

So bedrohte also die zu gleicher Zeit sowol von den häretischen Ophiten in ihrem mysteriösen Heiligthume, als auch von dem Hadrianus in seinem Tempel von Athen angebetete asiatische Schlange zugleich das kaiserliche, als das christliche Rom. Der Geist des Orients klopft an die Pforten des einen und des andern. Das profane Rom sieht sie unter ihrer bekannten, antiken, traditionellen heidnischen Gestalt nahen, mit der Klapper der ägyptischen Priester, den Statuen der Guten Göttin, der zügellosen Tänzer, allen Abscheulichkeiten und leider auch allen Verführungen dieser pantheistischen Idolatrie, die der homerischen Idolatrie vorangegangen ist und sie überlebt. So klopft sie an die Pforten des Kapitols, und das Kapitol thut sich auf, um sie zu empfangen.

Aber dem christlichen Rom gegenüber verbirgt diese asiatische Schlange vorsichtig ihre Haut unter dem Mantel eines Gelehrten; sie erscheint gelehrt, philosophisch, nachdenkend, mystisch; sie nennt sich Simon, Basilides, Marcion, Valentinus, Manes; sie träufelt von ihren bescheidenen Lippen den Honig der Gnosis; Christ dem Namen und der Sprache nach theilt sie ihr Gift nur einer kleinen Anzahl von Adepten mit. Und so sucht sie sich klug durch die halb geöffnete Pforte der Kirche einzuschleichen, mit sich führend, was die Hauptsache der orientalischen Religionen bildet, die Idee von der Emanation, die verkannte Schöpfung, die als unabhängig von Gott erklärte Materie, die vielfachen und geheimen Initiationen, die dunkeln Zärimonien und Abscheulichkeiten, die selbst diejenigen des Heidenthums überbieten.

Es war also Gefahr für die Kirche und für das Reich. Die Gefahr für die Kirche ist leicht zu erkennen, die für das Reich kann man mit wenigen Worten bezeichnen. Die hellenischen Sitten und die hellenische Religion, die römischen Sitten und die römische Religion

waren, was nicht zu leugnen ist, sehr verdorben; aber es war zum Theil der Orient, der sie verdorben hatte, und der Orient mußte sie noch verderben. Die Religionen Griechenlands hatten ihre poetische und artistische Seite, die wenigstens zu gewissen erhabenen Seiten der menschlichen Seelen paßte. Die Religion Roms hatte ihre patriotische, politische und militärische Seite, durch die sie in den Herzen bestimmte erhabene, sittliche, energische Gefühle nährte. In der einen so gut wie in der andern waren das, was man anbetete, zum wenigsten persönliche, lebendige Gottheiten, Menschen, wenn nicht Götter, und solchen Göttern gegenüber behielt die menschliche Vernunft und Einsicht eine gewisse Unabhängigkeit. Der Orient verehrte weniger Menschen, als Elemente; weniger Willen, als Kräfte. Der Kult der Natur, oder besser gesagt der Materie, war dort kaum versteckt unter groben Symbolen.[1] Diesem Kultus, dem Pantheismus, den er enthält, und dem Fatalismus, den er zur Folge hat, gegenüber versank die menschliche Freiheit in das blinde Schicksal, der menschliche Geist in die Materie, das menschliche Wesen in das Wesen der Welt, Gott selbst in das Universum. Mit nächtlichen Mysterien und dunkeln Initiationen brachte der Orient diesen ihrer Götter überdrüssigen und von ihrer Philosophie wenig befriedigten Seelen das Heilmittel, was demjenigen, das das Christenthum ihnen darbot, ganz entgegengesetzt war. Wo dieses das Licht brachte, da stellte der Orient die Finsternis auf; wo es von dem Geiste sprach, sprach der Orient von der Materie; wo das Christenthum aufrichtete, zog der Orient herab. Griechenland und Rom verloren bei der Berührung mit dem Orient das eine die erhabenen, poetischen, philosophischen, von seinem Geiste unabhängigen Seiten; das andere, was ihm von Gefühl, Tradition, Disziplin, nationaler Tugend übrig bleiben konnte. Die Anbeter der Astarte waren keine Römer mehr. Der römische Geist, handelnd und positiv, Soldat und Bürger, für Gehorsam und Freiheit empfänglich, verschwand ganz vor dem vagen, unruhigen, trägen, fatalistischen, zur Empörung geneigten, aber der Freiheit unfähigen Geiste, der für einen Despoten höchst wünschenswerth, dem guten Fürsten aber höchst feindselig war.

---

1) S. in Maximus Tyr., die Zusammenstellung des griechischen und orientalischen Symbolismus. Er gibt, obgleich er beide für eine Gestalt derselben Götter erklärt, doch dem ersten den Vorzug.

Reich und Kirche also hatten beide sich zu schützen. Das Reich fühlte zuweilen diese Gefahr, und es gebrauchte, um die Suprematie des römischen Kultus zu schützen, die Waffen, die ihm eigen waren: Proskriptionen, Verbannungen, Kreuz. Der Senat zerstörte den Tempel des Serapis; Augustus untersagte „den fremden Aberglauben;“ Tiberius ließ ihre Priester an das Kreuz schlagen. Trajanus, Hadrianus, Antoninus bemühten sich gewissenhafte Beobachter des römischen Zärimoniells zu sein. Jedoch was nutzte das, wenn gleich nach solcher Strenge und solcher Devotion Rom sich hinreißen ließ und voll Aberglauben und Furcht dem Geächteten gleich darauf die Hand reichte? Der Senat selbst hatte die Gute Göttin vom Orient her geholt, und sie feierlich aufgenommen. Die Nachfolger des Augustus, Caligula, Nero, Vespasianus, Domitianus übten selbst den Kult der Astarte und des Serapis aus. Hadrianus selbst öffnete seinen Himmel allen ägyptischen Göttern, Antinous an ihrer Spitze. Senat und Kaiser widerstanden ebensowenig wie das Volk der Verführung der Kulte des Orients. So ohnmächtig war das Reich gegen diese Geißel, die nach und nach ihm nehmen sollte, was es noch an Sitten, Tugend, Volk, Heer der früheren Zeit besaß.

Aber in solcher Lage befand sich nicht die Kirche. Sie hatte nicht das Schwert der Macht in ihrer Hand; sie war wol daran gewöhnt, dem Henker zu trotzen, aber nicht sich dessen zu bedienen. Jedoch besaß sie das Schwert des Wortes. Mit ihm triumphierte sie jeden Tag über das Heidenthum, unter seiner eigenen Gestalt, mit ihm konnte sie es unter der Gestalt von Häresie bekämpfen. Sie fürchtete sich nicht, dem orientalischen Feinde entgegen zu gehen, ihm seinen Schleier abzureißen, geteuschten Christen Serapis und Astarte unter den Zügen eines Valentinus oder Basilides zu zeigen. Die Sekten schossen auf allen Seiten um sie auf, aber auf allen Seiten auch starben die Sekten um sie herum. Das Reich mußte sie um diese Macht des geistigen Kampfes beneiden und sich fragen, wie der arme Bischof Anicetus aus seiner Kirche den Cerdon und Marcion hatte ausstoßen können, während Augustus und Tiberius nicht einmal vermocht hatte, Isis und Anubis aus ihrem Palaste zu stoßen.

War denn nun gar kein Einklang zwischen der Kirche und dem Reiche, zwischen dem politischen und christlichen Rom, zwischen der bedrohten sozialen und der noch so bestrittenen göttlichen Ordnung einem gemeinsamen Feinde gegenüber möglich?

Die menschliche Gesellschaft ist trotz allen Unrechtmäßigkeiten, die sie umhüllen kann, ewig legitim. Die Kirche vernichtet dieselbe nicht. Die menschliche Vernunft ist ungeachtet ihrer Ausschreitungen legitim; und die Kirche räumt ihr stets einen Platz ein, wie sie ihr stets Schranken setzt. Die politische Macht ist legitim; und die Kirche, trotz den Verfolgungen, die sie von ihrer Seite erfährt, nimmt fast immer ihre Form an, hält ihr Prinzip immer aufrecht.

Welche Beziehungen bestanden nun damals zwischen der Kirche und ihren möglichen Berührungspunkten mit der menschlichen Gesellschaft, das heißt einerseits mit der intellektuellen Gesellschaft und der Philosophie, anderseits mit der politischen Gesellschaft, mit dem Reiche, mit der Macht?

Es lebte in Rom unter Antoninus ein Mann, der allein uns diese Beziehungen ziemlich genau angeben kann. Er hieß Justinus. Er war, wahrscheinlich unter Trajanus, in der samaritanischen Stadt Sichar, die durch Vespasianus in eine römische Kolonie unter dem Namen Flavia Neapolis umgewandelt war, geboren; er stammte aus einer griechischen Familie, die dieser Fürst dahin verpflanzt hatte. Grieche durch seine Geburt, römischer Bürger durch sein Recht als Kolonist, lebend unter den Samaritanern, nicht fern von den Juden, in einem Lande, wo das Christenthum früh und reichlich Wurzel gefaßt hatte, war er bald mit allen Lehren, die sich verbreiteten, bekannt geworden. Er besaß von Geburt einen lebhaften Geist und einen Sinn für die Wahrheit; diese hatte er zunächst in seiner Umgebung unter den großen Geistern der hellenischen Philosophie, bei den berühmtesten Lehrern der griechisch-römischen Sophistik gesucht. Er hatte sich an einen Stoiker gewendet und ihn gefragt, was Gott sei. Der Stoiker wußte es nicht und erachtete es auch nicht für nothwendig, es zu wissen. Solche Sorglosigkeit und Unwissenheit ekelten Justinus an. Er unterhielt sich einige Tage mit einem Peripatetiker; als aber der Philosoph nach denselben ihn aufforderte, sich mit ihm über das Honorar für seine Vorträge abzufinden, wurde Justinus unwillig und verließ ihn. Nun wandte er sich an einen sehr berühmten und selbstgefälligen Pythagoreer: „Hast du, fragte ihn dieser Lehrer, Musik, Geometrie, Astronomie gelernt?“ Justinus bekannte seine Unwissenheit und wurde als Ignorant abgewiesen.

Inzwischen kam ein Platoniker nach der Stadt, in der er wohnte. Die Platoniker waren sehr geschätzt, und dieser stand im Rufe hoher

Weisheit. Er sprach mit Justinus über die unkörperlichen Wesen, über die Kontemplationen, über die Ideen; er erhob seinen Geist, er schien ihm Flügel zu geben; er machte ihm Hoffnung, Gott zu schauen. Begeistert durch diese Lehren wollte Justinus eines Tages in der Einsamkeit nachdenken und wandelte gedankenvoll an dem einsamen Ufer eines Meeres,[1] als er in dieser Einöde, wo er Niemandem zu begegnen glaubte, bemerkte, daß ein Greis ihm folgte. Sein Anblick war ernst und mild. Justinus stand still und blickte ihn fest an.

„Kennst du mich? fragte ihn der Greis. — Nein. — Warum siehst du mich so an? — Ich wundere mich, daß du mir hierher gefolgt bist; ich glaubte, hier Niemanden anzutreffen. — Ich bin besorgt, antwortete der Unbekannte, um einige Freunde, die mich verlassen haben; ich will sehen, ob sie nicht zurückkommen. Und du, was willst du hier? — Ich liebe die Spaziergänge, wo nichts mich zerstreut, und wo man nach seinem Gefallen mit sich reden kann. Solche Oerter eignen sich für die Philosophie." Und der Greis begann darauf milde und bescheiden ihn über die Wahrheiten zu befragen, wonach Justinus so begierig war; er ließ ihn nach und nach die Unzulänglichkeit der platonischen Lehre erkennen, und als er ihm diesen Ausruf entlockt hatte: „Wo soll ich denn einen Lehrer und Führer finden, da diese großen Geister die Wahrheit nicht erkannt haben!" sprach er zu ihm von den Propheten, von Gott, von Christus, seinem Sohne. Darauf trennte er sich von ihm mit der Aufforderung, darüber nachzudenken. Justinus sah ihn nicht wieder, aber er wurde ein Christ.

Hörte nun Justinus, der Christ, der Getaufte, der Apostel, vielleicht der Priester des Herrn darum auf, Philosoph zu sein? Schor er, durch seinen Bekehrungseifer nach Syrien, Asien, Griechenland, zuletzt nach Rom geführt, seinen Bart und legte er seinen Mantel ab? Viele Christen, zumal im Occident, würden es von ihm verlangt haben. Viele Christen behandelten Sokrates als einen Possenreißer und rühmten sich, „nicht wichtige Dinge zu sagen, sondern von großen Dingen zu leben."[2] So dachte Justinus nicht, er glaubte,

---

1) Vielleicht das Meer von Tiberias, wenn wir annehmen, daß Justinus in Paläſtina geblieben war. Aber wahrscheinlicher ist, daß er um diese Zeit in Ephesos oder einer andern Stadt von Kleinasien wohnte.

2) „Socrates scurra Atticus . . . Non eloquimur magna, sed vivimus." Min. Felix, 38.

ohne Widerspruch und ohne Nachtheil für ihn sich einen christlichen Philosophen nennen zu können.

Folgte er hierin oder gieng er voran? Gewiß ist, daß dies Beispiel sich nach ihm wiederholte. Man sah den Assyrier Tatianus, wie Justinus ein Schüler der griechischen Philosophen, nach vielen Reisen und vielen Irrfahrten nach Rom kommen; hier den Justinus hören, ihn lieben und christlicher Philosoph werden, wie er.[1] Später sah man den Platoniker Athenagoras, das Haupt der akademischen Schule in Athen, daselbst das Haupt der christlichen Schule werden; man sah Bardesanes, einen Freund des Stoikers Apollonios von Chalkis, auch eine Schule der christlichen Philosophie in Mesopotamien halten und dem Marcus Aurelius sein Buch über das Schicksal widmen.

Es gab also, wenigstens in Rom, anfänglich unter der Leitung des Justinus und vielleicht nach ihm des Tatianus eine Schule der christlichen Philosophie, die der christlichen Schule von Alexandria vorangieng und vielleicht die Mutter derselben war. Was lehrte diese Schule? Was hatte sie Gemeinsames mit den philosophischen Schulen des Heidenthums? Wir haben früher von dem Einfluß gesprochen, der durch die christliche Lehre auf die philosophischen Schulen dieses Jahrhunderts ausgeübt wurde; wir wollen jetzt sehen, welchen Beistand das Christenthum seinerseits von den philosophischen Lehren, die es umgaben, fordern konnte.

Justinus kann in der That als der philosophische Christ und vorzugsweise[2] als der hellenistische Christ unter den Christen seines Jahrhunderts angesehen werden. In demselben Grade wie sein Schüler Tatianos nachher die Idee und die Erinnerungen Griechenlands verwirft, liebt Justinus dieselben. Für ihn sind nicht nur die Philo-

---

1) Euseb., IV, 8, 21; Hieron., Martyrol., ad 7 april. Origenes spricht ebenfalls von Philosophen, die Christen geworden. C. Cels., VI, 14.

2) Ueber Justinus s. Euseb., H. E., IV, 11—18; Epiph., 41 und besonders die Werke des Justinus selbst, seine zwei Apologien und seinen Dialog mit Tryphon. Seine andern Werke, über die Auferstehung, über die Monarchie, Ermahnung an die Griechen, Rede an die Griechen werden ihm abgesprochen, aber aus nicht glaubwürdigen Gründen. Außerdem werden ihm noch andere zugeschrieben, die aber nicht von ihm sein können: Gegen die Häresien, Ueber die Seele, ein Psalter (oder Buch der Hymnen?), eine zweite Rede an die Griechen? (Euseb., 26.)

sophen, sondern die Dichter selbst Zeugen der Wahrheit. Orpheus, Homeros, Aischylos, Sophokles, Mainandros scheinen ihm aufgeklärte Geister. Vielleicht läßt er sich zuweilen durch die apokryphischen Verse, die Juden von Alexandrien diesen Dichtern angedichtet haben, teuschen. Vielleicht erweist er diesen Heiden, mehr als sie es verdienten, die Ehre, in ihnen Schüler des Moses und Vorläufer des Evangeliums zu erblicken. Noch weit mehr geschieht das in Betreff Platon's. Platon und die sokratische Schule werden von dieser hellenochristlichen Schule der ersten Jahrhunderte ganz besonders geliebt; aber fortwährend rechtfertigen sie das Evangelium durch Platon und noch mehr Platon durch das Evangelium.

Justinus gibt sogar eine Theorie von seiner Bewunderung und erklärt uns, woher eine solche Einsicht Menschen kam, die in der Finsternis des Heidenthums lebten. Zuvörderst haben sie zu verschiedenen Zeiten in die Bücher des Moses eingeweiht sein können.[1] Und ferner hat die Wahrheit aus einer direkteren und höheren Quelle zu ihnen gelangen können. Der Sohn Gottes, der selbst Gott ist, das göttliche Wort, die göttliche Vernunft, oder (um Jedem das Recht zu übersetzen wie er will zu lassen) der göttliche Logos, der Gesalbte, Christos, hat sich nicht erst in den letzten Zeiten den Menschen in einer gewissen Weise geoffenbart. Als der Vater die Welten schuf, war sein Sohn, sein Wort, seine Weisheit mit ihm, Alles nach seinen erhabenen Plänen anordnend. Und mit der Erschaffung der Welt legt der göttliche Logos, der mehr oder weniger dem Gedanken aller Menschen inwohnt, in dieselbe einen Keim der Wahrheit, der unvollkommen und noch eingehüllt ist, aber doch mächtig genug, daß ihre Einsicht ihn erkennen und Frucht bringen lassen kann. Wenn die Menschen es unterlassen haben, diesen Keim zu pflegen, so hat die Schuld an ihnen gelegen; sie tragen die Schuld, daß sie in Finsternis gelebt haben. Haben sie ihn gepflegt, dann haben sie in dem Maße, wie sie ihn gepflegt haben, einen größeren oder geringeren Antheil an der Wahrheit gehabt. Haben sie ihn auf eine unrichtige, unvollkommene, ungenügende Weise gepflegt, dann haben sie den Irrthum in die Wahrheit, Finsternis in das Licht gemischt. Daher ihre Schwachheiten, ihre Spaltungen, ihre Widersprüche; daher auch ihre Macht und ihre Einsicht. So hatte eine partielle Verbindung mit

1) Apol., I, 44, 59, 60. Cohort. ad Graec., 20 u. f.

dem Logos der Welt partielle Elemente der Wahrheit hinterlassen. Aber jetzt, da der Logos auf die Erde herabgestiegen, sich inkarniert und in eine volle und ganze Vereinigung mit der menschlichen Natur eingetreten ist, gehört es der universellen Wahrheit an, diese Fragmente der Wahrheit zu sammeln und die Authentizität der Quelle, aus der sie geflossen sind, zu bestätigen. Indem das Christenthum diese seiner Sonne entgangenen und in die Finsternis des Heidenthums gerathenen Lichtstrahlen sammelt, nimmt es nur das, was ihm gehört, wieder auf. „Alles Schöne und Wahre, was gesagt worden ist, von wem es auch sein möge, gehört uns Christen an."[1]

Es hat also mittelst dieser Perpetuität des Logos in der menschlichen Seele ein perpetuierliches Christenthum gegeben, das von Ursprung der Welt an da ist; zu allen Zeiten hat es Christen gegeben: „Diejenigen, die dem Logos gemäß gelebt haben, sind Christen gewesen. Man hat die Atheisten nennen können, wie man es bei den Griechen in Betreff des Herakleitos und Sokrates, bei den Nichtgriechen, in Betreff des Abraham, Ananias, Misaël, Elias und

---

1) Apol., II, 13. S. auch Apol., I, 44, II, 8, 10. „Wir haben gesagt, daß der Erstgeborne Gottes der Logos ist, an dem das ganze Menschengeschlecht Theil hat." (*Λόγου . . . οὗ πᾶν ἀνθρώπων γένος μετέσχε.*) Apol., I, 46. — „Die Stoiker sind gehaßt und verfolgt worden wegen des in alle Menschen gepflanzten Keimes des Logos" (*διὰ τὸ ἔμφυτον παντὶ γένει ἀνθρώπων σπέρμα τοῦ Λόγου.* Apol. II, 8). — „Alles Schöne, was die Gesetzgeber und Philosophen jemals gesagt oder gedacht haben, haben sie gefunden, weil sie in sich selbst einen partiellen Reflex des Logos endeckt und erschaut haben (*κατὰ Λόγου μέρος εὑρέσεως καὶ Θεωρίας.*) Aber da sie den Logos nicht vollständig erkannt haben, der Christus ist, so haben sie sich oft widersprochen. Und diejenigen unter ihnen, die Christus auf der Erde vorangegangen sind, und die die Dinge in dem Lichte des Logos haben prüfen und vergleichen wollen, diese sind vor die Richter als Gottlose und Indiskrete geführt worden." Ib., 10.

„Weder die Lehre Platon's, noch die der Stoiker, noch die der Dichter, noch die der Historiker sind in Allem der Lehre der Christen ähnlich; aber sie sind auch nicht in Allem verschieden. Jeder von ihnen besaß in sich einen partiellen Keim des göttlichen Logos, war dadurch mit der Wahrheit verwandt, sah sie und lehrte sie. Denn wir verehren und lieben nach Gott den von dem unaussprechlichen und unerschaffenen Gotte geborenen Logos; er ist für uns Mensch geworden, um Theil zu haben an unsern Leiden und sie zu heilen. Und nur durch den göttlichen Keim, den der Logos in sie gelegt hatte, haben diese Schriftsteller, durch die Finsternis, die Wahrheit sehen können." Apol., II, 13.

vielen Andern gethan hat; aber sie sind Christen, mutige und unerschrockene Christen gewesen, ebenso wie diejenigen, die ohne den Logos gelebt haben, im Voraus Feinde Christi gewesen sind."[1]

Können wir uns also darüber wundern, daß auch diese Christen sind verfolgt worden? daß „die Dämonen einst den Herakleitos, den Musonius unserer Zeit, mit einem Worte alle diejenigen, die dem Logos[2] gemäß haben leben wollen, verwünscht haben? daß die Dämonen besonders die Feinde des Sokrates, aller mutigsten Weisen gewesen sind? Sokrates ist behandelt worden, wie wir Christen behandelt werden[3] ... Man hat ihn angeklagt, daß er die Götter des Staates leugne und neue Götter einführe, weil er in seiner Weisheit und tiefen Einsicht die Betrügerei der Dämonen entlarvte und das Menschengeschlecht von ihnen abführte. Die Dämonen haben mit Hilfe von lasterhaften Menschen Sokrates als einen Gottlosen und Atheisten zum Tode geführt. Das thun sie heut mit uns[4] ... Nur ist der Glaube Niemandes an Sokrates stark genug, um aus Liebe zu seiner Lehre zu sterben; Christus dagegen hat zu Schülern nicht allein Philosophen und wissenschaftlich Gebildete gehabt, sondern Handwerker und ungelehrte Menschen, die für ihn ihre Vorurtheile, ihre Interessen, ihr Leben geopfert haben."[5]

Die Philosophie der Schulen hat also, wie Origenes[6] sagt, „eine Vorbereitung zu der großen und ehrwürdigen Philosophie, die das gewöhnliche Volk nicht kennt, zur Philosophie Gottes, der Propheten und der Apostel, sein können." Sie hat ihr einen zwiefachen Dienst erwiesen. Einerseits hat sie im Voraus den Polytheismus bekämpft; sie hat ihn, wenn nicht in ihrem Prinzip, wenigstens in seiner ritualen, mythologischen, traditionellen, nationalen Form vernichtet. Was haben die Philosophen, was die Dichter selbst, was die Mimen und die Theater die Christen gegen die Götter und gegen die Fabeln sagen lassen? Euhemeros besonders, dieser gewaltige

1) Apol., I, 46.

2) Apol., II, 8.

3) II, 10. — Origenes ebenfalls nennt Sokrates und Musonius Weise, die, nachdem sie die Fehler ihrer ersten Natur abgelegt haben, zuletzt als Muster eines tugendhaften Lebens dargestellt worden sind. C. Cels., III, 66.

4) I, 5.

5) Apol., II, 10.

6) C. Cels., III, 58.

Erforscher der hellenischen Fabeln, der die Geschichte aller Götter, ihre Geburt, ihren Tod, ihr Begräbnis, ihre Schwächen, ihre schimpflichen Handlungen, Euhemeros ist der Lieblingslehrer der Kirchenväter gewesen. Für sie ist die euhemerische Erklärung die wahre Erklärung der Fabeln. Die Götter sind nichts anders als Menschen gewesen, zuweilen Könige, oft weniger als Könige; zu Göttern gemacht, selten für ihre Wolthaten und für ihre Tugenden, öfter für ihre Frevelthaten und für ihre Laster; sie haben auf die eine oder die andere Weise Namen und Bilder hinterlassen, die die Dämonen sich zu eigen machten, und unter denen sie sich haben anbeten lassen.[1]

Das ist der Dienst, den die kritische Seite der Philosophie geleistet hat. Aber auch von der dogmatischen Seite hat die Philosophie der Schulen einen Dienst geleistet, der nicht zu übersehen ist. Wenn durch die eine die lokale Tradition des Polytheismus vernichtet worden ist, so hat durch die andere ihr Prinzip einen Riß bekommen. Justinus' Ansprache an die Griechen ist nur eine Kette von Zitationen aus den Philosophen und Dichtern gegen die Götter. Sein Buch von der Monarchie, das heißt von der göttlichen Einheit, ist ebenfalls eine Kette von Zitationen aus den Dichtern und Philosophen zum Ruhme des einen, ewigen und wahren Gottes. Die Fabeln selbst scheinen ihm voll von Annäherungen an die Wahrheit und von Berührungspunkten mit den Büchern des Moses.[2] Er findet das Paradies in Homeros, in Sophokles den zukünftigen Weltbrand, in Philemon das Gericht Gottes, in allen, besonders aber in der Schule des Sokrates, den Glauben an die göttliche Einheit. Platon hat sogar, unter dem Namen Tugend, von dem heiligen Geiste und seiner Macht geredet; in seiner merkwürdigen Erzählung von dem Sohne des Armenios, Er, erblickt er die Auferstehung des Leibes; er schildert die Strafen und die Dämonen der Hölle.[3] Platon ist

---

1) Ueber den Euhemerismus der Kirchenväter s. Minut. Fel., 20, 21; Tertull., Apol., 10; Athen., Leg., 17, 29; Theoph., ad Antolyc., 1, 9.

2) Apol., I, 20, 25; Cohort., 15, 20, 25, 26, 28, 32; de Monarchia, 2.

3) Cohort., 27, 28, 32. — Minut. Fel., 19, 20 gibt ein Resumé von Zeugnissen der Philosophie. S. auch Athenagoras, Legat., 4, 6, 23, 28, 29; Clem. Al., Cohort., 2, 6: „Nur Mut, Platon, du hast die Wahrheit erreicht!"

ein Schüler des Moses, wie Sokrates von dem Worte Gottes inspiriert war. Und übrigens sagt ein Christ aus diesem Jahrhundert, „es gibt wol keinen Philosophen, der unter dem einen oder dem andern Namen, dem einen Gotte nicht die Ehre gegeben hätte, so daß man sagen muß, entweder sind die heutigen Christen Philosophen, oder die Philosophen der vergangenen Zeit waren Christen.“ „Den einigen Gott, ruft Athenagoras, verkünden alle heutigen Philosophen; warum ist es uns allein verboten zu sagen, was alle Welt sagt?“[1]

Wenn wir aber von dem Dienste reden, den die Philosophie dem Christenthum leisten konnte, so dürfen wir durchaus nicht vergessen, welche Dienste die Philosophie ihrerseits von dem Christenthume zu fordern berechtigt war. Es ist insonderheit eine fundamentale Lücke, die die Philosophie auszufüllen sich stets unfähig gezeigt hat; eine Wahrheit (Justinus selbst würde sich genöthigt sehen dies einzugestehen), die kein Philosoph, selbst Platon nicht gesehen hat. Von allen andern Wahrheiten zeigen sie eine Spur; so ist ihnen besonders der Begriff von dem einen Gott, von dem persönlichen Gott, von dem regierenden und die Welt beschützenden Gott nicht fremd. Aber der Begriff von dem geistigen Gott bleibt für sie völlig dunkel, und der von Gott Schöpfer fehlt ihnen gänzlich. Das ist der große und Hauptirrthum der antiken Welt. Wenn Gott die Welt aus nichts gemacht hat, so war die Welt oder die Materie der Welt gleichzeitig mit Gott vorhanden; die Materie ist also ewig, wie er; sie ist Gott, wie er, und das göttliche Wesen ist nicht mehr eines. Darum trifft man bei so vielen Zeugnissen von der göttlichen Einheit, die sowol bei den Philosophen, als auch selbst bei dem gewöhnlichen Volke zu finden sind, bei dem gewöhnlichen Volke und selbst bei den Philosophen den Kult der Materie, den Kult der Welt, den göttlichen, vielfachen, wie die Materie veränderlichen Kult. Bei dem Volke ist es Heidenthum, Polytheismus, Idolatrie. Für die Philosophen ist es eine ewige Schwierigkeit, ein unauflösliches Problem, eine Kette, die er nicht zerreißen kann. Unvermeidlicher Widerspruch, sobald die Vernunft sich nicht beugen will, oder wenn der menschliche Geist sich nicht zu dem Gedanken der aus nichts geschaffenen Welt aufschwingen will.

---

1) Athenag., Legat. 7.

Und diese Lücke in dem Wissen von Gott hat eine Lücke in dem Wissen von dem Menschen zur Folge. Ebenso wie der geistige Gott unklar aufgefaßt wird, ebenso wird das geistige Wesen in dem Menschen unklar aufgefaßt; ebenso wie in dem Universum die Materie sich zu sehr Gott assimiliert, ebenso wird in dem Menschen die Seele nicht mehr scharf genug von dem Körper geschieden und wird aufhören vollständig souverän zu sein. Vielleicht ist das nicht der positive Materialismus der modernen Zeiten, die Negation des denkenden Seins, das Ich nach dem Tode, folglich jeder Gerechtigkeit außerhalb dieser Welt. Die Völker wurden noch zu sehr von den primitiven Instinkten der menschlichen Natur geleitet, um leicht dahin zu gelangen. Aber dann ist Alles unbestimmt; dann wird die Seele schwer erfaßt ohne den Körper; noch schwerer wird sie begriffen als ein ganz geistiges Wesen; sie wird Hauch, Athem, Dunst heißen, (ψυχή, πνεῦμα, spiritus, anima);[1] getrennt von ihrem Körper wird sie so zu sagen nur in dem Zustande eines Traumes existieren; und diejenigen selbst, die sie für unsterblich halten, werden, da sie nicht begreifen, daß das rein geistige Wesen sinnliches Behagen empfinden oder leiden kann, sich auf diese Unsterblichkeit selbst stützen, um die Belohnungen und die Strafen zu leiden![2]

Darum ist die philosophische Lehre so ohnmächtig gewesen; darum war, selbst von dem Gesichtspunkt der Manifestation der Wahrheit allein aus, die körperliche Gegenwart des göttlichen Logos mitten unter den Menschen nothwendig. Darum forderte Platon diese Gegenwart, indem er sagt, daß es schwer ist, Gott zu erkennen und, wenn man ihn erkenne, unmöglich, ihn erkennen zu lassen. Darum forderte und erwartete die sokratische Schule einen göttlichen Offenbarer, ohne den Alles für ewige Zeiten Finsternis und Mysterium sein würde. Kurz man bedurfte nicht eines Sokrates, der den Griechen allein das partielle Licht brachte, was der Logos zu ihm gelangen läßt, sondern des Logos selbst, des Mensch gewordenen Logos, genannt Jesus Christus, gegenwärtig in seiner vollen und offenbaren Klarheit und alle Menschen, Griechen und Barbaren lehrend.[3]

1) S. Cic., Tusc., I, 9, 10, 11; Stob., Ecl. phys., 80; Sen., Ep., 88.

2) „Andere, obwol sie die Seele für körperlos und unsterblich halten, glauben nicht, daß sie Strafe erleiden kann, denn, sagen sie, was körperlos ist, ist nothwendig unempfindlich." Justin., Tryph., 1.

3) Apol., I, 5, II, 8, 10.

Dies unbegreifliche, aber offenbar nothwendige Dogma von der Schöpfung begreifen und vor Allem annehmen zu lassen; daraus die klare und über Alles erhabene Idee Gottes in Beziehung auf die Welt, des Geistes in Beziehung auf die Materie, der Seele in Beziehung auf den Körper zu entwickeln, das war also das große Werk der christlichen Philosophie. Ist Gott einmal in der vollen Geistigkeit seines Wesens und in seiner vollen Würde als Schöpfer begriffen, dann ordnet sich Alles, was nicht er ist, ihm unter. Es gibt dann keine divinisierte Materie, es gibt keinen Gott weiter, als Gott, und das Heidenthum fällt. — Ist die Seele in der ihr eigenen Geistigkeit, in ihrem Abhängigkeitsverhältnis zu Gott und in ihrer Oberherrschaft über den Körper begriffen, dann kann die Idee von dem andern Leben wol noch auf Dunkelheit stoßen, aber sie trifft nichts Unmögliches mehr an. Die Unsterblichkeit der Seele durch den Willen Gottes und die Unsterblichkeit selbst des wiedererweckten Leibes durch die Erhaltung des Lebensprinzipes in der Seele finden keinen Einwand mehr, der sie aufhebt. Wenn der Leib und die Seele haben getrennt werden können, ohne daß der Mensch vernichtet wurde, dann können um so mehr Leib und Seele sich einst vereinigen und ihr gemeinschaftliches Leben wieder erhalten. Für den Leib und für die Seele sind die Strafe und die Belohnung möglich. Der Epikureismus ist besiegt. Der Mensch, den man sterblich nannte, ist wieder unsterblich.

Athenagoras trifft also den Hauptpunkt, wenn er sagt: „Die meisten Menschen können nicht das, was die Materie ist, von dem, was Gott ist, unterscheiden, noch welcher Abstand zwischen beiden ist; und darum beten sie die zu Götzenbildern geformte Materie an. Aber wir, die wir das Unerschaffene von dem Erschaffenen unterscheiden, was ist, von dem, was nicht ist, das Uebersinnliche von dem Sinnlichen, und die wir einem jeden von diesen Prinzipien den Namen beilegen, der ihm zukommt, werden wir nichtige Idole anbeten? Wenn Gott und die Materie nur die zwei Namen eines und desselben Dinges sind, so sind wir gottlos . . . Aber wenn zwischen dem einen und dem andern der Abstand ist, der zwischen dem Künstler und seinem Werk ist, was wirft man uns vor? . . . Schätzt man den Töpfer nicht mehr, als das von seinen Händen geformte Gefäß? . . . Schaut man auf den Fürsten nicht ehrfurchtsvoller, als auf den Palast, den er bewohnt? . . . Bekränzt man die Leier, oder vielmehr den Musiker, der aus ihr harmonische Töne hervorgelockt hat?“ Dazu kommt noch,

daß das Gefäß, der Palast, die Leier, die für den Menschen nothwendig sind, es nicht für Gott sind: „Er ist Alles für sich selbst (*πάντα γὰρ ὁ θεός ἐστιν αὐτὸς αὐτῷ*), unerreichbares Licht, vollkommene Ordnung, Geist, Macht, Vernunft . . . Den Kult Gottes vernachlässigen, um unsere Anbetung niedrigen und geschaffenen Elementen zu bringen, das heißt, von der Materie das, was sie nicht hat, verlangen; das heißt die Ansicht von Gott verlieren; das heißt das Vergängliche dem Ewigen, das Sinnliche dem Unsinnlichen assimilieren . . . Ich bewundere den Himmel und die Elemente; aber ich weiß, daß sie vergänglich sind, und ich bete sie nicht als Götter an; um so weniger werde ich die Idole, die das Werk des Menschen sind, anbeten.“[1]

Das war also die Lehre der christlichen Philosophie. Man darf sich übrigens nicht wundern, wenn wir in ihrer Sprache und in ihrem Verfahren einige Inkorrektheiten und einige Ungewißheiten finden, die die Schüler späterer Zeiten nicht kannten. Sie mußte die Geister in eine Sphäre von Ideen führen, wo sie bisher kaum im Finstern tappend eingetreten waren; sie an eine Sprache gewöhnen, die sie bis dahin kaum gestammelt hatten. Die Worte: Seele, Geist, Gott, Unsterblichkeit hatten für den heidnischen Verstand eine viel vagere Bedeutung, als sie für uns haben. Die christlichen Philosophen hatten gegen den Unverstand und die Schwerfälligkeit der heidnischen Seelen zu ringen. Sie hatten gegen die Erziehung zu ringen, die ihr geistiges Vermögen erhalten hatte, eine jüdische oder heidnische Erziehung, sehr antiphilosophisch für die Einen, sehr verworren und kontradiktorisch philosophisch für die Andern. Sie hatten zu ringen selbst gegen die Lücken und Unvollkommenheiten der heidnischen Idiome, deren sie sich bedienten, ungewohnte und für die geistigen Dinge ungeeignete Idiome.

Sie hatten endlich zu ringen gegen die wechselseitigen Divergenzen ihrer Geister. Gewiß waren das, was das Dogma lehrt: Die Erschaffung der Welt von Gott und durch das substantielle Wort

---

1) Athenag., Legatio, 4, 15, 16, 24. S. auch Theoph., ad Autol., 11, 4; Tatian., ad Graec., 25; Justin. Cohort., 12. — „Wenn die Materie unerschaffen ist, so ist Gott nicht mehr der Eine. Der Ausgangspunkt ist, daß Gott Alles aus nichts geschaffen hat. Gott ist Schöpfer (*ποιητής*), und nicht Werkmeister (*δημιουργός*).“ Justin., Cohort., 22.

Gottes, der Abfall der Engel zuerst, dann der der Menschen; die Verderbung der Menschheit durch die Dämonen, die den Ungehorsam gelehrt und die Idolatrie begründet haben, das von dem inkarnierten Worte denjenigen, die daran glauben und ihm folgen wollen, dargebrachte Heil, das Gericht nach dem Tode; der zu dem letzten Ende seines Seins hingeführte Mensch, belohnt oder bestraft, für ewig und in letzter Instanz, an der wiederhergestellten Integrität seiner Person, das heißt an seiner unsterblichen Seele und seinem auferweckten Fleische: das sind Punkte, über die unter den christlichen Philosophen weder eine Meinungsverschiedenheit, noch eine Abweichung besteht.

Aber ist denn nun die Seele eine absolut eine? Sind nicht in dem Menschen, wie gewisse Philosophen sagen, und wie Marcus Aurelius[1] wiederholt ausspricht, drei Dinge: ein Leib, eine Seele und ein Geist: — ein rein materieller Körper, — eine Seele, oder (um die Uebersetzung zu vermeiden) eine Psyche, die etwas von der Materie enthält, die ihrer Natur nach sterblich sein würde, aber die Gott unsterblich macht, damit der Böse nicht ohne Strafe, noch der gute Mensch ohne Belohnung sei, — und endlich ein Hauch, ein Geist (πνεῦμα), der nicht nothwendig in dem Menschen wohnt, der vielmehr ein Geschenk von anderswoher ist, aber ein Geschenk, das in gewissem Maße jeder Mensch bei seiner Geburt erhält; das er verlieren kann, und das er stets durch seine Schuld verliert; das er, zum Unglück für ihn, oft von dem wieder fordert, der es ihm nicht geben kann, das heißt von dem Geiste des Bösen, von dem Fürsten der Materie, von dem Verderber der Welt und des Menschen, vom Satan; das er vielmehr von Gott erbitten sollte, und das er in Gott finden würde, weil dann der Geist Gottes in ihm wohnen, in ihm seinen Tempel errichten, in ihm die Gottähnlichkeit wieder herstellen würde? — Soll man demzufolge den Unterschied zwischen dem animalischen Menschen, der nur die Seele besitzt, und dem geistigen Menschen, dem der Geist verliehen worden ist, zulassen? Der geistige Mensch (πνευματικός), sagt man, ist Herr und Sieger über die Dämonen; sie können sogar seinem Blicke sich nicht entziehen. Der animalische Mensch (ψυχικός) dagegen ist der Betrogene und Sklave der Dämonen; er wird in Ewigkeit mit ihnen leiden, während derjenige, der durch seine Tugenden und durch sein Gebet die Ver-

1) Marc. Aurel. V, 85; Plut. de Genio Socratis.

wandtschaft mit dem göttlichen Geiste und die Wohnung desselben in ihm hat erwerben können, ihn in Ewigkeit besitzen wird.[1]

Ueber dies Alles meinen wir nicht eine vollständige Genauigkeit, noch eine volle Klarheit, noch eine vollständige Uebereinstimmung der christlichen Philosophen festzustellen. Man kann wol, wenn man will, in ihrer Sprache eine gewisse Unbestimmtheit des philosophischen Gedankens und noch mehr eine gewisse Unvollkommenheit der damals sich bildenden christlichen Sprache erkennen; man kann darin erkennen einen Einfluß, der durch die Nähe der profanen Philosophie ausgeübt wurde. Tatianos scheint dem M. Aurelius sich zu nähern! Wir werden sehen, wie M. Aurelius ausgeht (insofern dieser unbestimmte Geist auf etwas ausgehen kann) auf einen im Grunde jede Individualität, folglich jedes Bewußtsein, jede Freiheit und jede Tugend verneinenden Pantheismus. Tatianos dagegen, sowie die ganze christliche Philosophie, hält sowol die Persönlichkeit Gottes als auch die Persönlichkeit des Menschen für unwiderlegbar; er hält dadurch das Prinzip der wahren Frömmigkeit, die Gewißheit des zukünftigen Lebens, die Energie des menschlichen freien Willens und das Fundament der Tugend aufrecht. Vielleicht sogar waren diese Unvollkommenheiten des Gedankens und der Sprache, die in den christlichen Philosophen die Erinnerungen an die heidnischen Schulen, wo sie in ihrer Jugend studiert hatten, wach riefen, von Nutzen, weil, indem sie ohne Gefahr für die fundamentalen Wahrheiten Kirche und Schule einander näherten, den Uebergang von der Schule zur Kirche erleichterten. Sie redeten die Sprache der Heiden, um die Heiden zu

---

1) S. Tatian., 4, 12, 16.; Justin., Tryph., 4, 6 und das zweifelhafte Buch de Resurrectione, 10; Athenag., Legat., 24, 25, 27. — Irenaios unterscheidet auch corpora, animas et spiritus, II, 33. — Clem. Al. spricht ebenfalls von einem körperlichen Geiste (σωματικὸν πνεῦμα), der den Körper beseelt, und von einer körperlichen Seele, oder mit andern Worten von einem Theile der Seele, der die Vernunft fern ist. Str., VII, 6, 12. (p. 717—747. Paris.)

Der Ausdruck psychisch ist immer in einem schlechten Sinne von den christlichen Schriftstellern genommen. S. Tat., 15, 16. — Tertullianus, Montanist, wendet ihn auf die Katholiken an. Paulus hatte schon gesagt: Ein sinnlicher Mensch nimmt nicht an, was des Geistes Gottes ist (1. Kor., II, 14) und setzt dies Wort dem πνευματικός entgegen. Wäre ψυχή das, was Origenes den geistigen Körper nennt, unter dem die Seele nach dem Tode erscheint? C. Cels., II, 62.

bekehren. Und indem sie diese Sprache redeten, gelang es ihnen, in die Seelen die Idee von dem reinen Geiste, die heut den christlichen Geistern so vertraut ist, damals aber den Gewohnheiten, der Fassungskraft, und selbst den Idiomen so fremd war, eintreten zu lassen. Sie zogen sie hervor aus dem Unbestimmten und der unendlichen Diskordanz, worin sie diejenigen von den Philosophen, die etwas davon hatten erfassen können, versenkten. Wenn sie mit der heidnischen Philosophie stammelten, so geschah es, um sie reden zu lehren.

Kurz also, zwischen der heidnischen Philosophie und der christlichen Philosophie von damals fehlte es nicht an Berührungspunkten. Die eine hatte in gewisser Hinsicht den Weg zu der andern gebahnt; aber diese war bereit, auf eine vortreffliche Weise, wenn man gefolgt wäre, die Erziehung ihrer Vorgängerin zu bewirken.

Neuntes Kapitel.

Die Kirche und die Macht.

Wir wollen nun die Beziehungen der Kirche zur Macht betrachten. Auch hier wird Justinus noch unser Führer sein und uns den Typus der damaligen Christen zeigen.

Zu der Zeit, von der wir sprechen, erfreute sich das Christenthum eines relativen Friedens. Wie grausam Trajanus in gewissen Momenten seines Lebens auch gewesen sein mag, so scheint es doch, als ob er durch seinen Brief an Plinius die verfolgungssüchtige Tradition habe mehr einschränken, als weiter ausdehnen wollen. Hadrianus hatte in seinen bessern Tagen sich noch günstiger gezeigt, und man kann wol glauben, daß, wenn er fehlte, es entweder beim Antritt seiner Regierung und unter dem hinterlassenen Einflusse des Trajanus, oder gegen das Ende seines Lebens und während seiner langen und schrecklichen Todesangst war. Antoninus hatte gleicher Weise im Anfange seiner Regierung die Verfolgungen des Hadrianus können fortbestehen lassen; jedoch finden sich davon wenig Spuren, und die Regierung des Antoninus kann als eine von denjenigen angesehen werden, die am wenigsten Märtyrer hervorgebracht haben.

Ein Zeichen dieses Friedens, wie auch des Fortschrittes des Glaubens ist, daß man anfieng gegen das Christenthum andere Waffen, als die gemeine Verleumdung und die Verfolgung in Anwendung zu bringen. Die Gebildeten hatten lange Zeit Unkenntnis von dem Christenthum, dieser Religion der Plebejer und Ungebildeten, zur Schau getragen; sie wußten kaum, daß es existiere, sie hätten sich geschämt, davon Notiz zu nehmen; sie überließen es den kleinen Leuten, sich daran zu weiden und dem Präfekten von Rom, Ordnung zu schaffen, wenn er wollte. Ebenso wenig wie Plinius hatten sie sich an einer

christlichen Versammlung betheiligt, noch an dem Gerichte über einen Christen: diese Lehre und selbst diese Polizei war zu sehr unter ihrer Würde. Aber endlich kam die Zeit, wo es nicht mehr möglich war, unbekannt damit zu bleiben; das Christenthum breitete sich zu sehr aus, klopfte zu stark an ihre Pforte, drang zu sehr in ihre Häuser ein. Und es war ebenso wenig möglich, das Christenthum einzig und allein an den Henker zu verweisen; denn der Henker wußte nicht mehr, was er dabei thun sollte. Bei aller Philosophie mußte man sich schließlich dazu verstehen, mit diesen Leuten zu diskutieren. Der Epikureer Celsus, ein Zeitgenosse des Hadrianus, des Antoninus und vielleicht des M. Aurelius,[1] mußte die Bücher der Christen oder einige von diesen Büchern lesen und sich die Mühe geben, ihnen zu antworten. Sein Wort der Wahrheit (*Λόγος φιλαλήθης*) hätte der Katechismus des Antichristen heißen können; es ist die Schrift eines Menschen, der für sich und für die ganze Welt das Bedürfnis fühlt, die Verfolgung fortzusetzen, aber auch das Bedürfnis, dieselbe zu rechtfertigen; er greift das Christenthum auf das heftigste an, er greift es in allen angreifbaren Punkten an; er häuft Einwürfe auf Einwürfe; und wenn diese fehlen, greift er zu Sarkasmen; er hebt alle möglichen politischen, philosophischen, populären Schwächen und Vorurtheile hervor. Und doch läßt er die alten populären Beschuldigungen von Orgien, Kindermord, Weibergemeinschaft, Inzest, Anthropophagie bei Seite;[2] er hat wenigstens diese Gerechtigkeit und diese Scham. Etwas später zwar nimmt Fronto, der berühmte

---

1) Er hatte zur Zeit des Hadrianus gelebt. Orig., C. Cels., I, 8. Aber er hat nicht vor der Regierung des Antoninus schreiben können, weil er von den Marcioniten spricht, die erst unter diesem Fürsten sich zeigten, (ib., V, 62). Er war ein Epikureer (ib., I, 8), obgleich er sich oft auf Stellen des Platon beruft. Außer dem *Λόγος φιλαλήθης*, zitiert Origenes zwei Schriften von ihm oder von einem andern Celsus gegen die Christen (Id., IV, 36).

Sollte dieser Celsus derselbe sein, dem Lukianos seinen Pseudomantes gewidmet hat? Man kann es glauben, weil beide von Lukianos (ib. 21) und von Origenes (C. Cels., I, 68, IV, 36) als Autor eines Buches über die Magie bezeichnet werden.

2) Sie werden höchstens in einer zweifelhaften Stelle berührt, die vielmehr auf gewisse Häretiker als auf die Masse der Christen Anwendung findet, V, 63. Origenes spricht anderswo von diesen Verleumdungen, aber nicht nach Celsus, V, 27.

Rhetor, diese Verleumdungen, die Celsus mit Stillschweigen[1] übergangen hat, wieder auf; aber auch Fronto hat die Grausamkeiten seines kaiserlichen Zöglings Marcus Aurelius zu rechtfertigen. Unter Antoninus hatte das Christenthum wenigstens das gewonnen.

Aber Celsus richtet gegen das Christenthum einen andern Vorwurf, und was diesen Vorwurf motiviert, ist das, worin die Schönheit und die Größe des Christenthums besteht: nemlich seine Ansprüche auf eine ewige Wahrheit, ein allgemeines Gesetz, eine für Alle gegebene Lehre. Daß es je einen und denselben Gott, eine und dieselbe Lehre, eine und dieselbe Tugend für den Römer, wie für den Skythen, für den Reichen, wie für den Armen, für den Herrn, wie für den Sklaven, für den Klugen, wie für den Unwissenden, für den Philosophen auf seinem Lehrstuhl, wie für das alte Weib am Spinnrade geben könne, das erscheint dem Celsus als die lächerlichste und größte Narrheit.[2] Wie dem auch sei, die Zeit war gekommen, wo die Philosophen sich an dem Wortgefecht betheiligen mußten, und wo ihre dicken Bücher den Bleikeulen der Henker zu Hilfe kamen.

Da geschieht es, daß Justinus, um den Frieden der immerfort bedrohten Kirche zu sichern, um sowol die Anklagen des Volkes als auch die der Philosophen zugleich zurückzuweisen, um mit Gegnern zu diskutieren, die endlich diskutierten, das thut, was Aristeides und Quadratus gethan hatten. Er wendet sich an die Gerechtigkeit des Fürsten und legt an den Stufen des Thrones (um das Jahr 143?) folgende Apologie zu Gunsten der Christen, die älteste, die wir besitzen, nieder:

„An den Kaiser Titus Aelius Hadrianus Antoninus Pius Augustus, an Verissimus, seinen Sohn, den Philosophen" (es ist derjenige, den die Neuern Marcus Aurelius nennen) „und an Lucius" (Verus), „den Philosophen, den Sohn des" (Lucius Verus) „den Cäsar, Adoptivsohn des Pius, den Freund der Wissenschaft; an sie und den heiligen Senat und an das ganze römische Volk, zu Gunsten von ungerecht gehaßten und mishandelten Menschen jeder Nation, ich, einer von diesen Menschen, Justinus, Sohn des Priscus, Enkel des Bacchius, Bürger von Flavia Neapolis in dem palästinensischen Syrien habe diese Erklärung und Bitte geschrieben:

1) Minut. Fel., 9 (7), 31.
2) Orig., C. Cels., VIII, 72.

„Jeder wahrhaft fromme und philosophische Mensch muß, wie es die Vernunft erheischt, die alleinige Wahrheit in dem Grade ehren und lieben, daß er sich weigert, den Meinungen seiner Vorfahren sich anzuschließen, wenn sie irrig sind. Die Vernunft fordert nicht allein von dem Freunde der Wahrheit, sich von denen zu entfernen, die die Ungerechtigkeit ausüben oder bekennen, sie fordert von ihm auch um jeden Preis, auf Kosten seines Lebens und selbst wenn er mit dem Tode bedroht wird, die Gerechtigkeit zu üben und sie selbst zu bekennen. Ihr demnach, die man überall als Fromme, Philosophen, Hüter der Gerechtigkeit, Freunde der Wissenschaft bezeichnet; wenn ihr es wirklich seid, so könnt ihr es zeigen. Denn wir kommen zu euch mit dieser Schrift, nicht um euch zu schmeicheln und um eure Gunst zu gewinnen, sondern um euch zu bitten, nach einer aufmerksamen und ernsten Prüfung über uns zu richten. Wir bitten euch, ohne vorgefaßte Meinung, ohne Rücksicht auf die Abergläubigen, ohne unüberlegten Eifer, ohne alten und verleumderischen Gerüchten, die in euerem Geiste könnten haften geblieben sein, nachzugeben, euer Urtheil zu fällen, nicht über uns, sondern über euch selbst. Wir selbst halten fest, daß Niemand uns etwas Böses zufügen kann, er müßte uns denn eines Verbrechens überführen, oder uns bei einer Frevelthat betreffen. Ihr könnt uns tödten, aber ihr könnt uns nicht schaden.

Und wenn man diese meine Worte für verwegen hält, so fordere ich, daß man die den Christen vorgeworfenen Verbrechen untersucht; wenn sie erwiesen werden, daß man sie bestrafe, wie jedes andere würde bestraft werden. Aber nichts ist erwiesen, die gesunde Vernunft läßt nicht zu, daß man einzig und allein eines verleumderischen Gerüchtes wegen unschuldigen Menschen schadet, und sich selbst weit mehr, als ihnen, denn das heißt sich schaden, wenn man nicht nach Gerechtigkeit, sondern seinen Leidenschaften folgend ein Urtheil fällt. Es ist eine herrliche Stellung und die allein gerechte Stellung der Gesellschaften, wenn die Regierten die Unschuld ihrer Handlungen und ihrer Worte darthun können, und wenn die Regierenden dagegen ihr Urtheil sprechen, nicht gestützt auf eine tyrannische Gewalt, sondern inspiriert durch die Philosophie und die Pietät. Dann befinden sich Regierte und Regierende auf demselben Wege zum Guten. Denn ein Alter hat gesagt[1]: „Keine Gemeinde kann glücklich sein, wenn

---

1) Platon., de Rep., V.

nicht die Philosophie bei denen, die befehlen und bei denen, die gehorchen, vorhanden ist.“ Unsere Pflicht ist es also, Allen über unser Leben und unsere Lehre Rechenschaft zu geben, um nicht für die Fehler verantwortlich zu sein, die diejenigen, die uns nicht kennen, in ihrer Verblendung begehen. Eure Pflicht ist es, uns anzuhören, wie die Vernunft es fordert und als gerechte Richter ein Urtheil zu fällen. Wenn ihr, unterrichtet, wie ihr es sein sollt, nicht nach Gerechtigkeit handelt, so werdet ihr vor Gott ohne Entschuldigung sein.“

Darauf geht Justinus die lange Reihe der Vorwürfe, Einwendungen, Rechtfertigungen, Antworten durch. Dreist stellt er das Heidenthum als ein Werk des Dämon, das unnachsichtlich verdammt ist, hin, und ihm gegenüber das Christenthum, das auf Gefahr seines eignen Blutes ihn stets anklagen wird: „Ihr steht, spricht er zu den Heiden und den verfolgenden Fürsten, ihr steht unter der Herrschaft der bösen Dämonen; von diesen getrieben, richtet ihr nicht über uns, sondern verdammt uns. Die Dämonen regieren die Welt; sie regieren sie durch Korruption und Furcht, und Alles, was gegen uns geschieht, ist deren Werk ... Aber von euch, Fürsten und Freunde der Gottesfurcht und der Philosophie, erwarten wir nichts, das nicht gerecht wäre.

„Wenn ihr dennoch, wie es Sinnlosen begegnet, der Gewohnheit mehr als der Wahrheit folgtet, dann thut gegen uns Alles, was ihr thun könnt. Was ein Fürst, wenn er die Wahrheit dem Vorurtheil opfert, vermag, ist einzig und allein, was ein Räuber in der Einöde vermag, nichts weiter. Uebrigens werdet ihr nicht triumphieren (wörtlich: werdet ihr keine Libationen bringen). Dafür bürgt uns der erhabenste und gerechteste aller Fürsten, nach Gott seinem Vater, ich meine den Logos ... Alles, was wir sehen, ist von unserm Herrn, dem Sohne, dem Gesandten Gottes, des Vaters und höchsten Regierers, Jesus Christus, dessen Namen wir Christen führen, vorausgesagt worden; und indem wir sich erfüllen sehen, was er vorhergesagt hat, werden wir in unserm Glauben an das, was er gelehrt hat, bestärkt.“[1] ...

Justinus weiß sehr gut, daß das Schwert über ihm schwebt: „Man hat für diejenigen, die den Namen Christi lehren oder nur

1) Apol., I, 12.

bekennen, den Tod dekretiert. Diesen heiligen Namen nehmen wir darum nicht weniger an, wir lehren ihn nicht weniger an allen Orten. Wenn ihr unsere Worte als Feinde aufnehmt, so könnt ihr uns nichts Schlimmeres zufügen, als uns tödten, was uns keinen Schaden bringen wird; aber was euch und allen denen, die einem ungerechten Hasse nachgegeben, und darüber keine Reue empfunden haben, eine ewige Strafe durch das Feuer zuziehen wird."[1]

Man darf an der Derbheit dieser Sprache keinen Anstoß nehmen. Sie kann die Modernen in Staunen versetzen, und einer von diesen scheut sich nicht, sie als eine unverschämte zu bezeichnen. Ich begreife das Staunen dieses Modernen, weil er selbst den Justinus nicht versteht. Aber ich glaube, daß Antoninus selbst anders geurtheilt hat. Die Sprache der Christen war oft derb; wir haben schon den Beweis davon gehabt. Sie war derb, weil die damaligen Christen in einer von ekelhafter Schmeichelei angefüllten Sphäre lebten, in der der Mund ehrenhafter Menschen oft freimütige Worte aussprach, und selbst die Ohren der Mächtigen nicht immer verletzt wurden, wenn sie solche hörten. Ferner war die Sprache der Christen darum derb, weil ihre Handlungen milde waren; diese Leute, die so dreist sprachen, waren Leute, die zum Schwerte hätten greifen können und es zu führen verstanden, aber die sich die Hände binden und zum Tode führen ließen. Die Freimütigkeit in ihrer Rede war die Bewahrerin der Mäßigung in ihren Handlungen; sie stand ihr bei gegen Schwäche und Auflehnung. Die Märtyrer ließen sich um so leichter tödten, da nach ihnen ihre Worte lebendig bleiben mußten, und nicht in Vergessenheit geriethen.

Aber anderseits waren diese Freimütigkeit und diese Derbheit nicht ohne eine gewisse Klugheit. Justinus wußte, an welche Gefühle er appellieren und welches Echo er in dem kaiserlichen Herzen erwecken konnte. Er konnte vielleicht den Heiden, vielleicht selbst den Kaiser verletzen; aber er rechnete auf das Herz des Biedermannes, auf den Geist des Philosophen, auf die Vorsichtigkeit des Staatsmannes. Schließlich ist das Recht freimütig zu reden stets den Menschen sicher, denen man, wenn man sie tödtet, seine Achtung nicht versagen kann. Und das war seit Trajanus und Plinius bis auf Julianus der Fall bei den Christen. Man hörte nicht auf, gewaltthätig gegen sie ein-

1) 45, S. auch 17.

zuschreiten, und im Stillen, oft ganz öffentlich ließ man ihnen alle Achtung zukommen. Einem ehrenwerthen und wolwollenden Fürsten gegenüber, wie Antoninus es war, konnte man ohne Furcht den sonst wol beleidigenden Gegensatz zwischen dem Herzen, das achtet, und dem Arm, der straft, hervortreten lassen. Einem von Philisophen umgebenen Fürsten gegenüber, der sich seine Philosophie zur Ehre anrechnet, wie Antoninus es that, konnte man ohne Furcht die Berührungspunkte des Christenthums und der Philosophie hervorheben. Ich habe die Ideen der christlichen Apologisten über diesen Gegenstand schon dargelegt. Ihnen zufolge sind die Philosophen nur die Vorläufer und Vorbereiter des Christenthums gewesen, an derselben Quelle inspiriert, wiewol sie nur auf eine partielle, unvollkommene, widersprechende Weise daraus geschöpft haben. Die Christen sind vollständigere und konsequentere Philosophen, Philosophen, bereit für die Wahrheit zu sterben. Kann ein philosophischer Fürst ihr Feind sein?

Mußte nicht der Staatsmann wie der Philosoph diese Sprache des Apologisten verstehen: Ihr erschreckt über unsern Ehrgeiz; ihr hört, daß wir ein zukünftiges Königthum erwarten, und ihr glaubt, daß es sich um ein irdisches Königthum, nicht um das Reich Gottes handelt. Ihr habt Unrecht; seht ihr nicht, daß, wenn wir von euch gefragt werden, wir bekennen, daß wir Christen sind, obwol wir wissen, daß der Tod auf dieses Bekenntnis erfolgt? Bedenket doch! wenn wir ein irdisches Königthum erwarteten, würden wir uns dann nicht hüten, ein solches Bekenntnis abzulegen, das uns den Tod zuzieht? würden wir nicht unsern Glauben verhehlen und nicht versuchen zu leben, um einst Zeuge von diesem Königthume, das wir erwarten, zu sein? Wenn wir den Tod verachten, so geschieht das, weil wir nicht auf die Hoffnungen dieser Welt rechnen. Nein, wir haben keine revolutionären Gedanken. Gott allein anbetend, aber in allen andern Dingen glücklich, euch zu gehorchen, halten wir euch für die Könige und die Fürsten des Menschengeschlechts; wir entrichten euch den Tribut, wie uns unser Meister gelehrt hat; wir kämpfen in euern Heeren, wir beten für euch, für die Erhaltung eurer Macht, und daß euch die Weisheit mit der Macht gegeben werde.[1] Seid überzeugt, wir

1) Justin., Ap., I, 11, 12, 17. S. den Ausdruck derselben Idee, Tertull., Ap., 27, 28, 30, 32, 35, 37, 38; ad Scap., 2, 11; Ad Nat., 1, 4, 17; Athenag., Leg., 1; Orig. c. Cels., III, 15; VIII, 65; Tatian. ad

sind von allen Menschen die besten Helfer und die sichersten Mitarbeiter, die ihr für den öffentlichen Frieden haben könnt: denn wir lehren, daß weder der Uebelthäter, noch der Geizige, noch der Treulose, ebenso wenig wie der Gute den Augen Gottes sich entziehen können, und daß Alle der ewigen Strafe, oder dem ewigen Heile entgegengehen, wie ihre Handlungen es verdient haben. Wenn alle Menschen diese Wahrheit wüßten, so würde keiner dem Laster die kurzen Augenblicke seines Lebens hingeben, da er wol weiß, daß der Weg zum Laster der Weg zum ewigen Feuer ist; der Mensch würde mäßig und tugendhaft sein, um an dem Tage des Gerichtes Gottes der Strafe entrinnen und den Lohn erhalten zu können. Gebt Acht darauf, daß eure Gesetze und eure Strafen nicht alle Schuldigen zurückstoßen. Ihr seid Menschen; man kann euch teuschen und bei dieser Teuschung das Böse begehen. Aber wenn Alle begriffen, daß es unmöglich ist, Gott unsere Handlungen oder selbst unsere Gedanken zu verbergen, so würde die Furcht vor dem Zorne Gottes, das müßt ihr eingestehen, sie auf dem rechten Wege erhalten. Wahrhaftig, man sollte glauben, daß ihr den Augenblick fürchtet, wo, weil Alle ehrbar leben, ihr Niemanden mehr zu bestrafen hättet. Das wäre ein Henkerwunsch, nicht ein Wunsch weiser Kaiser. Das ist, ich bin überzeugt davon, der Wunsch und das unheilvolle Werk der verworfenen Dämonen, die sich von Menschen, die Feinde der Vernunft sind, Opfer und Weihrauch darbringen lassen. Aber von euch den Freunden der Philosophie und der Gottesfurcht erwarten wir nichts, woran die Vernunft Anstoß nehmen könnte.[1]

Dennoch blieb ein Einwand und eine Furcht. Könnte der gute Mensch, der Philosoph und der Fürst nicht durch die populären Verleumdungen, durch die man die christlichen Versammlungen brandmarken wollte, gehemmt werden? Gab es nicht unter den Christen auch Menschen, die sich durch die finstern Frevelthaten einiger Nächte für die heuchlerische Reinheit ihres ganzen Lebens entschädigten? Auf solche Verleumdungen antworteten die Apologisten gewöhnlich durch die Abwesenheit oder die Schwäche der Beweise, durch die notorische Unsträflichkeit des Lebens und der christlichen Lehre. Blutschänder!

Graec., 4; Theophil. ad Autol., I, 11; Ep. ad Diogn., 5; Dionys. Alex., ap. Euseb., H. e., VIII, 11.

1) Apol., I, 12.

Jeder weiß, daß die Christen in ehelicher Sittenreinheit leben, manche sogar in absoluter Enthaltsamkeit. Kindermörder! sie, die es nicht einmal für erlaubt halten, was sonst jeder thut, das Kind, das eben geboren ist, auszusetzen, oder das Leben des noch nicht gebornen Kindes zu zerstören. Anthropophagen! sie, die man vielmehr den Tod erleiden sieht, als daß sie sich von dem Blute der Thiere nähren.[1]

Dennoch setzte das Heidenthum seine Verleumdungen fort. Das Geheimnis, das die Christen über einen Theil ihrer Lehren und Akte bewahrten, unterstützte gewissermaßen solche Gerüchte. Die nächtlichen und geheimen Versammlungen, von denen die Apologisten selbst nur mit Vorsicht sprechen, die mysteriöse Speise, die man dort empfieng, das hingeschlachtete Opfer, das Fleisch und Blut, was man genoß, und das wol ein Menschenfleisch und Menschenblut war, was war das Alles? Das hierüber erzwungene Schweigen des Christen und die beharrliche Verleumdung, die die Folge davon war, das war für die Gläubigen von allen irdischen Leiden das empfindlichste. Die unter den Martern sterbenden Märtyrer protestierten durch den Ausruf allein: „Wir sind Christen, und es geschieht bei uns nichts Böses."[2] Ich habe schon früher[3] auf den jungen Christen von Alexandrien hingewiesen, der, um die Verleumdung zu widerlegen, ein verzweifeltes Mittel versuchte, um die Unschuld Aller zu beweisen, indem er das Verbrechen als ein ihm unmögliches darstellte.

Auch Justinus trat hier aus der christlichen Disziplin heraus, aber mit einer verständigeren Kühnheit. Er glaubte, daß das Gesetz über das Geheimnis dem Interesse der Vertheidigung weichen müsse; und autorisiert vielleicht von den Häuptern der Kirche, trug er kein Bedenken, vor dem Kaiser den Schleier, der die christlichen Mysterien verhüllte, aufzuheben. In jenem Jahrhundert, wo die Oeffentlichkeit so fern war von dem, was sie heut zu Tage ist, konnte er es thun, und er that es, ohne daß das vor dem Fürsten aufgedeckte Geheimnis weniger vor der übrigen Welt und von den übrigen christlichen Kirchen bewahrt worden wäre. In unserer Zeit, wo die Universalität des Christenthums jeden Schatten von Geheimnis entfernt hat,

1) Blandin zu Lyon.
2) S. oben drittes Kap.
3) Thl. I, S. 36 u. Justin. Apol., I, 29.

sind wir im Stande, die wahrheitliebende Freimütigkeit des Justinus recht zu würdigen; und in dieser in jener Zeit einzig da stehenden Offenbarung haben wir einen Beweis mehr, daß der höchste Akt des christlichen Kults von der katholischen Kirche des zweiten Jahrhunderts ebenso begriffen wurde, wie er von der katholischen Kirche des neunzehnten Jahrhunderts aufgefaßt wird.

„Auf welche Weise, sagt er, wir durch Christus zu einem neuen Leben geführt worden sind, und uns Gott geweiht haben, wollen wir euch sagen; wenn wir hierüber schwiegen, würde man uns der Ungenauigkeit in unserer Darlegung mit Recht anklagen."[1] Und darauf, nachdem er eine Schilderung von der Taufe und den Zärimonien der christlichen Versammlung gegeben und gesagt hat, wie das Brot und der Wein von dem Priester geweiht und von den Diakonen vertheilt werden, setzt er hinzu: „Und das ist die Speise, die man unter uns Danksagung (Eucharistie) nennt, an der Niemand Theil haben kann, wenn er nicht an die Wahrheit unserer Lehren glaubt, wenn er nicht durch das heilige Bad und die Wiedergeburt seiner Seele die Vergebung seiner Sünden erhalten hat, kurz wenn er nicht lebt, wie Christus uns gelehrt hat zu leben. Denn wir empfangen diese Speise nicht wie ein gewöhnliches Brot und einen gewöhnlichen Trank; sondern, ebenso wie Jesus Christus unser Heiland, durch Gottes Gnade Fleisch geworden, Fleisch und Blut zu unserm Heil angenommen hat; eben so auch ist uns gelehrt worden, daß diese Speise, über die ein Dankgebet mit den eignen Worten Christi ausgesprochen ist, und die, sich verwandelnd in unsern Adern, unser Fleisch und Blut nährt, das Fleisch und Blut selbst des Fleisch gewordenen Jesus ist. Die Apostel sagen in unsern Aufzeichnungen, die man Evangelien nennt, daß Jesus ihnen anbefohlen hat so zu handeln, daß, indem er das Brot nahm, er dankte und sagte: „Das thut zu meinem Gedächtnis, das ist mein Leib;" daß, indem er gleicher Weise den Becher nahm und dankte, er gesagt hat: „das ist mein Blut," und es ihnen allein gegeben hat."[2]

Das ist die Apologie des Justinus. Es ist weniger eine Rede, als eine Handlung. Es sind beredtere und ergreifendere, noch andere methodischere und tiefere Apologien vorhanden, aber keine ist so

---

1) Just., Apol., 29.
2) Ibid., 61, 65, 66.

freimütig. Durch den Mund des Justinus will das halb verfolgte, halb geduldete Christenthum aus dieser unentschiedenen Stellung heraustreten, es bietet sich dem Schwerte dar, wenn man es nicht gutheißt, es fordert die Freiheit, wenn man es billigt. Er verheimlicht keine Wahrheit, selbst nicht die härtesten; er verschweigt kein Geheimnis, selbst nicht das heiligste. Er will sich nicht verbergen, noch sich unter einer andern Gestalt darstellen lassen. Er ist bereit zu sterben, wenn er nur sich manifestiert hat: „Wenn dies Alles euch wahr und vernünftig scheint, dann achtet es (das sind des Justinus letzte Worte); wenn dies Alles euch kindisch scheint, dann lasset es bei Seite als etwas Kindisches. Verdammet nicht Unschuldige zum Tode, als wenn es Feinde wären. Wenn ihr bei der Ungerechtigkeit beharret, dann werdet ihr, wir sagen es euch vorher, dem Gerichte Gottes nicht entrinnen. Unser letztes Wort wird sein: „Es geschehe, wie Gott will.“ Justinus ist bereit, den Märtyrertod zu erleiden, sein Gewissen sagt ihm, daß er die Wahrheit spricht.

Der Kaiser soll nur unterrichtet werden. Was ihm Justinus sagt, heißt in unserer Sprache: „Du hast um dich Millionen von Menschen, die dir Weihrauch streuen, aber die dich verwünschen, die bei dem Glücke des Kaisers schwören, aber die gegen das Glück des Kaisers sich verschwören, oder die wenigstens sich hüten, es zu fördern, die laut rufen: Juppiter möge von unsern Jahren dir welche hinzufügen,[1] aber die überzeugt sind, daß Juppiter nicht auf sie hört, und die ganz gegen diese offiziellen Wünsche bereit sind, dich zu tödten, oder dich tödten zu lassen. Solche Menschen gibt es in dei-

---

1) „De nostris annis tibi Juppiter augeat annos;“ Tertull., Apol., 35. Ueber das Folgende siehe die Zitationen auf S. 397.

Ueber die öffentlichen Gebete für die Kaiser in den Kirchen Justin., Apol., I, 17, 61; Tertull., Apol., 39; Athenagor., Leg. 37; Theophil. ad Autol., II, 16; Cyprian., ad Demetriad.

Ueber die Entrichtung des Tributs von den Christen Justin., Apol., I, 17; Tatian., 4; Tertull., ad Scap., 11, ad Nat., 1, 4; Apol., 30, 37.

Ueber die Nichttheilnahme der Christen an den öffentlichen Bewegungen Tertull., ad Scap., 11 u. Apol., 35; Orig., C. Cels., III, 15.

Gegen die Häretiker, die sagen, daß die zeitliche Macht das Werk der Dämonen ist, Iren. V.

Ueber die den Fürsten erwiesenen Ehren Dionys. Alex. bei Euseb., H. e., VII, 11; Athenag., Leg., 1; Theophil., I, 11; Tertull., Apol., 27, 30, 35, ad Nat., I, 17; ad Scap., 2.

ner Hauptstadt, in deinen Lagern, in deinem Palaste: und Alles an ihnen, selbst ihre Schmeicheleien und ihre Huldigungen, geht darauf hinaus, das Reine, Erhabene, Edele, Philosophische, Anständige in dir zu beleidigen. Um ihre bösen Leidenschaften zu zügeln und aus dieser Gesellschaft eine nur einigermaßen erträgliche zu machen, fehlt es dir jetzt an dem, worin die Kraft der ehemaligen Gesellschaften bestand, an dem Bande des Patriotismus; denn aller Patriotismus ist vom römischen Reiche verschlungen, dagegen ist das römische Reich zu groß, als daß der römische Patriotismus mächtig sein kann. Du hast also nur die Gewalt, die Furcht, die Soldaten und deine Henker. Damit gelingt es dir wol oder übel, die gemeinen Verbrecher zur Ruhe zu bringen; aber was machst du gegen die vornehmeren Verbrecher? Du versuchst, sie mit alten purpurverbrämten, prätorianischen oder konsularischen Gewändern, worauf Niemand mehr etwas gibt, zu erfreuen; du kannst ihnen Geld hinwerfen, uns zwar nicht viel, denn du hast zu wenig, um allen zu geben. Aber da am letzten Ende es in der Welt nur eine mächtige, glänzende, selbst freie Stellung gibt, nemlich die des Kaisers, so kannst du nicht bewirken, daß viele Leute nicht wünschen Kaiser zu sein, und um es zu werden, dich zu stürzen. Und endlich, um mit diesen Millionen verdorbener Menschen, denen etwas Anders als die Gewalt entgegenzusetzen widersinnig wäre, in Frieden zu leben, siehst du dich genöthigt, kläglichem, unehrenhaftem, schmutzigem und schimpflichem Aberglauben in ihnen, an den du nicht glaubst, zu schmeicheln, und im Innern der Seele erröthend, erbärmliche kleine Götter zu verehren, zu denen Euhemeros und so viele Andere dich hingeführt haben.

„Das Alles wäre noch nichts, wenn du nicht, um gegen Millionen von Menschen, die du verachtest, dich gefällig zu erweisen, andere Millionen von Menschen, die du zu achten gezwungen bist, die wenigstens übereinstimmen mit deinen edeln Neigungen und deinen erhabenen, eines biedern, weisen, philosophischen Geistes würdigen Ideen, verfolgtest. Diese schmeicheln dir freilich nicht, nennen dich nicht den anbetungswürdigen, ewigen, unüberwindlichen Gott. Sie loben an dir nur deine Tugenden, nennen dich weise, einen guten, frommen, philosophischen Menschen, weil du es bist; weiter nichts. Diese Menschen verlangen von dir weder purpurverbrämte Gewänder, noch Geld; sie sind von keinem irdischen Ehrgeiz erfüllt; sie wollen am wenigsten Kaiser sein; sie verschwören sich weder gegen deine Herrschaft,

noch gegen dein Leben; ohne Murren erfüllen sie ihre gesellschaftlichen Pflichten, sie beanspruchen keine lukrativen oder Ehre bringenden Funktionen, ein doppelter Gewinn für dich. Sie machen weder deinen Richtern, noch deinen Soldaten durch ihre Uebelthaten etwas zu schaffen. Diese Menschen sagen dir, daß sie dir treu und ergeben sind, in allen Dingen gehorsam, daß du für sie der Diener und Gesandte ihres Gottes bist; und du darfst ihnen glauben, denn es sind Leute, die jeden Tag sich eher tödten lassen, als daß sie lügen. Uebrigens kannst du ihnen aus einem noch andern Grunde Glauben schenken; nemlich obwol von dir geächtet, gequält, verfolgt, hat sich doch noch keiner von ihnen gegen dich empört; und wenn sie in ihrem Ungehorsam so weit gegangen sind, daß sie deinen Göttern nicht Weihrauch gestreut haben, so haben sie doch noch keinem von deinen Liktoren das Gewand zerrissen. Es sind also biedere Unterthanen, Leute, über die du eine der Welt bis jetzt noch unbekannte Autorität hast, Leute, die dir gehorchen nicht aus Furcht, auch nicht allein aus Liebe, noch aus einem enthusiastischen Patriotismus, den das römische Reich nicht gestattet, sondern der Stimme ihres Gewissens folgend. Unter ihnen gibt es Leute, die, wenn sie keinen andern Herrn als dich hätten, viel Böses thun würden, selbst dir; aber weil sie einen andern Herrn über dir haben, so fügen sie Niemandem, selbst dir nicht, Böses zu. Welcher Nachtheil entsteht daraus, wenn diese Lehre sich weiter ausbreitet, wenn du weniger Bewerber um Stellen, weniger Kronprätendenten, weniger Geldgierige, weniger Banditen aller Art, mehr treue Unterthanen, mehr gute Soldaten, mehr ehrliche Leute hast, und wenn du die Welt regierst auf diese neue Weise, um die dich Cäsar und Augustus so sehr beneidet haben würden, nach deinem Gewissen? Allerdings würde deine Macht in gewisser Hinsicht beschränkter sein, denn diese Leute haben eins oder zwei Dinge, die sie dir verweigern; aber sie würde anderseits auf eine andere Weise befestigt sein, weil sie auf der Treue von Menschen beruhen würde, die für ihren Glauben in den Tod gehen.[1] Was verlangen also diese Menschen von dir? Nur Eines: zu leben, und diese ihre Forderung ist nicht groß; denn sie haben größern Gewinn, wenn sie sterben. Aber im Interesse deiner Sicherheit, deines Friedens, deiner Ehre, deiner Tugend, deines Gewissens, deiner

1) S. Döllinger Christenthum und Kirche III, 14, § 140, 141.

Seligkeit glauben sie, daß du besser thun würdest, wenn du sie leben ließest. Was meinst du dazu?"

Was meinte Antoninus dazu? Antoninus war Kaiser, folglich Pontifex maximus, das heißt oberster Hüter des Rituals, das die ganze Religion von Rom war. Er scheint selbst sich bemüht zu haben, dies Pontifikat, worüber im Innern zu spotten ihm frei stand, ernst zu nehmen. Man rühmt an ihm, daß er dem fremden Aberglauben entsagt und das heidnische Zärimonial, von dem er sich nicht frei machen konnte, mit Ernst beobachtet habe. Man verglich ihn mit Numa, dem friedlichen und religiösen Fürsten. Er war, soweit man es damals sein konnte, ein Römer, der die Traditionen und die heiligen Gebräuche festhielt, und an diesen Römer, an diesen Pontifex richtete Justinus im Namen der Christen seine kühne Interpellation.

Aber Antoninus war ein Mensch von Verstand, er wußte sehr wol, daß er in der Welt andere Feinde, als die Christen habe; und diese Feinde waren nicht allein die Ehrgeizigen, die Verschwörer und die Banditen, es waren es auch die Ideen, die Riten, die Adepten des Orients, die einen großen Einfluß hatten und gefährlich waren. Antoninus kannte diese Gefahr, und gerade sein Eifer für die römischen Zärimonien ist ein Beweis von seiner Furcht. Aber was fü eine schwache Stütze waren diese römischen Zärimonien! Begriff Antoninus den Werth einer Macht, wie die Kirche, die mit Energie gegen die hinreißende orientalische Gewalt ankämpfte, die so zu sagen das Gegentheil davon war, die sie in ihrem eignen Schoße unter der Gestalt der Häresie und nach außen unter der Gestalt der Idolatrie bekämpfte? Hatte Antoninus diese Macht nahe genug vor Augen, um sie recht erkennen zu können? Begriff er, daß eine solche Bundesgenossin es verdiente, sie wenigstens schonend zu behandeln, daß man diese Religion des Geistes müsse aufrecht erhalten, und wäre es nur, um die entwürdigenden Religionen der Materie zu bekämpfen? Was man als gewiß annehmen kann, ist, daß man auf Justinus hörte. Der Apologist wurde nach solchen Worten nicht allein nicht am Leben gestraft, was unter Trajanus vielleicht der Fall würde gewesen sein; sondern man kann vermuten, daß er bei Antoninus seinen Zweck erreichte, wie Aristeides den seinigen bei Hadrianus erreicht hatte.

Denn folgendes ist das Reskript, das uns erhalten worden ist:

„Der Kaiser Cäsar Titus Aelianus Hadrianus Antoninus Pius, Pontifex maximus, zum funfzehnten Male (152) mit der tribunizischen

Gewalt bekleidet, dreimal“ (oder vielmehr viermal) „Konsul, an die Gemeinde von Asien, (die Gemeinschaft der Städte Asiens, die stets so gereizt gegen die Christen waren) „seinen Gruß[1]:

Wie mir scheint, war es Sache der Götter, darauf zu achten, daß Menschen, wie Du sie angibst, nicht unbestraft blieben; es ist Sache der Götter, diejenigen, die sie nicht anbeten wollen, zu strafen. Diesen Menschen thust du Unrecht, du beschuldigst ihre Lehre des Atheismus; du wirfst ihnen noch Anderes vor, was wir nicht annehmen können. Ihrer Ansicht nach gilt ihnen der Tod in Folge deiner Anklagen, und das Sterben für ihren Gott mehr, als das Leben: sie also siegen, wenn sie ihr Leben zum Opfer bringen, um nicht deinem Befehle zu gehorchen. Und was das Erdbeben betrifft, das Statt gefunden hat, und das in deinem Vaterlande immer wiederkehrt, so kommt es dir nicht zu, uns darauf hinzuweisen. Du, der du dich bei dem Anblick dieses Unglücks niederschlagen lässest, vergleiche doch deine Stellung mit der von den Menschen, die du anklagst! Ihr Vertrauen auf Gott ist weit größer, wie das deinige! Du vergissest, wie es scheint, in einem solchen Unglück die Götter; du vernachlässigst ihre Tempel; und du zeigst keinen größern Eifer für die Verehrung Gottes, weil du diejenigen hassest, die ihn anbeten, und sie bis in den Tod verfolgst. Schon mehrere Statthalter der Provinz hatten an meinen göttlichen Vater (Hadrianus) geschrieben in Betreff dieser Menschen, und er hat ihnen geantwortet, sich keine Sorge darum zu machen, sie müßten denn etwa der Verschwörung gegen die römische Herrschaft für schuldig befunden werden. Auch ich, an den sich viele Statthalter in dieser Hinsicht gewendet haben,

---

1) Wir besitzen von diesem Reskript einen doppelten Text, den einen in Eusebios (Hist. eccl., IV, 13), den andern, der durch einen Abschreiber der ersten Apologie des Justinus zugefügt worden ist. Zwischen diesen beiden Texten bestehen ziemlich bedeutende Varianten. Vor Allem ist die Aufschrift verschieden. Die bei Eusebios legt, gegen die Ansicht des Eusebios selbst, den Brief dem Marcus Aurelius bei, und der Text des Justinus enthält offenbar ungenaue chronologische Angaben (*Δημαρχικῆς ἐξουσίας ιδ', πατὴρ πατρίδος τὸ κά*). Die Korrektur, der wir folgen, ist durch den Sinn und die Chronologie angegeben.

Was den Brief selbst betrifft, so scheint uns der Text des Eusebios im Allgemeinen den Vorzug zu verdienen. Diese Varianten übrigens sind vielmehr eine Vermutung zu Gunsten der Authentizität des Briefes. Zonaras und Nikephoros schreiben ihn dem Antoninus zu (III, 28).

habe ihnen in demselben Sinne wie mein Vater geantwortet. Wenn also wieder eine Anklage gegen einen dieser Menschen wegen der Sekte, zu der er gehört, erhoben wird, so soll, selbst in dem Falle, daß die Thatsache festgestellt würde, keine gerichtliche Untersuchung gegen ihn angestellt, und sein Ankläger bestraft werden."

Dieser Brief, wie man aus dem Texte selbst ersieht, ist nicht ein Befehl, der für einen einzelnen Fall und für eine einzige Provinz gegeben ist; wir wissen aus späteren Dokumenten, daß solche Schreiben nach Larissa, Thessalonike, Athen, nach allen Ländern griechischer Zunge entsendet wurden, in denen damals die meisten christlichen Kirchen waren.[1] Es war also ein allgemeines, dauerndes, überlegtes, vollständigeres Toleranzedikt, als es bis dahin eines gegeben hatte. Trajanus hatte höchstens gesucht, die Anzahl der Verfolgungen zu vermindern und vermieden, die Initiative zu ergreifen. Hadrianus hatte damit begonnen, daß er die Leidenschaft der Delatoren zügelte und mit dem bloßen Namen Christ die Vorstellung von einem Verbrechen verband; aber er autorisierte noch die Delatoren, gegen die Christen aufzutreten und die vermeintlichen Schandthaten derselben zu bezeugen; er ließ vielen scheinbaren und leidenschaftlichen Denunziationen eine Thür offen. Hier dagegen wird das Christenthum gerechtfertigt und in Schutz genommen; die Ankläger werden getadelt, gedemütigt, ja selbst verspottet. Zwischen einem solchen Akte und der authentischsten und formellsten Toleranzerklärung war nur ein Schritt.

Ich möchte wol glauben, daß dieser Akt speziell durch die Apologie des Justinus herbeigeführt ist. Die Ironie, mit der der Kaiser von der Ohnmacht der Götter sich zu rächen spricht, das Zeugnis, was von der unbesiegbaren Standhaftigkeit der Christen abgelegt wird und von dem Gewinn für sie zu sterben, ihr Mut und ihr Vertrauen zu Gott, der in Vergleich gestellt wird mit der Kleinmütigkeit und dem gereizten Zustande der Götzendiener, ihr Glaube an den Herrn, gegenübergestellt der Verachtung der Heiden für ihre eigenen Idole, der Gegensatz von Gott und den Göttern, das Christenthum indirekt

1) S. Melito bei Euseb. H. e., IV, 14, 25. Justinus in seinem Zwiegespräch mit Trypho, das später als diese Apologie ist, sagt zu den Juden: „Ihr könnt uns jetzt nicht mishandeln, weil diejenigen, die gebieten, euch daran hindern. Wenn ihr es gekonnt habt, habt ihr es jedes Mal gethan." Tryph. 16. Ueber die Zeit dieses Dialogs s. c. 120.

rein gewaschen von den Verleumdungen, die gegen dasselbe vorgebracht werden; Alles das scheint von einem Menschen ausgegangen zu sein, den der Apologist durch seinen Verstand erleuchtet und durch seinen Mut befriedigt hat. Nur Eines gibt der Apologist dem Justinus nicht zu.[1] „Wir fordern nicht, hatte der Apologist gesagt, daß unsere Ankläger bestraft werden; ihre Verkehrtheit und ihre Unkenntnis des Guten ist ihnen Strafe genug." Dies versteht der Kaiser nicht so, und will eine Strafe für den Angeber.

Die christliche Apologetik konnte also eine Genugthuung erhalten. Es gelang ihr, in die kaiserlichen Archive den Keim zu einer den Christen günstigen Tradition zu legen und den zukünftigen Apologisten Präzedenzfälle von Toleranz und Freiheit zu verschaffen. Quadratus und Aristeides hatten sich dem Hadrianus gegenüber auf den Brief des Trajanus stützen können, der schon den Beweis von einem gewissen Widerwillen gegen die Verfolgung lieferte. Justinus hatte sich, dem Antoninus gegenüber, auf das Reskript des Hadrianus gestützt. Melito durfte sich dem Marcus Aurelius gegenüber auf die Briefe des Antoninus stützen. Freilich war der Friede der Kirche noch nicht vollständig; denn die kaiserliche Macht, stärker für das Böse, als für das Gute, scheinbar größer, als sie wirklich war, imponierte nicht immer den Launen der Statthalter und besonders den Leidenschaften der Menge. Aber doch ist die Anzahl der Märtyrer unter der Regierung des Antoninus bedeutend geringer.[2] Selbst in Rom, im Ange-

---

1) Apol. I, 7. Zonaras bezeichnet deutlich das Toleranzedikt des Antoninus als die durch die Apologie des Justinus hervorgebrachte Wirkung.

2) Man führt an unter Antoninus St. Julianus, Märtyrer zu Sora, 27. Jan. St. Lazarus, Diakon zu Tergeste (Triest) 12. April (151?).

Die sechszehn Märtyrer von Boppart, gefunden 1820 mit einer Inschrift, die angibt, daß sie im Jahre 142 gemartert seien. (Man hat die Inschrift nicht aufbewahrt, und deshalb weiß man nicht, auf welche Weise das Datum von 142 bestimmt war. S. die Bollandisten, 23. August.

St. Telesphoros, Pabst, dessen Märtyrertod von Irenaios bezeugt, und dessen Tod von Eusebius in das Jahr 139 (2. Jan.) gesetzt wird.

Sulpicius Severus sagt: Post Hadrianum Antonino Pio imperante, pax Ecclesiis fuit. Hist. Eccl., II, 46.

St. Hyginus, Pabst, Märtyrer zu Rom im Jahre 142 (10. Januar).

St. Pius, Pabst, Märtyrer zu Rom im Jahre 157 (11. Juli).

St. Marcus und St. Timotheus, Märtyrer zu Rom d. 24. März. (S. dieselben Briefe des Pabstes Pius an den Bischof Justus.

sichte des Kapitols und des Senats, in jenem Rom, das keine Briefe ähnlich dem, der oben mitgetheilt ist, erhielt, und das vielleicht in Zorn gerathen wäre, wenn es dergleichen empfangen hätte, sehen wir dennoch die Kirche sich ziemlich frei bewegen; sie tritt Erbschaften an, sie verwandelt Paläste in Gebethäuser, sie versammelt periodisch ihre Gläubigen und versammelt sie in großer Anzahl.[1] Tertullianus, Eusebius, St. Augustinus, Sulpicius Severus, Alle streichen den Namen des Antoninus aus der Liste der Verfolger, und man kann annehmen, daß mit Ausnahme des Alexander Severus, der weit später ist, kein heidnischer Fürst das Christenthum so gut begriffen, oder wenigstens so wenig gestört hat.

Fassen wir das Gesagte kurz zusammen, so scheint es uns, als ob zu der Zeit, von der wir hier sprechen, die christliche Kirche und die römische Gesellschaft weniger von einander entfernt waren, als zu andern Zeiten. Die Ruhe des Reiches seit Domitianus, der relative Frieden in den Seelen, das Licht in der Erkenntnis dienten der Sache des Glaubens. Obwol die Philosophie noch ganz den Werth des Christenthums verkannte, so wandte sie sich doch mehr und mehr dem Dogma von der göttlichen Einheit, der Kritik der götzendienerischen Kulte, einer Menge von Vorstellungen, die denen der Christen analog waren, zu. Die Fürsten Nerva, Trajanus, Hadrianus, Antoninus hatten, ohne ganz dem Vorwurfe der Verfolgung zu entgehen, den christlichen Apologien allmählich ihr Ohr geliehen; jeder von ihnen

---

Ich führe hier nur die Märtyrer an, deren Verhandlungen die Bezeichnung sub Antonino Pio führen. Diejenigen, die blos die Bezeichnung sub Antonino führen, können eben so gut unter die Regierung des Marcus Aurelius, Caracalla oder mehrerer anderer Kaiser gesetzt werden. So ist es mit der auf dem Kirchhofe des Calixtus gefundenen Inschrift des Märtyrers Alexander, die jetzt als unecht gilt. (S. Aringhi, III, 22; Kardinal Maï, Scriptor. vet., t. V, p. 361.)

„Alle sind einig, sagt Xiphilinus, der Ergänzer des schon verloren gegangenen Dio Cassius, daß Antonius ein rechtlicher und guter Mensch war, sanft gegen alle seine Unterthanen und keineswegs feindlich gesinnt gegen die Christen. Er steigerte noch die Gunst, die Hadrianus ihnen erwiesen hatte. Xiphilinus erinnert hier an den von Eusebius überlieferten Brief des Hadrianus. Xiphil., ex Dione, LXX, 3.

1) S. die Akten der Praxeda und der Pudentienna, Bolland. 19. Mai, und den zweiten Brief (authentischen?) des Pabstes Pius I. an den Bischof Justus.

hatte einen Schritt weiter gethan zu einem toleranteren Regimente, hatte die zukünftigen Apologisten ermutigt; und Dank einer Reihe von Apologisten, die einer Reihe von gutgesinnten Fürsten entsprechen, war man bis zu jenem Edikte des Antoninus angelangt, was an eine vollständige Freiheit grenzte.

Endlich ließen die Völker selbst, wenn ich mich nicht teusche, durch einen etwas höheren Grad von Gerechtigkeit, Billigkeit, Humanität, durch eine größere Achtung vor der Freiheit des Menschen und durch das Bedürfnis, das man nach dieser Freiheit hatte, durch eine Regung, (wie soll ich sagen?) durch eine Art von Bemühung der Gesellschaft, die an das Schmerzenslager der antiken Zivilisation gefesselt war, um eine erträglichere und etwas würdigere Lage zu gewinnen, ich sage, die Völker selbst ließen bis zu einem gewissen Punkte den enormen Abstand, der die Welt von Rom von der Welt der Kirche trennte, geringer werden. Eine merkwürdige Schrift, die mit großer Wahrscheinlichkeit in die ersten Jahre des Marcus Aurelius gesetzt wird, bezeugt bei den Heiden eine gewisse Tendenz, sich mit den Christen auszusöhnen. Es gibt, wie der heidnische Verfasser dieser Schrift sagt, überspannte Christen (die Montanisten vielleicht), die sich an dem öffentlichen Unglück erfreuen. Aber es gibt auch Christen von besserer Gesinnung, Freunde der öffentlichen Sache, und die sich an ihren Triumphen erfreuen. Der Verfasser stellt sich diesen letztern gegenüber, und in dem Zwiegespräch, das sich zwischen ihnen erhebt, fehlt es der Sprache der Christen weder an Kraft, noch an Erhabenheit, noch an Reminiszenzen aus den heiligen Schriften, noch an Freimütigkeit, sich über die Götter lustig zu machen, ohne daß der Heide sich die Mühe nimmt, dieselben zu vertheidigen. Und am Ende des Dialogs, um gleichsam die Ausgleichung zwischen sich zu besiegeln und gemeinschaftlich für die Triumphe des Vaterlandes zu danken, finden sie, indem sie einen Gott suchen, der gemeinsam ihre Gebete und ihre Eide annehmen kann, den Unbekannten von Athen, dem des Theseus Stadt Altäre errichtet, und in dem St. Paulus den wahren Gott erkannt hat. Sie vereinigen ihre Hände vor ihm, dem Vaterlande Glück wünschend, Verderben den falschen Propheten.[1]

---

1) Ich meine hier den Dialog Philopatris, der fälschlich dem Lukianos beigelegt wird. Ich muß erklären, daß die Zeit, in die dieser Dialog gesetzt wird, sehr ungewiß ist. Nach dem, was über die Erfolge der Römer

Das konnten die Ansichten gewisser Leute sein. Und anderseits haben wir gesehen, wie Justinus, der Christ und Philosoph, freudig die Philosophie und die Tugend in einem heidnischen Fürsten begrüßt. Die christlichen Schriftsteller, insonderheit die des Occidents, sind im Allgemeinen keine Feinde Roms.[1] Tertullianus selbst, der heftigste unter allen, betet für das Reich, betet für die Kaiser, betet für Rom und für die Dauer der römischen Welt. Er und Andere, eingenommen von dem Prestige des Namens des großen Roms, die Dauer der Welt an Rom's Dauer knüpfend, haben keinen Begriff von dem Menschengeschlechte ohne dies Reich und ohne diese Hauptstadt. Sie tragen kein Bedenken, die Macht selbst, die sie verfolgt, auf Gott zurückzuführen: „Der Kaiser, sagen sie zu den Heiden, ist vielmehr der unsrige, als der eurige; denn von unserm Gotte hat er seine Macht." Die mit der christlichen Wahrheit versöhnte Philosophie wäre das Ideal des Justinus und der hellenischen Christen. Das mit der Kirche versöhnte Reich wäre das Ideal des Tertullianus und der occidentalischen Christen.

War nicht in der That eine Verwandtschaft zwischen dem römischen Reiche und der christlichen Kirche? Der römische Geist in seiner alten Tradition und der christliche Geist in seiner ewigen Wahrheit berührten sich durch den nüchternen, ernsten, praktischen, moralischen Charakter, der beiden die Träumereien des Orients so antipathisch

---

im Orient gesagt ist, müßte man ihn in die Zeit des Trajanus, oder des Marcus Aurelius, oder des Septimius Severus, oder des Julianus setzen. Einige Ausdrücke, die der Zeit des byzantinischen Kaiserthums anzugehören scheinen, möchten dazu führen, ihn in die Zeit des Julianus zu setzen, in eine Zeit, wo man erkannt, daß in der That die Idee von einer Transaktion und einer gegenseitigen Toleranz zwischen den beiden Religionen leicht in gewissen Geistern Wurzel fassen könnte. Aber die Erfolge des Julianus in Asien sind unbedeutend und von sehr kurzer Dauer gewesen, um die triumphierende Botschaft, womit der Dialog schließt, zu motivieren. Wie dem auch sei, nur durch seltsame vorgefaßte Meinung vielleicht hat man in diesem Dialoge eine reine Satire gegen die Christen erblicken können. Tryphon ist ein Christ, und weit entfernt, in diesem Dialoge eine lächerliche Rolle zu spielen, gibt er auf die Kritiken des Heiden vortreffliche und sehr christliche Antworten, und auch er spottet über die Götter des Heidenthums, ohne daß der Andere etwas zu erwidern findet. S. übrigens den Anhang am Ende des Werkes.

1) S. Prudent., contra Symmach., und seinen Hymnus auf Laurentius; Tertull., Apol., 32, 39, ad Scapul., 2, de Orat., 5; Lactant., Div. inst., VII, 15, 16, 25; Optat. Milevit, contra Donat., 11.

machte. Das Kaiserreich hatte auch darin einen Berührungspunkt mit der Kirche, daß das eine sich für universell halten konnte, die andere sich dafür halten mußte. Bis dahin gab es in der Welt nur nationale Religionen; und nationale Religionen mußten unter einer kosmopolitischen Regierung dieser Regierung ein gewisses Mistrauen einflößen; Rom hatte die Klugheit gehabt, sie zu achten, aber es überwachte sie. Die unterworfenen und fast assimilierten Völker, denen es ihre Tempel und ihre Götter gelassen hatte, konnten in ihren Tempeln sich als Völker wiederfinden und von da aus gegen ihre Herrn vorgehen. Das war die Gefahr, der Rom in dem Druidenthume, später in dem Judenthume selbst begegnet war. Das Christenthum (und Origenes versteht es, diesen Vorzug geltend zu machen),[1] unabhängig von jedem Zeitverhältnisse, von Ort, Boden, Nation, eine kosmopolitische Religion, wie das Kaiserreich und schon ausgedehnter, als dasselbe, das Christenthum konnte mit Bewahrung seiner Integrität mit allen Völkern, an allen Orten, unter allen Regierungen leben. Man konnte es weder absorbieren, wie sich die elenden heidnischen Religionen hatten absorbieren lassen, noch es vernichten, indem man seine Tempel verbrannte, wie man es bei dem Judenthume gethan hatte. An dem Tage, wo das Kaiserreich in seinem Schoße eine wirkliche Religion hätte besitzen wollen, konnte dasselbe, das sich universell und ewig nannte, keine andere Religion haben, als die Religion, deren Universalität schon so offenbar war, und deren Ewigkeit sich schon so leicht voraus erkennen ließ.

Von einer andern Seite hatte die römische Gesellschaft viele Berührungspunkte mit der christlichen Gesellschaft. Man hat oft gesagt, daß die Einheit so vieler Nationen und so vieler Länder leicht zur Verkündigung einer Religion für alle Nationen und für alle Länder hinführte. Und ferner, wenn man sich erinnert, was ich über die Freiheiten des römischen Reiches gesagt habe, so wird man einsehen, daß sie dem Christenthume zu Hilfe kamen und demselben von außerordentlichem Werthe waren. Bei seinem Auftreten hatte es, von den Juden verfolgt, gegen diese unter dem römischen Adler einen halben Schutz gefunden. Und selbst nachdem dieser Schutz in der ersten Zeit aufgehört hatte, fand es noch in der munizipalen Freiheit einen Schutz gegen die Macht, in der Freiheit der Assoziation einen

---

1) Orig., C. Cels., VII, 26.

Schutz für seine Versammlungen, in der Freiheit der Erziehung eine Sicherheit für die Verbreitung des Glaubens, in der gewohnten Redefreiheit eine Leichtigkeit für das Apostolat. Nach der Sitte des Alterthums fand man überall eine Kanzel und ein Auditorium, nur nicht in den Tempeln.

Man muß selbst bekennen, daß, wenn das heidnische Rom wie unsere modernen Monarchien eingerichtet gewesen wäre, wenn es, was im Verhältnis seiner Ausdehnuug hätte sein müssen, ein Budget von drei Milliarden und ein Heer von zwei Millionen Mann, ein Ministerium des Innern, ein Ministerium der Polizei, ein Ministerium des öffentlichen Unterrichts und ein Ministerium des Kultus mit allem ihrem Zubehör, das heißt ganz das Gegentheil von dem, was persönliche Freiheit, Freiheit der Erziehung, Freiheit des Kultus ist, gehabt hätte; wenn das heidnische Kaiserthum ein bureaukratisches gewesen wäre, das zur Kontrolle einer jeden Einzelheit des menschlichen Lebens eine Hierarchie von Abtheilungchefs, Büreauchefs, Kommis und Expedienten hat; wenn ein christlicher Prediger hätte aufgefaßt werden können nicht allein als Christ, sondern als Prediger; ein christlicher Vater begriffen werden können, nicht allein weil er sein Kind christlich erzog, sondern weil er es erzog; die Gläubigen, die sich vereinigten, begriffen werden können nicht allein als Christen, sondern als solche die sich vereinigten, nnd zwar von einer überall gegenwärtigen und überall bewaffneten Macht; und wenn dann noch das heidnische Reich eine Presse und Journale gehabt hätte, um die öffentliche Meinung zu beherrschen, zu unterdrücken, zu bilden, zu fälschen; dann wäre der Erfolg der christlichen Predigt unmöglich gewesen, oder vielmehr der Erfolg des Christenthums, der ein Wunder gewesen ist, wäre ein doppeltes Wunder gewesen.

Wie die Sache sich auch verhalten möge, zu der Zeit von der wir sprechen, wurde die Sache mit jedem Tage ernster; das offizielle und römische Heidenthum wurde mit jedem Tage leerer, die Unruhe der Gemüter immer größer; die orientalischen Religionen gewannen ihrer Seits an Boden, das Christenthum gewann ebenfalls an Boden; man mußte zwischen jenen und diesem wählen.

Antoninus hinterließ also bei seinem Tode das Reich einer entscheidenden Epoche. Nach den vier Kaisern, die seit dem Tode des Domitianus alle durch ihr Festhalten an der augustalen Politik eine gewisse Sicherheit und durch einen wirklichen Fortschritt eine gewisse

Hoffnung gegeben hatten; nachdem sie also ihre Achtung vor der Vergangenheit und vor der Zukunft bewiesen hatten; nach der von ihnen allen gemachten Aussaat, welche Ernte durfte man nicht erwarten? Antoninus hinterließ einen geliebten, geehrten Adoptivsohn, einen Schüler der Philosophen, eine edle Seele, einen hohen Geist, ein wolwollendes Herz, das Meisterstück politischer, moralischer und wissenschaftlicher Pädagogik seiner Zeit. War er nicht der Sohn, konnten sich die Philosophen sagen, der den Traum des Platon realisierend, endlich die Philosophie unter dem Purpur würde erblicken lassen? War er es nicht, konnten die Philanthropen, wenn es solche in Rom gab, sagen, der den begonnenen Fortschritt weiter führen, dahin gelangen würde, die Unbilden der antiken Welt zu beseitigen, der die Lage der Völker ebnen, die Gladiatorenkämpfe abschaffen, die Sklaven emanzipieren, den Menschen frei und das Reich frei machen würde? War er es nicht, konnten die Christen sagen, der durch seine Einsicht der christlichen Einsicht sympathisch, durch seine Tugend der christlichen Tugend sympathisch, die Wahrheit, wenn auch nicht offen bekennen, doch wenigstens hochachten, aller möglichen Verfolgung ein Ziel setzen und der Kirche das Eine, was sie forderte, die Freiheit geben würde? War er es nicht, der durch die Vereinigung des Reiches mit der Kirche, und indem er dem Staate die Rolle eines Verfolgers nahm, den Geist des Orients besiegen, den römischen Geist dadurch, daß er ihn reinigte, kräftigen, den Sieg der Kirche und das Heil des Staates herbeiführen würde?[1]

Wahrlich, ein freies Jahrhundert wäre mehr als hinreichend gewesen, um den Staat und den Kaiser zu einem christlichen zu machen. Und alsdann hatte das antike Rom, noch frisch in seinem Alter, ein würdiger Herrscher über die Welt, seine Götter aufgebend, ohne etwas von dem aufzugeben, was seine Sitten Gesundes, seine Gesetze Gerechtes, seine Traditionen Ruhmvolles gehabt hatten, ohne gewaltsame Katastrophen den wünschenswerthen aber doch mühsamen Uebergang von der Lüge zur Wahrheit, von dem Laster zur Tugend, von der

1) Wenn Marcus Aurelius, dessen erhabene Moral mit dem Christenthume so viele Beziehungen hat, den Kultus, dessen Vorzüge er besaß, angenommen hätte, konnte diese Umgestaltung nicht damals die politische Reform schaffen und die gerechte und gemäßigte Souveränität begründen, die Rom vergebens suchte? . . . Villemain, de la philosophie stoïque et du christianisme.

heidnischen Sklaverei zur christlichen Freiheit vollbracht. Das Gebäude des römischen Reiches, bei Zeiten durch den christlichen Mörtel befestigt, würde den Einfällen des fünften Jahrhunderts Widerstand geleistet haben; die acht Jahrhunderte Arbeit, die die Kirche gebraucht hat, um das in Trümmer gesunkene Europa zu rekonstituieren, sie hätte dieselben angewendet, um das barbarische Asien zu bekehren, und der Traum von dem vereinigten, getauften, zivilisierten, pazificierten Menschengeschlechte, der Traum, der noch für uns eine Chimäre ist, würde seiner Verwirklichung heut viel näher sein.

Warum ist es nicht so gewesen? Was sind die menschlichen Ursachen dieser Katastrophe des fünften Jahrhunderts, deren göttliche Ursachen die Propheten uns enthüllen? Wie kommt es, daß ein intelligenter und ehrenhafter Fürst den ihm vorgezeichneten Weg nicht betreten und durch Verbannung das Christenthum von sich entfernt hat, anstatt es durch die Toleranz an sich zu ziehen? Wie kommt es, daß nach ihm unverständige und strafwürdige Fürsten, berufen, zwischen dem Orientalismus und dem Christenthum zu wählen, sich für ersteren erklärt und lieber aufgehört haben Römer zu sein, als Christen zu werden, daß sie die Kirche verbannt und Rom herabgewürdigt, die antiken Traditionen und die neuen Offenbarungen von sich gewiesen, dem, worin in der Vergangenheit die Kraft bestanden und das, was in der Zukunft das Heil des Staates ausmachen konnte, entsagt haben? Wie ist es gekommen, daß durch sie, als endlich das Reich in christliche Hände gelegt worden war, es nicht mehr dasselbe war, daß das Blut des alten Roms erstarrt, sein Geschlecht verdorben, seine Energie vernichtet, seine Institutionen verschlechtert waren, mit einem Worte, daß das Gebäude in Trümmer zerfallen, und daß es zu spät war, um es wieder aufzurichten? Wir werden die erste Ursache dieses Verfalles darlegen, indem wir die Geschichte von dem Nachfolger des Antoninus erzählen.

Druckfehler.

S. 335 statt Störung zu lesen Strömung.

Halle, Buchdruckerei des Waisenhauses.